P. o. germ.
1426 ^tb

Strauss

<36604893730010

<36604893730010

Bayer. Staatsbibliothek

Glocken-Töne.

Erinnerungen

aus dem

Leben eines jungen Geistlichen

von

Friedr. Strausz.

Geb. 24. Sept. 1786. Pfarrer in Ronsdorf 1809, in Elberfeld 1814. Berlin 1822 Hof- u. Domprediger als Professor der praktischen Theologie. † 19 Juli 1863 (76 Jahre) [illegible]

Elberfeld,
gedruckt bei Hübner et Heickmann.

Glocken-Töne.

Erinnerungen

aus dem

Leben eines jungen Geistlichen

von

Friedr. Strauss.

Drei Bändchen.

Sechste Auflage.

Leipzig, 1831.
Robert Crayen.

G.n. 2207.

BIB
MON

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Vorrede.

Mich dünkt, daß Erinnerungen aus dem Leben eines Geistlichen viel Aehnliches mit Glockentönen haben, und darum habe ich sie mit diesem Bilde bezeichnet.

An Tönen hält sich überhaupt die Erinnerung am längsten fest und Erinnerungen an kirchliche Dinge an Tönen der Kirche, an Glockentönen.

Ist doch auch das Leben eines Geistlichen eigentlich nur ein Glockenton, ein Ruf in die Gemeinde, daß sie sich zu dem Gottessohne versammele, der Worte des ewigen Lebens redet.

Glockentöne laden zum Feste. So wollen auch diese Erzählungen, anspruchlos und beschei-

den, nur einladen zu dem, der das ganze Leben zu einem Feste machen kann.

Jeder hat in seinem Gemüthe Bilder und Ansichten, die ihm im Laufe des Lebens vor andern lieb geworden und von denen er glaubt, daß sie unmittelbar mit seinem Wesen zusammen hangen. Man fühlt oft das Bedürfniß, sie andern mitzutheilen, und es sind die köstlichsten Augenblicke in dem vertrauten Umgange, wenn ungesucht und unwillkührlich sich die Herzen zu solchen Mittheilungen eröffnen. Fehlt der Freund, so hört doch der Trieb zur Mittheilung nicht auf, und wenn die Umstände verwehren, daß das lebendige Wort warm aus dem Herzen zum Herzen gesprochen werde, so muß das schriftliche Wort die Stelle vertreten.

So sind diese Blätter entstanden. In einer Lage, wo ich mich selten in dieser Hinsicht mittheilen konnte, ergriff ich, wenn das Verlangen groß wurde, die Feder, um das zu schreiben, was ich nicht sagen konnte. Auf solche Weise sind diese Darstellungen mehr aus meinem Herzen, als aus meinem Leben. Die Umgebungen,

Vorfälle, Einkleidungen sind nicht gewählt, wie sie sich wirklich vorfanden, sondern wie sie am besten geeignet schienen, die innere Stimmung auszudrücken. Es sind Erinnerungen aus der Jugend, weil sie innerhalb ihrer Gränzen niedergeschrieben wurden, und weil die Jugend gerade die rechte Zeit für den Ausdruck solcher Empfindungen ist.

Aber aus der Jugend eines Geistlichen sind sie genommen, weil ich gern helfen möchte, daß ein Amt verherrlicht würde, das Verherrlichung verdient. Das Glück, welches es bereitet, ist verborgen vor der Welt, und wer es nicht sucht in den stillen Bewegungen eines Herzens, dem das Unsichtbare lieber ist, als das Sichtbare, der wird nie den sanften Frieden und das innere Glück finden, die in diesem Amte möglich sind.

Was die Form dieser Darstellungen betrifft, so wird sie ihre Schwächen haben. Ich sah nur darauf, daß das Wort, wie es sich in jeder Stimmung aus meinem Herzen hervordrängte, frey, natürlich und ungekünstelt bleiben möchte.

Es hätte noch Mehreres mitgetheilt werden können; allein ich hielt für rathsam, aus der größern Menge fürs Erste nur das auszuwählen, was künftigen, tiefer gehenden Mittheilungen die Bahn brechen könne.

Nehmt dieß denn freundlich hin, Ihr stillen frommen Menschen! Nur Euch mag ich dergleichen anbieten, und nur Ihr werdet es verstehen und empfinden. Wenn Euch bey Einer Stelle wohl wird, so laßt um ihrentwillen die übrigen. Mein bester Wunsch ist erfüllt, wenn Ihr beym Lesen die Nähe dessen verspürt, in dessen Umgange diese Blätter geschrieben wurden.

Ronsdorf, den 11ten Novbr. 1813.

Hirtenruf.

Und alles liegt im Schlafe,
  'S ist tiefe Mitternacht.
Gar finstre Wolken jagen
  Durch's Land mit wilder Macht.
Der Mond verhüllt sein Antlitz,
  Die Sterne leuchten nicht. —
Nur in des Heilands Häusern
  Brennt still das ew'ge Licht.

Doch horch, in der Kapelle
  Leis öffnet sich die Thür',
D'raus wankt mit gold'nem Kreuze
  Ein hoher Hirt herfür.
Es glänzen seine Locken
  Wie Maienblüth' so weiß. —
Was sucht in solcher Stunde
  Bei Gott wohl noch der Greis?

O sieh' nur in sein Auge,
Wie sie voll Thränen sind!
Blickt d'raus doch eine Seele,
So schuldlos wie ein Kind.
O siehe nur sein Antlitz,
Wie senkt er's kummervoll —
Ach wer doch nur auf Erden
Den Greis betrüben soll? —

Und ganz gebückt in Demuth
Hin kniet er zum Altar:
O wißt, sein Haupt umkreisten
Schon ein und achtzig Jahr'.
Und vor dem höchsten Gute
Er tief das Antlitz neigt,
Und faltet müd' die Hände,
Und betet an und schweigt. —

Jetzt hebt er aufwärts wieder
Zum Herrn das Angesicht.
Doch sieh', wie strahlt sein Auge
In martyrfreud'gem Licht!
Die alten Hände strecken
So frisch sich himmelwärts;
In Jünglingsfreud' frohlocket
Sein achtzigjährig Herz.

„O Herr, sieh' mich hier liegen,
Den armen, alten Knecht!
Doch ach, wie soll ich danken?
Mein Dank ist ja zu schlecht!
Dir dankt der heil'gen Mutter
Unzähl'ge Kinderschaar —
Denn ach, du führst und stärkest
Im Streit uns wunderbar." —

„Ich steh' ja schier im Grabe,
Du hast mich jung gemacht!
Mein müder Arm darf halten
Das Schild der heil'gen Schlacht.
In all' den Finsternissen
Hältst du mein Auge licht!
Von all' den Todeswunden
Verblutet's Herz mir nicht."

„Und erst für deine Priester
Wie soll ich danken dir?
Den Engeln war's ein Schauspiel,
Der Kirche gold'ne Zier.
Ich hätt' so gern geleeret
Den bittern Kelch allein —
Es sollt' nach deinem Willen
Wohl anders besser sein."

„O Heil den Eidgetreuen! —
Der Kerker war ihr Dach.
Sie tauschten oft mit Dieben
Und Mördern das Gemach.
Und doch sie blieben freudig,
Gebet war ihre Wehr —
Nun klingt, wie heilig Läuten,
Ihr Preis durch Land und Meer.“

„Und die, die dich verrathen,
Gebrochen ihren Eid,
O laß' mich für sie flehen
In väterlichem Leid!
Kein Kind möcht' ich betrüben —
Ich straft' aus Haß sie nicht —
O mach' die Blinden sehend —
Sei gnädig im Gericht!“ — —

„Doch Herr, schon wieder heb' ich
Heißflehend auf die Hand.
O sieh', der Geist des Irrthums
Schleicht unheilvoll durch's Land.
Ich muß die Wahrheit pred'gen,
Muß scheiden Nacht und Licht.
O prüf' mir Herz und Nieren —
Ich will die Lüge nicht.“

„Du weißt, den Streit nicht lieb' ich,
Der Frieden ist mein Stern,
Mit ein und achtzig Jahren
Hat man ihn wahrlich gern!
Ich dacht' nur noch im Sterben
Zum Kampf mich anzuzieh'n —
Doch nun ist's anders kommen —
Die Seelen fordern ihn."

„Ach meinen greisen Händen
Hast du sie anvertraut!
Du willst es, daß ich wahre
Die Freiheit deiner Braut.
Doch sieh', ich kann nicht reden,
Man schloß den Mund mir zu,
So send' ich keine Boten —
Für mich, o pred'ge du!"

„Wo Einer wankt, da stärk' ihn,
Den Muth'gen mache mild!
O schaff' aus Jedes Herzen
Dein göttlich Ebenbild!
Du Born der Lieb' und Weisheit
Beträufle ihren Mund,
Daß recht als Christusboten
Sie thun die Wahrheit kund."

„Daß mild in alle Seelen
Sie sink' als Himmelsthau —
O hilf dazu mein Heiland,
Hilf du auch heil'ge Frau!
O all' ihr Heil'gen helfet,
Hilf fromme Christenschaar!
O betet, mit uns betet! —
Gebet wirkt wunderbar."

„Ihr habt uns ja durch Beten
So oft gestählt die Wehr' —
O Preis euch hohen Hirten,
Euch Priestern Dank und Ehr'!
O Dank dir für dein Ave
Du ärmstes Mütterlein!
Was ihr für uns nun betet —
Die Engel schreiben's ein."

„Ja, hebt mit mir die Hände —
Zu dem allmächt'gen Herrn,
Daß seiner Braut erscheine
Der Freiheit Morgenstern! —
Ach, meine Seele lechzet
In Frieden heimzugeh'n —
Doch Herr, dein heil'ger Wille,
Nicht meiner soll gescheh'n."

„Wir alle ja dich preisen
Für unsern bittern Trank —
Als süßer Thau er wieder
Auf Hirt und Heerde sank.
Du kehrtest ja zum Segen,
Was sie uns Leids gethan —
Und wie Sankt Stephan ruf' ich:
O rechn' es Keinem an!" — —

Und müde hält er inne,
Die Zähren perlen lind,
Der starke Held ist wieder
Ein demuthsvolles Kind.
Und betend bis zum Morgen
Verweilt er bei dem Herrn —
Da glänzet aus den Wolken
Der gold'ne Morgenstern. —

Und in dem Himmel droben
Da ist gar sel'ge Freud'!
Da liegt als Perl' und Rose
Sein Dulden hingestreut.
Und licht umstrahlt vom Sohne
In aller Heil'gen Kranz,
Flicht d'raus die Gottesmutter
Für ihn den Ehrenkranz. — —

Und hab' ich je gesungen
Ein Lied aus Herzensgrund,
So ist's nur dir erklungen
Und thu' mein Herz dir kund.
Wie Ehrfurcht nur kann grüßen,
Grüß' ich im Liede dich.
Darf's dir dein Leid versüßen —
Dann, Vater, segne mich.

Am Feste der heiligen drei Könige 1854.

Oscar v. Redwitz.

Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

Inhalt.

Erstes Bändchen.

1. Der Abend vor der Frühlingsfeyer . . . Seite 1
2. Mein Herbsttag . . . . „ 11
3. Die Christnacht . . . . „ 28
4. Der Jahreswechsel . . . . „ 46
5. Des Herrn Nachtmahl . . . . „ 56
6. Die Einsegnung der Kinder . . . . . . „ 71
7. Der Einzug in der Gemeinde . . . . . „ 87

Zweites Bändchen.

1. Die goldene Hochzeit . . . . „ 105
2. Die Mitternacht . . . . „ 123
3. Die Sterbende . . . . „ 136
4. Die Hausandacht . . . . „ 154
5. Die Bethstunde . . . . „ 168
6. Das Fest der heiligen drey Könige . . „ 186
7. Die erste Predigt . . . . „ 200

Gärten und Blüthenbäume, bald von der andern in die tiefen Wiesen, und das frische Laub der Waldungen, und dann trat die theure Gemeinde mir vor die Seele, und ich eilte wieder zur Predigt, und so war es fort gegangen bis zum Abende. Aber nun war es mir unmöglich, länger daheim zu bleiben. Kann ich in solchen Stunden nicht reden, so ist es mir, als müßte ich wenigstens wandeln.

Ich machte mich auf. Mein Herz schwamm in Wonne; mein Geist dachte an Gott, und mein Auge suchte überall die Spuren seiner Herrlichkeit. O wie mich da alles begrüßte! Als ich hoch im Garten auf dem obersten Grasplatze stand, und die ganze Gegend, die blauen Berge und die schwarzen Gründe und das Städtchen überschaute, zwischen dessen Wohnungen sich die blühenden Kirschbäume erhoben, und dann auf die nächsten Umgebungen sah: da riefen mir die Nagelblüthen, da die Mayblumen, da die Kirschblüthen, da alle Blumen zu: Sey uns gegrüßt, Jüngling, Bruder! Siehe, wir sind auch Jünglinge und Jungfrauen; komm in unsere Reihen; wir opfern dem Vater im Himmel; komm, du Diener des Worts im Tempel mit Menschenhänden gemacht, sey es auch im großen Gotteshause, — das ist ja der Mensch in der Natur, — wir wollen dich hören. Und laut jauchzte ich auf und sprach meine Psalmen und Feyergesänge. Die Leute, die vorübergingen, sahen mich verwundert an über die Hecken, und sagten: der Pfarrer studirt auf morgen.

Aber ich konnte auch auf dir nicht bleiben, liebliche Höhe, Altar Gottes, von dem so oft meine Seele emporgestiegen. Hinaus, hinunter mußte ich, und meine Wonne durch die ganze Gegend tragen und meinen Jubel von der

Höhe hinab in das Thal. Da klopften die Eisenhämmer, die Gänge waren dunkel geworden, die Wiesen verbreiteten ihren zarten Wohlgeruch, und ein lieblicher Mayduft umwehte mich wie Himmelsathem von allen Seiten. Wie einst bei der Schöpfung der Geist Gottes auf den Wassern schwebte, so schien er mir jetzt auf den Wipfeln der Bäume, auf dem Moose am Boden, auf der ganzen Aussicht und auf dem freundlich verborgenen Städtchen zu schweben. Aus dem freundlich verborgenen Städtchen blickte die Kirche hervor. O wie das Herz mir schlug, als ich dich erblickte, theures Gotteshaus, in dem ich heute vor drei Jahren die heilige Weihe empfing. Von der ersten, zitternden, scheuen Begeisterung damals, bis zu der vollen, kühnen am heutigen Tage, — der ganze Gang, alle Freuden und Leiden meines Pfarrlebens kamen mir wieder vor die Seele, und ich konnte nur danken und preisen. Liebes Kirchlein, o du mein Himmel auf Erden, mein wahrhaft Gotteshaus, wie oft habe ich in dir das Vorgefühl des ewigen Lebens empfunden! Wenn ich in dir stehe, begeistert unter den Andächtigen, da möchte ich nimmer von der Kanzel, nimmer von dem Altare hinweg. Wahrlich Gottes Diener zu seyn auf Erden, Jesu Bothschafter an die Menschen — das ist unter allen Aemtern das schönste, unter allen Lebensweisen die seligste!

Ich sah mein Fichtenwäldchen. Auch da mußte ich seyn, und an jeder Lieblingsstelle sehen, wie das Neue so schön geworden. Es umfing mich nach langer Zeit wieder das feyerlich Düstre seiner Schatten. Ein wehmüthiger Schauer fuhr durch meine Glieder, als ich jener Frühlingstage in der Ordinationszeit gedachte, wo ich dieses Wäld-

chen mir zum heiligen Haine geweiht hatte. Ein Hain gehört zum Pfarrerleben. Ich lobe mir die Alten, die bei ihren Altären in Hainen wohnten. Als ich in diese Gegend kam, war es das Erste, mich umzusehen, ob ich nicht auch zum Altar einen Hain finden würde. Ist doch dann der Eindruck, den ein mit Menschenhänden gebauter Tempel auf den Eintretenden macht, der richtige, wenn er dem eines Haines gleicht. Hain und Schauer der Dämmerung und die heiligen Geheimnisse eines in Gott verborgenen Lebens liegen sich sehr nahe. Nun war ich in dem Haine, aber alle Herrlichkeit des Lenzes verschwand mir in seiner Dämmerung vor dem Schauer der höhern Welt, die ich ahnete. Es war eine eigene Stimmung, in der ich ihn nach einiger Zeit verließ. Ich gedachte der seligen Stunden, die ich schon in seiner Umschattung durchlebt hatte, und der Zeit meiner ersten Liebe zur Kirche. Da fragte tief aus dem Herzen eine Stimme hervor: ob dieses Feuer, dieses Glück, und diese Liebe auch wohl bleiben werden? — Wie? erhoben sich tausend Stimmen dagegen, nicht bleiben? Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott und Gott in ihm. Nein, wie der sichtbaren Sonne Licht wohl auf und untergeht, und nicht in jedem Augenblick an jeder Stelle der Erde scheinet, so mag auch wohl dieses armen Lebens Licht und Wärme auf kurze Zeit untergehen, aber aufgehen wird es auch immer wieder, und was Gott mir gegeben, soll die Welt mir nicht nehmen. Ich bleibe ein Jüngling, in Feuer, Glück und Liebe, auch wenn graue Haare auf meiner Scheitel stehen.

Unter solchen Selbstgesprächen kam ich in die Wiesen herab. Da sprangen die Kindlein meiner Gemeinde, die

zarten Schäflein der Heerde, und pflückten Blumen, und jagten sich und freuten sich in ihrer Unschuld. Auch ein Opfer! dachte ich, das dem Herrn gebracht wird, aber die Priester wissen nicht, daß sie Priester sind. Siehe, da sprangen alle an mir herauf und reichten mir ihre kleinen Händchen, und küßten sie und sprangen wieder hinweg.

Liebliche Kindheit, du bist der rechte Frühling des Lebens! Da grünet noch jede dürre Stelle, jede Pflanze hat ihre Blüthe, jeder Tag seine Freude, jede Jahreszeit ihr Spiel, und Thränen und Jauchzen wechseln mit derselben Leichtigkeit. Ach, liebliche Jugend, wenn du nur wüßtest, wie schön es in dir ist! Deine Engel sehen allezeit das Angesicht des Vaters im Himmel.

Aber ein schönerer Frühling kam noch, du theure Sophia, blühende Schwester! Ich eilte an dein hochschlagendes Herz, und hielt dich in meinen Armen. Aus deinem großen schwärmerischen Auge strömte frommes Entzücken. Wie freute ich mich, daß du jetzt gerade den Bruder besuchtest, und daß du in diesem Augenblicke mir begegnetest! Nun hatte ich ja in dir unser Vaterhaus, und die schöne Jugend, die Liebe der alten Aeltern, und dein reines frommes Herz — den Frühling meines Lebens, in dem Frühlinge des Jahres. „O wäre doch der ehrwürdige, alte Vater hier, sagtest du, noch heiliger wäre mir dieser schöne Abend. In seiner Nähe ist mir Alles geheiligt.“ Unsere Augen wurden feucht, und wir schieden.

Ich stieg den Berg hinan zum Hause des Herrn. Das mußte ich vor allen an diesem Abende begrüßen, und es weihen auf morgen, wenn auch nur mit Blicken des Ver-

langens. Wäre es schon Morgen, stände ich schon oben! Also werde ich anheben:

Seyd mir willkommen geheissen, im Hause des Herrn, meine Freunde. Meine Pulse schlagen höher, mein Herz schwebt in Wonne, mein Mund fließt über von Dank und Lob, denn ich will von der Frühlingsfreude reden!

Ehe ich auftrat, ist mein Gebeth zu Gott gegangen, daß mir wiederkehren möge alle Gluth und Freude, alle Lust und Feyer, aller Segen und aller Preis, die ich oft in diesen Tagen empfunden, daß sie von neuem erfüllen mögen mit dem vollen Gefühle des neu erwachten Lebens das hochbeglückte Gemüth; daß sie mir helfen mögen, in Strömen der Begeisterung zu reden und das Wort zu finden, das Euch gleichfalls entzünde, und die Herzenssprache, die wie ein laufend Feuer durch das Ohr Euch dringe in des Herzens tiefuntersten Grund! Denn siehe, der Winter ist vergangen, der Regen ist weg und dahin. Die Blumen sind hervorgekommen im Lande. Der Lenz ist herbeikommen.

So sprach der Sänger des hohen Liedes. — Im schönen feurigen Morgenlande schlug seine flammende Seele in Liebe und Freude empor, und unter den Düften und Farben des blühenden Osten ergoß sich das wallende Herz in heiligen Gesängen; man athmet den Jugendodem aus Morgen, wenn man lieset in seinem Frühlingspsalm: „Die Turteltaube läßt sich hören in unserm Lande, der Feigenbaum hat Knoten gewonnen, die Weinstöcke haben Augen gewonnen, und geben ihren Geruch.“ Stehet auf, meine Freunde, und kommt, o kommt her, draussen ist Morgen-

land, Jugend und Frühling; denn siehe, der Winter ist vergangen, die Blumen sind hervorgekommen im Lande. Der Lenz ist herbeikommen.

Höre ich Klagetöne? Dringen sie aus Eurer Brust über des Lebens Leiden in mein Ohr? O verstopft Euch selbst nicht die Quellen der Freude, verbindet Euch nicht die Augen, verhärtet nicht Euer Herz! Freilich die Menschenwelt ist voll Jammers, und blutend kehrt das Herz heim aus den Sorgen der Nahrung, und den Kümmernissen der Ehre. Werft sie heute weg von der armen, gepreßten Brust! Nein, zieht sie herein in eure Freude, und verklärt sie in Euerm Danke, und laßt alle Traurigkeit Wonne werden; denn siehe der Winter ist vergangen, der Regen ist weg und dahin. Die Blumen sind hervorkommen im Lande. Der Lenz ist herbeikommen.

Zu dir erheb' ich Herz, und Blick, und Stimme, du heiliger Gottes- und Menschen-Sohn! In jenen seligen Tagen, als Du noch auf der Erde wandeltest, — es waren ihre schönsten — da standest Du gern an den blühenden Ufern des Sees Genezareth, gingest gern zwischen den wogenden Saaten in Galiläas Gefilden, sahest gern, wie die Cedern auf Libanon ragten, die Rosen zu Jericho blüheten, die Palmen zu Engeddi weheten. Unter Oelbäumen wandeltest Du mit Deinen Jüngern, und aus Deinem Munde freuen wir uns noch des Frühlingswortes: wenn der Feigenbaum saftig wird, und Blätter gewinnet, so wisset, daß der Sommer nahe ist. O Du eingeborner Sohn des Vaters voller Gnade und Wahrheit, Du König und Hohepriester, beseelige uns heute mit Deiner Nähe, und laß Deine Stimme aus der blühenden Welt an unsere See-

len reden, damit wir geheiligt und gereinigt, in Deiner Nähe einen überirdischen Frühling feiern, und wiedergeboren zu einem neuen Leben in höherer Bedeutung ausrufen: Siehe, der Winter ist vergangen, der Regen ist weg und dahin, die Blumen sind hervorgekommen im Lande. Der Lenz ist herbeikommen. —

Ob ich's gesagt, oder ob ich's nur gedacht, als ich unter der Vorhalle der Kirche stand, ich weiß es nicht. Es war unterdeß ein Gewitter gekommen. Der Blitz umleuchtete mich, der Donner hallte über mir — in langsamen dicken Tropfen stürzte der Regen herab, und hörte bald wieder auf. In der Zeit hatte ich, sinnend auf morgen, unter der Vorhalle gestanden. Als der Regen aufgehört hatte, wollte ich über den Kirchhof heim kehren. In dem hohen Baumgange trat mir der alte Andreas entgegen, der so andächtig mir gegenüber sitzt in der Kirche, und so fromm alles auf sich und sein Leben anwendet — dieses Symeons Antlitz, auf dem geschrieben steht: Herr, nun lässest du Deinen Diener im Frieden fahren. Wie mir heute Alles zum Frühlingszeichen werden sollte, so wurde es mir auch dieser Greis. Auf seinem alten tiefgefurchteten Antlitz schwebte ja ein himmlischer Lenz voll Hoffnung, und seine ganze Seele war Erwartung eines neuen Himmels und einer neuen Erde. Wie geht's? fragte ich ihn. Er erwiderte: Ich habe Heimweh, Herr Pfarrer. Ich sagte: gerade jetzt im Frühlinge? Ach Herr, antwortete er, ich bin auf dem Kirchhofe gewesen, meine Entschlafenen haben mir wieder so viele Grüße und Bothen geschickt, daß ich nun wohl nicht lange mehr ausbleiben darf. Jedes Grab der Meinigen hatte wenigstens Eine neue Blume. Das ist

jedesmal so viel, als ein neuer Gruß von jedem Heimgegangenen. Der irdische Frühling scheint nicht recht mehr zu diesem Wintergewande zu passen, er ruft mich nicht mehr zu meiner Mutter, der Erde, sondern zu meinem Vater im Himmel. — So sprach er noch lange über sein Heimweh im Frühlinge, ehe ich fürder ging.

Ich war auf dem stillen, dicht beschatteten Gottesacker. Wäre ich auf ihm nicht gewesen, so hätte mir etwas gefehlt an der Frühlingsfeyer. Wer im irdischen Frühling nicht den himmlischen genießt, versteht keinen von beiden. Nirgend ist die Gestalt des Frühlings heiliger als auf dem Kirchhofe, vor allen auf dem unsrigen, wo man aus dem dichten Pappelgebüsche eine so weite Aussicht auf die Gegend, die Landstraßen, und, ich möchte sagen, auf das Leben hat, denn die gebührt den Gräbern. Auf des frommen Vorgängers Grabe knospeten schon die weißen Rosen. Eine treue, kindliche Seele, die auch durch's Grab hindurch noch Dank sagen wollte, hatte sie gepflanzt. An diesem Grabe verweilte ich am längsten. Hier schläft der Hirt in der Mitte seiner theuern Heerde. Das treue Herz, das ihre Freuden heiligte, und ihre Schmerzen mäßigte, das so oft bewegt war in Gebeth und Fürbitte, das keine größere Freude kannte, denn daß seine Kindlein in der Wahrheit wandeln, verläßt sie auch im Tode nicht, und schläft im Frieden bei den Seinigen. Es ist gebrochen und verweset; aber seine Liebe lebt noch in den Herzen der hinterlassenen Gemeinde. Droben, Du treuer Hirt, leuchtest Du wie die Sterne, und hier erwärmt Dein Andenken noch manches dankbare Herz — und auch das Deines Nachfolgers!

Auf den Gräbern, an denen ich selbst schon gestanden, und die Hülle manches Freundes der Erde geweiht hatte, grünten die ersten Gräser. Seyd mir gegrüßt, ihr freundlich grünenden Gräser, seyd mir ein Unterpfand, daß aus dem Tode das Leben kommt! Es waren zum Theil liebe Menschen, über deren Häuptern ihr aus der Erde keimt; und nun senden sie zum Zeichen ihrer Liebe, und ihres Andenkens diese Sinnbilder der Hoffnung aus den Gräbern herauf. Ich fühle mich in unsichtbarer, heiliger Gemeinschaft; ich empfinde, daß eine höhere Welt mir nahet, wo ein ewiger Frühling grünet. Der irdische Frühling vergeht, der Sommer kommt, die Blumen schießen in Samen, und keine von ihnen allen bleibt. Es wird Herbst, und bald ists Winter und Frost. Dann ist der Wald entlaubt, kein Kindlein ist auf der Wiese, die Schwester ist weggezogen, und die letzten Blätter fallen zur Erde, und bald kehrt dann ein neuer Frühling wieder. Aber einst, wenn alle Frühlinge meines Lebens abgeblüht, alle Blumen abgefallen, alle Abschiede genommen sind, dann bricht ein ewiger Frühling ein, jenseits. Was hier mir welkte, finde ich dort wieder, jede schöne Stelle des Lenzes, jede theure jugendliche Gestalt, jede Stunde voll Begeisterung. Hier ist nur Ahnung, dort ist der wahre Frühling.

Als ich das dachte voll Wehmuth und Sehnsucht, schlugen die Glocken zusammen, und läuteten den Sonntag ein. Es war kühl in der Luft geworden. Alles duftete um mich her. Der Gesang der Nachtigall erscholl von neuem. Ein Regenbogen stand im Osten, so breit und hell, so glänzend und triumphirend, wie ich noch nie einen sah. Ich kehrte heim, und aus dem Fenster der Bücherstube blickte

ich noch einmahl in den Frühling hinaus, und grüßte die Schwester. Dann blieb ich still und froh, bis am Morgen die Glocken wieder läuteten, die Kirchgänger hinauf zogen zum Berge des Herrn, und ich anfing zu verkündigen ein neues Jahr unsers Gottes. —

So feierte ich den Sabbathabend vor der Frühlingsfeier.

2.

Mein Herbsttag.

Von meiner Kindheit an hat der Herbst am stärksten unter allen Jahreszeiten auf mich gewirkt. Ein gewisser Hang zur Wehmuth, der in meinem Gemüthe liegt, fand reichliche Nahrung in ihm, und ich erinnere mich noch aus meinen Kinderjahren, daß ich einen ganzen Tag in einer freudigen Rührung hinging, wenn mir so etwas recht Herbstliches vorgekommen war. Nie aber habe ich die ganze Stimmung des Herbstes so rein empfunden, als an dem Tage, den ich jetzt beschreiben will. Ich glaube, daß jeder Mensch in seinem Leben Einen Tag hat für jede Jahreszeit, worin er ihr Eigenthümliches am stärksten und reinsten in sich aufnimmt. Einen solchen Tag sollte man sich recht nahe und deutlich im Andenken halten, wie denn auch unser Gemüth uns bei ähnlichen Anklängen wieder in

ihn versetzt, und jedes spätere Gefühl auf dieses erste und stärkste zurückführt. Ich habe dies bei meinem Herbsttage — so will ich ihn vorzugsweise nennen — oft erfahren, und erzähle jetzt von einem Bilde, das unvergänglich in meinem Herzen lebt. Es ist mir um so theurer, da so viel Herbstliches, so viel Heimweh und Wehmuth in dem Leben des Geistlichen vorkommt, und ich mich gern aus jeder Anregung desselben in meinen Herbsttag versetze, damit mir im Schmerze der Trost und in der Wehmuth die Hoffnung nicht fehle. Damals erfuhr ich beide aufs lebhafteste, und in dem störenden Treiben des Lebens kann man sie oft nicht beisammen haben, wie man sollte.

Die Aernte war schon einige Zeit vorüber. Wir hatten sie froh und fromm gehalten. Nachdem der letzte bekränzte Wagen mit Getreide unter Aerntegesängen hereingebracht war, und der reiche Obstertrag den Kindern einige schöne Tage veranlaßt, auch am frühen Morgen der Bienenstand von seinem Ueberflusse hatte abgeben müssen, hatten wir im Genusse nicht vergessen, dem Geber so vieler Gaben für seine Treue zu danken, die groß, und für seine Barmherzigkeit, die alle Morgen neu ist. Dieß Alles lag schon hinter uns. Der Weinmonat war hereingebrochen, und immer mehr und mehr zerfiel die Herrlichkeit der Welt, und alles wurde herbstlich düster und verwelkte. Der Samstag Abend schien nur die äusserste Spitze eines schweren, traurigen, langen Feierabendes zu seyn. In der Nachbarschaft fielen die taktmäßigen Schläge der Drescher. Eine lange Reihe von Hausmüttern und Mägden, auf dem Kopfe Körbe, die von dem letzten Aerntesegen gefüllt waren, zog vor den Fenstern vorbei. Dann und wann er-

schien ein Wagen mit versäumtem Feldertrag. Das letzte Obst wurde im Baumhofe abgenommen. Das verdorrte Holz der Gärten loderte in Feuern auf, und man spürte schon die zunehmende Kälte. Am Sonntag Morgen wehete der kalte Hauch des Herbstmorgens herein, als ich die Fenster öffnete, obgleich die Sonne schien. Ich sahe nach den letzten Blumen, die als ein werthes Geschenk sorgsamer gepflegt und länger erhalten waren, als die andern, und auch sie waren gewelkt. In der Nacht hatte es gereift. Wie nun die Sonne schien, rieselten die erfrornen Blätter von den Bäumen, und rauschten wie klagend in ihr Grab. Das erinnert mich jedesmal an das Ende unglücklicher Menschen, die nach einer zerstörenden Frostnacht späterhin den Sonnenschein des Glückes nicht mehr ertragen können, und wenn wir hoffen, das erkaltete Herz werde nun wieder aufthauen, und noch eine Weile recht munter schlagen, so bricht es und sinkt in sein Grab, wie diese Blätter im Sonnenschein nach dem nächtlichen Reife. Diese Erinnerung hatte alle alte Wehmuth wieder aufgeregt, und als ob sie heute von der Natur aus zu ihrer Höhe kommen sollte, verblich schon gleich wieder das Sonnenlicht, nach und nach legte sich ein trüber Schleier über die Gegend, und bald hatte der dichte Nebel alles umzogen. Er hielt noch an, als wir zur Kirche gingen. Was ich mir vorgenommen zu reden, mußte ich liegen lassen, denn es paßte nicht zu der Stimmung, in der ich jetzt war. Dem Herzen thut man nie ungestraft Gewalt an, und die Rede muß es büßen, wenn der Redner ein gegenwärtiges, starkes Gefühl verläugnet. Er sollte es nie. Da es mir nur darauf ankommt, meine innere Stimmung

zu schildern, so will ich Einiges aus der Predigt hersetzen, wie ich sie vielleicht sprach. Worte und Wendungen gab der Augenblick, und sind mit ihm vergangen; aber der Ton, den ich gehalten, und der Gedankengang, dem ich gefolgt, sind mir im Gedächtniß geblieben.

Das Gras ist verdorret, die Blume ist abgefallen; aber des Herrn Wort bleibet in Ewigkeit. Diese Worte sind Worte des Heimwehs. Sie reden von der Vergänglichkeit des Irdischen und von dem Bestande des Ewigen. Ein Gefühl, das beides umfaßt, und eine heilige Sehnsucht darauf gründet, ist Heimweh. Zu keiner Zeit im Jahre wird uns dieß Gefühl näher gelegt, als jetzt. Darum ist der Herbst eine Zeit des Heimwehs für den Menschen.

Schon sofern er mit der Natur lebt. Ein höheres Leben im Glauben ist uns gegeben, und eine heilige bessere Welt, in der wir Bürgerschaft haben sollen. Allein der irdischen mögen wir uns nicht ganz entreissen. Wir leben mit der Natur. Der natürliche Mensch gehört ihr ganz an. Der höhere reißt sich zwar von ihr los, wenn er in sich kehrt, und nicht mehr von aussen nach innen lebt, sondern von innen nach aussen. Aber bald, wenn er in der inneren Welt heimisch geworden, wendet auch er sich freundlich zurück zu der Natur, und wird sich bewußt, daß er mit ihr lebt, und daß der Herr sich offenbare, wie am Herzen, so auch an der Natur. Dann wird die Umgebung verklärt zur Stimmung. Jeder Frühling verherrlicht sich in seinem Herzen zur Hoffnung, jeder Herbst zur Wehmuth. Wenn der Herbst herannahet, die Abende früher sinken, das Angesicht der Sonne blutroth wird, indem sie

scheidet, und die Nebel ziehen über die Felder; wenn falb und braun unsere Wiesen und Wälder stehen, und die Farbe der Hoffnung sich in die Farbe der Vergänglichkeit verwandelt; wenn nach kalten Nächten beim ersten Sonnenblick die verdorrten Blätter von den Bäumen rauschen: dann regt sich in unserm Herzen tiefe Wehmuth. Dunkel ist der Himmel überdeckt, und nur selten dringt ein matter, schneller Sonnenstrahl hindurch, gleichsam als der letzte Liebesblick eines sterbenden Freundes. Die Vögel des Himmels ziehen hinweg weit über Berg und Thal, über See und Land, und verlassen die arme Wintergegend. Viel verläßt uns; die Blumen verschwinden, die Wärme nimmt ab; Tod ist das Wort, das überall erschallt, und Tod, das nachhallt in der Menschen Seele. Eine traurige Ahnung zieht in unserm Herzen herum; ein geheimes Leid thut sich kund; wir möchten auch wohl fort, hinaus, hinweg! wir fühlen Heimweh.

Indem wir mit der Natur leben, öffnen wir ihr, als einer treuen Gefährtin, das Herz für ihre Sprache, aber wir antworten ihr auch. Sie wirkt auf uns, aber wir wirken auch zurück. Unsere Antwort und unsere Arbeit muß sich nach ihrer besondern Lage richten. Wie ihre Einwirkung auf uns verschieden ist, so ist es auch unsere Thätigkeit. Im Lenze wird gesäet, und in Hoffnung gepflanzt; im Herbste wird geärntet und in Scheune gesammelt. Man trifft Anstalten zum Erdulden einer armen verlassenen Zeit, eines rauhen und kalten Winters. Wie am Abende des Lebens, in der Nähe des Todes jeder Vorsichtige seine Angelegenheiten ordnet, das Ferne beitreibt, das Geschäft beschließt, den Freunden Lebewohl sagt, und dann in Ruhe

und Ergebung die Abschiedsstunde erwartet, so treiben wir die Arbeit am Abende des Jahres. Es ist als rüsteten wir uns zur baldigen Heimkehr, und das geschieht nicht ohne die Freuden und Schmerzen des Heimwehs. Die Welt ist im Herbste ein großes Sterbhaus. In einem Sterbhause geziemt sich nicht Freude; man sieht den Sterbenden, wohin man sich wendet; und alle Arbeit, die noch im Hause geschieht, ist darauf gerichtet, den geliebten Todten mit Ehren ins Grab zu bringen. So ist die Schöpfung im Herbste ein großes Trauerhaus; tausend Sterbende hauchen vor unsern Augen ihr Leben aus; alles trauert, und unsere Arbeit geht darauf hin, die Leichen zu ordnen und zu bestatten. Wir sind allein, und alles ist einsam. Es ist ein Schweigen in der Natur, wie unter Todten. Dann ist es Heimweh, Schmerz des Abschiedes, was uns erfüllt; Trauer, daß wir bleiben; Sehnsucht hinaus nach der Heimath. Das Gras ist verdorret, die Blume ist abgefallen; aber des Herrn Wort bleibet in Ewigkeit.

Doch das ist nur Eine Seite. Der Herbst ist eine Zeit des Heimwehs, auch so fern wir in der Natur leben. Mit dem Körper leben wir in der Natur. Was sie trifft, trifft auch ihn, er ist denselben Gesetzen unterworfen, derselben Regel der Vergänglichkeit und des Fluches. In der Natur schauen wir im Herbste zurück auf eine schöne Vergangenheit. Eine Zeit voll Licht und Leben, ein Frühling voll Blüthen, ein Sommer voll Frucht, Monate voll Arbeit und Freude sind geschlossen. Wehmüthig stehen wir, und nehmen von dem Allen Abschied. Was haben die Abende, was haben die Morgenstunden uns gebracht, was die vielen Stunden des langen Tages? Stan-

den wir nicht oft mit einem überströmenden Herzen vor der schönen Welt unsers Gottes? Blühete und jauchzte nicht alles um uns und in uns? Das ist nun vorüber! Jeder Augenblick im Leben ist der Scheidepunkt der Vergangenheit; wir fühlen es aber nie mehr als im Herbst. Da kehren noch Ein Mal die köstlichen Bilder der Vergangenheit zurück. O lebt nun alle wohl, ihr schönen Tage und Stunden, ihr kommt nie wieder, und waret doch so schön! Nun erfahren wir, wir sind nicht daheim, wir sind in der Fremde. Wir fühlen Heimweh.

Wir leben in der Natur und gehen mit ihr manchem Leiden entgegen. Die Natur steht vor dem Winter, vor der Kälte, vor dem Tode. Wie wird in ihm sich alles verändern? Welche Leiden werden uns verwunden, welche Sorgen werden uns drücken, welche Hoffnungen werden für uns zu Grunde gehen? Der Herbst ist eine gefährliche Zeit. Wer wird von uns erkranken, welche Uebel wird der Winter uns bringen? Der Herbst ist das Alter der Natur. Auch uns kommt es nach Gottes Willen, es kommen die Jahre, wo die Kraft gelähmt, wo Schönheit und Jugend verblüht, und das Herz tausend Freuden verschlossen ist. Und dann kommt der Tod. Der Herbst ist eine Zeit des Sterbens. O Gott, wie wird mir dann seyn, wenn diese schwere Stunde erscheint? Wird mein Herz reiner, und mein Wandel heiliger seyn? Werden der Lieben viele um mich stehen, und die erkaltende Hand mit ihren heißen Thränen zum letzten Male erwärmen? Werden dann meine Werke mir nachfolgen, und wird eine himmlische Stimme mir zurufen: Gehe ein zu deines Herrn Freude? Wird dann noch ein treuer Freund auf

meinem Grabe eine Rose pflanzen und auf den Grabstein setzen: „Hier verweset ein Herz, das oft in unendlicher Freude geschlagen, oft in namenlosem Schmerz gezittert hat. — Aber seine Freude war in Gott, und sein größter Schmerz über Sünde und Schwäche. Das bleibt mir nun allein, — steh, Wanderer — und alles Andere ist hin!" Und wird dann die Leichenrede nur ein verheißungsvolles Amen seyn, zu dem langen Gebete, das mein Leben seyn möchte? Ja, Freunde, die sterbende Natur ist eine Mahnung an unser eigenes Sterben. Jedes fallende Laub soll uns sagen: so fällt auch von deinem Leben eine Freude nach der andern ab. Jede öde Wiese soll uns sagen: so ist die Erde ein großer Gottesacker, wo die Gebeine der Deinigen ruhen, bald auch deine Gebeine. Jeder Sonnenblick soll uns sagen: so will die ewige Gnade uns erleuchten, die Thränen sind gezählet, der Hüter Israel schläft und schlummert nicht. Der ganze Herbst soll uns sagen: Du lebst in der Natur, und du leidest und stirbst mit ihr. Das Gras verdorrt, und die Blume fällt ab.

Aber des Herrn Wort bleibet in Ewigkeit. Damit geht unser Blick höher, und unser Heimweh wird himmlisch. Wir leben über der Natur. Die Vergänglichkeit des Irdischen verweiset uns auf das wahre Ende, das nur Ein Mal kommt und alles beschließt. Ist ein Herbst in der Natur vorüber, so beginnt ein neuer Lauf der Jahreszeiten, es kommt ein anderer Herbst und so immer weiter. Aber wenn unser Herbst vorüber, der Tod uns einmal erschienen ist, kehret nichts wieder. Der Lauf ist vollendet, wir gehen zur ewigen Heimath und schauen Gott, an den wir hier glauben, dort von Angesicht zu Angesicht. O es

wäre unerträglich, denselben Gang noch einmal zu machen, von Kindeswahn zu Jünglingsthorheit, von Mannes Plage zu Greises Schwäche! Das ist unser Heimweh, daß wir uns sehnen nach dem Ende alles Vergänglichen, und heraus aus den Gesetzen des Wechsels und der Fremde.

Doch das Wiederkehrende im Irdischen verweiset uns auf das ewig Bestehende, unser wahres Vaterland. Wir haben hier keine bleibende Stätte, die zukünftige suchen wir. Nicht schöner können wir das Ewige benennen, als unser Vaterland. Das wahre Ende ist auch der wahre Anfang. So wird Herbstes Wehmuth zum Heimweh. Hier sind wir in wilder Fremde, man liebt uns so selten: häufig ist man hart gegen uns; man scheint nicht zu wissen, woher wir sind. Droben ist das Vaterland. Da ist die Heimath, aus der wir stammen und deren Spuren wir an uns nicht verwischen können. Da das ewige Vaterherz, nach dem wir uns sehnen, mit seinem gränzenlosen Erbarmen, und seiner überschwänglichen Liebe. Da unsere Todten. Sie waren unser und werden uns einst Willkommen zurufen. Da im Vaterlande bist du, Jesus Christus, du Helfer und Retter, Bruder und König, du, dessen Kreuz unser Stern, dessen Tod unser Leben, dessen Liebe unsere Seligkeit ist. Des Christen Heimweh ist Sehnsucht nach dem Himmel — Verlangen nach Gott. Darum ist dieses Heimweh in seinen bittersten Schmerzen unsere höchste Freude, in seiner dringenden Unruhe unser köstlicher Friede, in einer Welt voll Vergänglichkeit, ein ewiges Wort Gottes. Das ist der reinste und höchste Sinn von dem heiligen Ausspruche: das Gras ist verdorret, und die Blume abgefallen; aber des Herrn Wort bleibet in Ewigkeit. — —

Diese Rede war Erguß des Herzens gewesen. Gedanken, Bilder, Empfindungen drängten sich zu sehr, und ich sehe, daß es mir mißlingt sie in gehöriger Ordnung wiederzugeben. Doch der erste Segen fehlte ihr nicht, nämlich der am Herzen des Redenden. Als ich aus der Kirche ging, bemächtigte sich meiner jener heimwehartige Gedanke, den wir oft hegen, wenn wir wähnen, daß uns einmal mehr, wie gewöhnlich, das innere Leben des Herzens offenbar geworden. Möchten doch die Aeltern, Schwestern und die fernen Freunde gegenwärtig seyn, und diese Feyer mit mir halten! war mein Wunsch. Mich dünkt oft, als könne das Tiefste aus meinem Herzen zunächst nur für sie gesagt seyn. Vor ihnen sprach ich die ersten, scheuen Versuche. Sie faßten schon damals in der sehr ungeübten Form das Innere auf. Darum möchte jedes klärer ausgesprochene auch wieder zu ihnen zurück. Glücklich sind alle zu preisen, welche die Menschen zu Zeugen und Theilnehmern ihrer Erfahrungen behalten, die den ersten hervorbrechenden Zeichen des neuen Lebens Willkommen zugerufen haben. Aber wenige können sich dieser Gunst rühmen. Den meisten entfällt in ihren schönsten Stunden unter den Freudenthränen eine Thräne des Schmerzes, und wenn der Mund es auch nicht vorbringt, so ruft doch das Herz: ach, daß ihr nicht mehr lebt, ihr liebreichen Aeltern, ihr theilnehmenden Pfleger meiner Jugend, und daß ihr so fern seyn müßt, ihr frühen, alten Freunde, und die Früchte nicht sehen könnet, zu denen ihr den Keim und die Blüthe mit so treuer Sorgfalt pflegtet und schirmtet.

Diese Gedanken waren nur die Fortsetzung von dem, was in der Predigt vorgekommen war. Aber es sollte sich

heute nicht bloß in Gedanken, sondern auch im Leben fortsetzen. Das hingesprochene Wort wird oft die Ahnung und Weissagung der Begebenheiten und Zufälle, zum Beweise, daß es ein großes, von uns unerkanntes Gesetz sey, das, von einer höhern Hand gegeben, Wort und Ereigniß, Geist und Leben, innere und äußere Welt zu der Einheit eines geordneten Ganzen verbindet.

Ich wurde am Nachmittage zu dem Krankenbette des alten Andreas gerufen, den schon der Frühling zu nichts Anderem stimmen konnte, als zum Heimweh. Als ich in seine niedrige Hütte trat, lag er auf seinem reinlichen Lager, wie in himmlisch mildem Glanze. Einige alte Freunde saßen neben ihm, auch der Blinde, der mit ihm jung gewesen. Lieber Herr, rief dieser, als er meinen Gruß hörte, es geht alles zu Ende. Der Herbst ist da, und wir Alten fallen ab. Wie ist es Euch, guter Andreas? fragte ich den Kranken. Jetzt wieder ruhiger. — Sie sangen eben: „Wenn mein Stündlein vorhanden ist ꝛc." da wurde mir so freudig, daß ich fast in Ungeduld fiel. — Aber ich sterbe noch heute. — Mein Heimweh wird immer größer. — Ich weiß ja, an wen ich glaube. — Unter diesen Worten brach er oft ab. — Was hab' ich auch auf dieser Welt? — Da sitzt der Blinde, der Einzige, mit dem ich noch jung gewesen, und mit dem ich von der alten Zeit sprechen kann. Die Andern sind alle todt. — Herr Jesu, Dir leb' ich, Herr Jesu, Dir sterbe ich. Im Leben und im Sterben bin ich Dein. — Gott hat mich frühe zu sich gezogen, und immer mehr, je mehrere er von den Meinigen in sein Vaterhaus nahm. — Ich meine oft, ich hörte das Rufen der Alten, die mir vorangegangen in die himmlische Woh-

J. 226
8.

nung. — Hörst du denn nicht auch mein Rufen zum Bleiben? sagte der Blinde. Du bist mein einziger Trost gewesen. Nun bin ich armer, blinder Mann allein. Die junge Welt versteht uns nicht. Doch fahre hin aus diesem Elende! Ich bleibe auch nicht lange mehr in der Fremde. — Die Alten reichten sich die Hände, und tiefes Heimweh lag auf dem Angesichte des Sterbenden und des Blinden.

Sie wünschten, ich solle mit ihnen beten. Ich that es, aber mit dem Gefühle, daß ein Jüngling nicht genügend beten kann aus dem Herzen solcher Greise. Dann segnete ich den scheidenden Greis ein zu seinem Abschiede, und fühlte, daß hier etwas Höheres, mein Amt, durch mich sprach und handelte. Nun, wir sehen uns wieder, sagte der Sterbende, als er mir zum Schlusse die Hand drückte. Im Himmel sind wir alle Jünglinge. Ich konnte mich fast aus dieser heiligen Versammlung der Alten nicht loßreißen. Gewiß, wem der Frühling Heimweh bringt, den muß der Herbst in die Heimath bringen.

Ich ging hinaus, dem verschwundenen Sommer Lebewohl zu sagen. Wie war alles so traurig und düster! Der Abendnebel schien sich verbreiten zu wollen. Hie und da waren Herbstfeuer angelegt, und die Kinder saßen dabei und wärmten sich. Ein kalter Wind drang durch alle Glieder. Die Wiesen waren blaßgrün und die Blumen hinweg. Nirgend war mehr der Frohsinn und die Hoffnung des Frühlings zu sehen. Ich trat in mein Wäldchen. Mein Fuß ging rauschend über hohe Haufen von Laub, und ganze Fluthen von Blättern strömten auf mich herab. Die Waldungen, die ich in der Ferne sahe, standen da in dem bunten, vielfarbigen Laube, womit der Herbst seine

düstre Gestalt etwas erhellen möchte. Im Thale klopfte kein Hammer, und in dem sonst so dunkeln, schattenreichen Gange sah man durch große Lücken in die Wolken. Der Himmel war rings grau bezogen. Mir wurde immer weh- müthiger ums Herz. Kleinere Kinder, deren Händchen vor Kälte erstarrt waren, liefen an mir vorbei nach Hause, und dachten eilend nicht daran, mich zu begrüßen. Ich ging an tausend Orte, wo ich im Frühlinge und Sommer froh gewesen, auch in den lieblichen Grund, den ich an der Hand der Schwester zum erstenmale betreten, in jener Zeit, wo alles in der Natur im Feyerkleide erscheint. Jetzt war alles zerstört und verkommen. Der Glanz war erblichen an den schönen Stellen, und fast kannte ich sie nicht wie- der. Kaum hing noch die Erinnerung an diesem oder je- nem fest, und mahnte mich, wie ein oder der andere Zug in der Leiche des Freundes, an die Liebenswürdigkeit des entflohenen Geistes. Als ich über den Bach, der zwischen den Wiesen hindurchgleitet, wegstieg, sah ich, daß seine sonst so hellen Wasser jetzt mit abgefallenem Laube trieben.

Ein Zug Kraniche flog über die Gegend hin. Die Knaben verließen ihr Feuer, und sprangen auf die Brücke, und riefen ihnen Willkommen und Abschied zu. Hier und da standen auch einige Männer, die zu ihnen aufsahen. Kraniche! Kraniche! erscholl es von allen Seiten her.

Nehmt auch meinen Gruß mit, ihr glücklichen Wande- rer dort oben, die ihr nach Süden eilet, und bringt ihn dem viel lieben Thale meiner Jugend. Wie gerne zöge ich mit euch! — Ueber die Berge flohen sie dahin, und ich sahe ihnen nach ins süd-westliche Abendroth, so weit mein Auge sie verfolgen konnte.

O eilt nur! Hinter euch liegt der Winter, ewig- vor euch der blühende, reiche Sommer. Ihr habt ihn in Norden und Süden, in unsern dunkeln Eichenhainen, und im Lichte wälscher Oehlwälder. Möchte auch so immer vor mir Frühling und Sommer liegen! Möchte ich sie finden in Liebe und Hoffnung, und beide überall suchen!

Wie ihr dahin zieht, fliegt mancher Seufzer aus bewegter Brust euch nach. Es endet die herrliche Zeit. Wenn wir euch sehen, dann ist vieles schon hinweg. Ihr seyd die letzten, die uns verlassen, die letzten Genossen eines lange hinter uns versunkenen Lenzes. Lebe wohl, du schöner, schöner Frühling, mit all deinen verblichenen Hoffnungen, und du herrlicher, warmer Sommer, mit deinen untergegangenen Sonnentagen und deinen nur zu kurzen Sternennächten. Lebe wohl.

Wie? ihr wendet euch? ihr kehrt wieder um? ihr wollt bleiben? O nein, es war nur Irrthum. Der Zug hatte sich verwirrt; sie kehren wieder, aber erst nach einem langen Winter. Täusche dich nicht, armes Herz, im Herbste kehrt dir kein Frühling wieder. Hin ist hin, todt ist todt.

Immer weiter und weiter trägt euch euer Flug hinweg. Bald seyd ihr verschwunden. Wann kehret ihr wieder? Wenn ihr euch über die Berge hinweg schwinget, sehen wir euch trauernd nach und wünschen euch wieder heim. O wie wirds werden im Lenze, wenn ihr umkehret, wenn eure Züge hinter den Bergen, wo ihr jetzt verschwindet, wieder erscheinen, und immer näher und immer näher kommen, und mit euch die schönern Tage, wie hergetragen auf den Flügeln der Frühlingsbothen. Dann glänzt euch das begrüßende Auge der erfreuten Erwachsenen entgegen. Kra-

niche! Kraniche! jauchzen die Kinder mit andern Tönen in eure Höhen hinauf, und Willkommen! Willkommen! rufen alle, die euch sehen.

Wo seyd ihr schon, ihr eiligen Wanderer in den Lüften? Ihr fliegt. Aber des Menschen Gedanken fliegen auch, und erheben sich, wohin ihr euch nicht erheben könnt — zu Gott! Die Blume ist abgefallen, das Gras ist verdorret; aber des Herrn Wort bleibet in Ewigkeit.

In solchen Gesprächen mit ihnen und mit mir selbst stand ich da und sah ihnen nach. Als sie hinweg waren, eilte ich nach Hause. Ein dunkeles Abendroth stand am Himmel und goß über die herbstliche Landschaft das dämmernde, röthliche Licht, das wir nur an Herbstabenden sehen. Ich möchte es Verklärung des Todes nennen, was uns aus ihm anspricht. Es wird uns jedesmal so eigen, wenn es erscheint, und rührt und erhebt zugleich. Als ich mich dem Kirchhof näherte, kam ein Leichenzug. Keine Glocke ertönte. Es war Nacht. Der Sarg wurde langsam voraufgetragen, und in langer Reihe folgten die Freunde des Verstorbenen mit schwarzen Schleyern und Mänteln. Das ist das Letzte vom Menschenleben. Dem, der getragen wird im schwarzen Zuge, ist vielleicht das Heimweh genommen aus dem triumphirenden Geiste, aber denen, die da gehen, hat er es zurückgelassen und nur bitterer und schwerer. Indem der Zug neben mir hinging, dachte ich, wie manchmal auch ich noch diesen Weg gehen müsse, bis man mich ihn endlich trägt; wie oft mir das Heimweh von meinen Lieben zurückgelassen werde, bis es auch mir weicht aus der triumphirenden Seele. Ich habe schon viele Freunde begraben, aber noch mehr sinken viel-

leicht vor mir ins Grab. Es war mir, als müsse ich mir dieses Bild ausmalen, und ich stellte mir vor, alle meine Freunde seyen gestorben und ich allein nur noch übrig. Das dunkle Heimweh im Herzen kann sich durch den Gedanken allein nicht Luft machen. Es sehnt sich auch nach Bildern. Sie verwunden das Herz und sind doch wohlthätig, weil sie Glück und Liebe zum Bewußtseyn bringen. Der Blinde klagte, der alte Andreas sey der Einzige, mit dem er von der Jugend sprechen könne, bald sey er ganz allein, und könne von keinem den Wiederhall der alten Freunde seines Herzens hören, wenn er aus jenen Zeiten erzähle. Immer stirbt mit einem sterbenden Freunde ein Theil von uns selbst. So lange die Genossen der Jugend noch leben, ist sie selbst noch nicht gestorben. So oft wir einen von ihnen sehen, kehrt sie ja ganz wieder, und jeder hat eigene Züge, in denen er sie von neuem herstellt. Reiner, vollständiger und segensreicher bleibt sie uns nirgend anfbewahrt, als im Herzen der Mutter, und in dem Vorbilde des Vaters. Aber wenn keiner von diesen allen mehr da ist, die Aeltern nicht mehr, die theuren, lieben; die Gespielen des Knaben nicht mehr, und die ersten Freunde beim erwachenden Selbstbewußtseyn; du nicht mehr, Karl, mit dem sich in mir so manche neue Welt aufschloß; du nicht, Rudolph, in dem ich mir alle Fröhlichkeit der Jugend festhalte; du nicht, mein Bruder, mit dem ich zuerst lernte: Wir, sagen im höheren Sinne; wenn Ihr alle, in denen mir meine Jugend lebt, weg seyd, wie viel bitterer wird dann mein Heimweh werden! Das wird es schon früher werden, wenn ihr um mich her hinscheidet, in denen ich, wie dort das Gefühl der Jugend, die Ehrfurcht fürs Alter festhalte. Ach, wenn alle die Alten aus

der Gemeinde sind, und ich kein würdiges Haupt mehr finde, das ich nur als solches gekannt, sondern bloß andere, die ich noch jünger und flüchtiger und weltlicher gesehen, wenn ich schon über Euch alle, ihr theuern Greise, den letzten Segen gesprochen: und von manchem unter Euch nur noch eine dunkle, gebrochene Kunde umhergeht, — dann sind die liebsten mir aus der Gemeinde genommen, und mein Heimweh wird anfangen, bitter zu werden.

Doch alsdann und jetzt soll es nicht unthätig und ungeheiligt bleiben. Ich darf nicht in der Heimath erscheinen ohne den Gewinn aus der Fremde. Ich will wirken, dieweil es Tag ist, und glauben, dieweil dieser Tag immer nur noch eine Art Nacht ist. Gott wolle mit mir seyn, daß ich in meiner Schwachheit täglich mehr bessere an mir und an den Meinigen. Vielleicht wird noch oft der Lauf der Jahreszeiten mir einen Herbsttag geben, wie heute; aber jeder folgende möge mein Herz reiner und mein Heimweh himmlischer finden. Bis einst, wenn auch diese Gräber da vor mir, und das meinige unter ihnen sich aufthun und auferstehet, unverweslich, was gesäet war verweslich, die Sehnsucht gestillt, und das Vaterland offen ist.

Ich sahe umher und bemerkte, daß die Leichenbegleitung schon hinweggegangen war, und der Todtengräber allein über dem Grabe stand, und es mit leiser Hand anfüllte. Er sang dabei, wie er immer zu thun pflegt: Mein Zeit und Stund ist, wenn Gott will u. s. w.

Dieser Gesang und das Abendgeläut weckten mich aus meinen Träumen. Unter den dumpfen und langsamen Schlägen der großen Glocke kam ich zum Pfarrhause zurück. Der Mond war aufgegangen und schien helle.

3.
Die Christnacht.

Es schlug zwei Uhr Nachts. Ich sah in die flimmernde Winterlandschaft hinaus, als vom Markte her die Schellen des herbeieilenden Gefährts ertönten.

Den heiligen Abend — ein Samstag im höhern Chor — hatte ich recht froh in einer Gesellschaft erwachsener, aber doch recht kindlicher Menschen verlebt. Die Vorlesung einer geistreichen Weihnachtsfeyer hatte uns bis gegen Mitternacht zusammengehalten, und wir waren geschieden mit der Erfahrung, wie wahre Kindlichkeit allein auf Weihnachten zu lernen sey. Darauf hatte ich mich noch eine Weile hingesetzt, und war die Arbeiten und Freuden des so eben hereingebrochenen hohen Festtages durchgegangen. Nun dachte ich all' der Lieben, mit denen ich sonst einst diesen Abend gefeyert, und erwartete im Anschauen der schönen glanzreichen Mitternacht die Ankunft des Freundes. Die Sterne flammten in ihrem schönsten Lichte. Der glänzende Himmelswagen war schon weit herumgewendet, und die Erde hatte ihr weißes Feyerkleid, das Festgewand auf Weihnachten, an. Ich vergegenwärtigte mir die baldigen Gottesdienste, und wie mir seyn würde, in dem ungewohnten Lichte die Geburt des Herrn zu verkündigen. So kam der Augenblick der Abfahrt.

Bald war das schnaubende Roß vor der Thür. Der Freund rief herauf. Ich warf den Mantel um, grüßte den Freund mit dem Gruße des Festes, und saß neben ihm. Dahin flog das leichte Gefährt mit dem muthigen Thiere. Das wird eine Nacht geben! sagte der Freund. — Siehst du, erwiderte ich, wir fahren dem theuern Doppelgestirne entgegen, dem leuchtenden Sinnbilde der Freundschaft. Dort glänzen die Zwillinge; sie sind mir die liebsten Sterne am Himmel; jetzt beleuchten sie die heilige Nacht, und dann steht bald die Sonne an ihrer Stelle. — Der frierende Schnee seufzte unter uns; auf dem Eise des Stromes, an dessen Seite wir fuhren, traten den Sternen tausend funkelnde Abbildungen entgegen, und die beiden Freunde feyerten in rascher Rede und Gegenrede die hohe, heilige Nacht.

Es war doch recht väterlich von den Vätern der Kirche, daß sie das herrliche Fest in die öden, kurzen Tage des Winters verlegten, sagte er. Und recht weise versetzte ich, gleich nach der längsten Nacht, wenn das Naturjahr geboren ist, auch des Heilands Geburt zu feyern, und Ihm in sein Leben, bis zum schönen Frühlinge zu folgen, in dessen Blüthen er sterben mußte. — Ach, rief er aus: der Heiland ist nur Kind und Jüngling gewesen. Das kann mich oft für meine jetzige Lebenszeit begeistern. In diesen beiden Gestalten tritt das Göttliche im Leben aufs schönste heraus. Seine Mutter und seine Freunde waren in höhern Jahren, und Symeon und vielleicht auch die Weisen aus dem Morgenlande, Greise; wir finden unter den Seinigen alle Lebensalter; aber Er war nur Kind und Jüngling. Freue dich nicht zu sehr, sagte ich, und laß dir

jetzt nicht zur überflüssigen Freude gereichen, was dir später nur Trauer verursachen würde. Deine grauen Weisen wurden durch den Stern zur Krippe geleitet. Wir wollen uns mit dem Alter versöhnen, indem wir feyerlich diese beiden Lichter dort im Osten zu unsern Führern in das heutige Fest erwählen. — So sprachen wir weiter, und das Heilige der Nacht, das Geheimnißreiche nächtlicher Gottesdienste und reitzende Bildersprache in den Feyerlichkeiten dieses Festes wurde von vielen Seiten betrachtet. Bald waren wir dem Orte der Bestimmung nahe. Wir sahen schon den Kirchthurm des Dorfes. Immer näher kam das erste Festgeläute. In den Häusern brannten die Lampen, und aus den vier Weltgegenden, auf allen Wegen sahen wir die Fackeln leuchten, und in ihrem Scheine ganze Wallfahrten von Landleuten zu dem nächtlichen Gottesdienste ziehen.

Aus dem Pfarrhofe scholl uns der Gesang der Kinder entgegen. Hörst du, aus dem Munde der Unmündigen wird Ihm Lob bereitet? — Das ist, was ich eben sagte, antwortete der Freund. Er ist ein Kind und Jüngling gewesen, und von beiden wird er am herzlichsten gepriesen: und ich glaube, daß er ihnen auch am nächsten ist! — Ich wollte darein reden, da waren wir schon im Hofe, und wir sprangen heraus. Kein Mensch hatte uns gehört. Ich ließ den Freund bei seinem Rosse, ging die Stiege hinauf, und trat langsam in den vollen Saal! — O, da war rechte Christfeyer! Welch ein Anblick in die fromme Gesellschaft hinein! Der Vater saß in dem Sessel, und leitete den Gesang mit der Baßgeige. Die Mutter stand unter den Kindlein, die in schöner Reihenfolge der Größe

nach ihren Jahren vor dem reich geschmückten und köstlich besetzten Tisch, dem Vater gegenüber, gestellt waren, und bald auf die Gaben, bald auf das theure Aelternpaar sahen, und ihre Stimme im lieblichen Gesange erhoben. Sogar der kleine Julius sang mit, so gut es gehen wollte. Hinter ihnen standen sämmtliche Dienstbothen in ehrerbietiger Ferne und versuchten das auch ihnen bekannt gewordene Lied zu begleiten. Dich ehrwürdige Großmutter, hätte ich zuerst nennen sollen! Sie saß in dem Ehrfurcht erweckenden Ansehen, das nur das Alter hat, vor dem eigenen Tische, auf dem sie alle beschenken wollte, und war selbst zum Kinde geworden; aber in höherer Art. Man sang:

Fern in Osten wird es helle,
Graue Zeiten werden jung; u. s. w. Novalis

Ich stand an der Thür — nur der Vater hatte mich bemerkt, — das Herrliche dieses echt priesterlichen Familienlebens ergriff mich dergestalt, daß ich meine Rührung nicht zurückhalten konnte. — Ich faßte des Freundes Hand, der so eben hereingetreten war, und hielt sie fest, und immer fester bis zum Ende des Gesanges. Da stand der Vater auf und sagte:

Meine Kinder, ihr Erwachsenen seyd es ja auch — Kinder, uns ist heute der Heiland geboren und in ihm die größte Gabe des Lebens gegeben. Man kann Freude am besten durch Geschenke an den Tag legen. Der Himmel hat uns so hoch beschenkt — wir wollen uns auf der Erde auch beschenken. Seyd mir heute alle willkommen geheissen. Hier, Kinder! — Hier, du theure, würdige Mutter! — Hier, ihr treuen Leute! — Hier mich selbst, du liebes und holdes Weib! Mutter meiner sieben Kinder,

höchstes Glück meines Lebens! — Er umarmte sein Weib. Die Kinder ließen ihre Geschenke und hingen sich an Vater und Mutter, und die Dienstbothen kamen und wünschten Glück und sagten Dank. Die Großmutter erhob sich, und sprach nichts. Alle weinten. Wir standen da und konnten nichts sagen und weinten. Es waren heilige Augenblicke! Dieser Sinn aus der Väter Zeit, dieses echt Priesterliche, was in allem, in Geräth, Kleidung und Wort ausgeprägt war; dieses Eine, feste Familienband, das sich auch um das Gesinde legte und es zu Kindern erhob, und vor allem das ungesucht Kindliche, das nur in dem Hause seyn kann, wo Ernst und Milde aus dem Glauben an Christum hervorgegangen, — kurz, das Fest als Ganzes, (denn an solchen kann man nur mit Schaden das Einzelne nennen,) machte mich so froh: daß ich den Amtsbruder umarmte und sagte: o würde ich einst so glücklich wie du!

Nun wurden die Geschenke durchgegangen und besehen und gepriesen. Laßt mich von der Freude des wonnetrunkenen Julius, von dem sinnigen Glück des liebenswürdigen Milchen, von der klugen Ausrechnung des ältern Julchen — von dem Jauchzen und den Umarmungen und dem Emporhüpfen aller dieser Kinder nichts sagen. In diesem Hause, unter diesen Aeltern, an der Brust einer solchen Mutter, muß es schon hienieden wahr werden: das Himmelreich ist ihnen, nämlich den Kindern.

Jetzt wandte sich die Pfarrerin an die Knechte und Mägde. Sie lobte ihre Treue und ihren Fleiß, und reichte jedem ein Kleidungsstück, das ihnen am nützlichsten war. Nur die eine, welche Braut geworden, und den Dienst bald

verlassen wollte, erhielt einen Spinnrocken und einige Ermahnungen der klugen Hausfrau. Das Mädchen küßte ihr weinend die Hände und sagte: Von Vater und Mutter hätte ihr der Abschied nicht so wehe gethan als jetzt von ihrer Herrschaft. Der Amtsbruder wählt sich die besten Knaben und Mädchen aus seinen Confirmanden, und erzieht sie zu seinem Dienste. Sie werden wie Kinder gehalten, sie empfinden den Segen der Liebe, und verlassen den Dienst nicht eher, bis sie heirathen. Fast immer werden es glückliche Hausväter und Hausmütter, und gehören der vorigen Herrschaft auch dann noch mit ganzer Seele an. Das wußte ich, aber hätte ich es nicht gewußt, ich hätte es an der Thräne gesehen, die in den Augen der starken Knechte bebte, und an der freudigen Rührung der Mägde.

Endlich traten wir an den Tisch der Großmutter, die bisher an unserm Besehen nicht Theil genommen, sondern emsig dieses und jenes noch zurecht gelegt hatte. Den Kindern gab sie allerlei Kleinigkeiten — auch dem Gesinde dieses und jenes. Nun wandte sie sich an die Schwiegertochter. Ich habe in dir, sagte sie, durch meinen Sohn eine Tochter gefunden, die mir Gott früher versagte. Dafür segne dich Gott! Aber zum Gedächtniß der glücklichen Tage Euers Findens empfange hier eine wohlverwahrte Halskette, mit der mich dein Schwiegervater zum letzten Male beschenkte. — Die gute Alte konnte nur mit Stükken aus der vergangenen Zeit beschenken, sie liebte nichts Neues mehr für die Gegenwart — das Leben lag hinter ihr. Sie hatte einen eigenen Vorrath von solchen Stücken des Andenkens, um den niemand wußte. Allein da sie schon zehn Jahre immer mit ihnen beschenkte, mußte man

glauben, daß er sehr groß gewesen. Sie hatte mit einer Fibel angefangen, mit derjenigen, woraus ihr Sohn die ersten Buchstaben gelernt hatte. Jetzt reichte sie ihm die Handbibel ihres seligen Mannes. Halte sie heilig, fügte sie endlich hinzu; nimm kein Zeichen heraus, lege keine Falte auseinander, sie sind von deinem seligen Vater. Es ist das Letzte, was ich von ihm hatte — und da ich fühle, daß ich wohl zu keinem Christfeste wieder beschenken werde, so nimm das Beste und Liebste, das ich habe, und lies die unterstrichenen Stellen. Ich sehe ihn bald wieder, und will ihm von heute erzählen. Dann bin ich selbst nur ein Andenken bei Euch. — O bleibt uns, ehrwürdige Mutter, stammelten alle und umringten die theuere, alte Mutter, die als der Segen des Pfarrhauses angesehen wurde.

Der Ehrenstuhl wurde ihr gesetzt, die Kinder spielten umher, und versuchten ihre Gaben; das Gesinde war herausgegangen, und wir setzten uns zum Frühstück nieder. Wovon unsere Gespräche handelten, und wie froh wir zusammen waren, will ich nicht beschreiben. Der Großmutter zu Gefallen, die schon nicht mehr gut hörte, mußten wir lauter sprechen, und das laute Sprechen machte auch unsere Freude lauter. Mit Einem Worte, wir waren alle Kinder geworden.

Einmal nahm ich den Freund zur Seite, und wies auf die fromme Alte. O noch immer wahr, sagte er, ist sie nicht das liebenswürdigste Kind unter uns allen? Nun in dem Sinne gebe ich dir alles Frühere zu, antwortete ich.

Plötzlich sprangen die Kleinen herein und riefen uns hinaus. Durch das ganze Dorf schwebten die Fackeln, alle

Einwohner waren in frohem Jauchzen, und der Sterne Licht schien immer noch so milde von oben herein. Aber das war es nicht allein. Auf dem Geländer des Kirchthurms sahen wir ein leuchtendes Kreuz, und von oben herab mit dem Scheine des Lichts tönte der Gesang in Luthers munterer Melodie: „Vom Himmel hoch da komm ich her!"

Wir hörten ihm zu, und mit dem Steigen der Melodie stieg auch unser Herz und unsere Freude. An der Wiege seiner Kinder hatte der starke Mann dies Liedlein gesungen, und der Freund meinte, man höre es demselben an.

Nach einem kleinen Zeitraume läutete man zum zweiten Male in die Lichterkirche, wie sie hier heißt. Ich hatte mich lange nach einem solchen Gottesdienste gesehnt, und den Amtsbruder gebeten, ihn mir zu übertragen.

In einer besondern Freude und in dringender Sehnsucht legte ich Mantel und Kragen um, und fast das ganze Haus zog mit zur Kirche. Die Kirche war schon voll, tausend Fackeln warfen ihr Licht durch die Fenster, und die feyerlichen Töne der Orgel schienen vorab die fröhliche Menge weihen zu wollen. Kein Kind der Gemeinde war zu Hause geblieben. Das Läuten in dunkler Nacht, die eigene Stimmung bei ungewöhnlich frühem Aufstehen, das goldene Licht in der Kirche, der antreibende Frost, der helle Sternenhimmel, die raschen, frohen und doch so einsamen Morgengrüße, die Mütter in Mänteln mit ihren Kindern auf den Armen, und die einhüllende Kleidung aller Kirchengänger, und über das alles das dumpfe, starke, mächtige Geläut — hier habt ihr allen Zubehör zu dem innern Ge-

fühl des Herzens an diesem Morgen; hier das Gewand, möchte ich sagen, meiner Rede, oder der Hintergrund, auf den meine Predigt aufgetragen war.

Die Kronleuchter waren angezündet. Kränze von Immergrün waren bedeutungsvoll um die Kerzen am Altare gewunden, die frohe Menge schaute lustig unter ihren Fackeln herum, die Bekannten grüßten sich, und doch war alles still.

Den Altardienst hatte der Amtsbruder sich nicht nehmen lassen. Er trat vor und sang nach altem Brauche, wie es hier noch üblich ist: Gloria in excelsis Deo! Nun erhob sich die Musik, und mit der Orgel goß sie die Ströme des Hallelujah durch die Menge. Man sang darauf:

„Ein Kindelein, so löbelich,
Ist uns geboren heut.“

Die Kirchenmusik geleitete mich zur Kanzel. Ich muß es gestehn, so war mir noch nie bei einer Predigt. Licht in der Nacht, das ist ja der von der Jungfrau Geborne — das ist ja unser beseligender Glaube — das ist ja unser theurer segensreiche Gottesdienst. Laßt mir diese Freude über das Sinnbild. Vielen mag sie kindisch erscheinen. Aber wenn ihr kindisch nennt, was mir kindlich ist, so laßt mir nur ganz Kind seyn, und mich freuen wie ein Kind. Ich sprach von Weihnachtsfreude. Die ganze frohe Rührung der vorigen Stunden drängte sich zur Rede heraus. Ich will einige Stellen hersetzen. An den Worten mag wenig seyn: hohen Gedanken jagte ich nicht nach: aus dem Herzen floß die Sprache. Ich sahe die frohen Kinder, und die kindlichen Landleute, ich hatte selbst so viel

Freude genossen in dieser Nacht; darum sind sie mir lieb geworden.

Das Licht scheinet in die Finsterniß. So kündigt der Jünger der Liebe die Geburt des Herrn an, und kann ich sie Euch mit besseren Worten ankündigen? Draussen ist dunkle Nacht. Eure Lichter haben sie erleuchtet, zum schönen Zeichen, daß heute vor langen Jahrhunderten das göttliche Licht in unserer Finsterniß schien. Wo Licht ist, da ist Freude. Man kann mit David ausrufen: Dieß ist die Nacht, die der Herr gemacht. Laßt uns freuen und fröhlich darinnen seyn. Gelobt sey, der da kommt im Namen des Herrn. Der Herr ist Gott, der uns erleuchtet! — Aber zu dieser Freude gehört ein reines Herz. Die Menschen müssen wieder Kinder werden, wenn sie sich recht freuen sollen. Sie müssen den wunderlichen, irdischen Ernst der spätern Jahre von sich thun, die Sorgen und die Schlauheit und die Gewohnheiten der Leidenschaft ablegen. Sie müssen kindlich werden, um sich freuen zu können. In dem Augenblicke, wo ein Mensch sich recht herzlich und innig freut, hat er wirklich etwas rührend Kindliches an sich. Der Kindheit und Jugend, der Unschuld und Offenheit hat Gott es allein gegeben, sich freuen zu können. Die Christnacht, in der wir die Geburt des göttlichen Kindes feyern, übt die eigene Gewalt über uns aus, uns alle wenigstens auf kurze Zeit wieder zu Kindern zu machen. An der Krippe des Heilandes, vor der gebenedeyeten Mutter, unter den kindlichen Hirten, und bei dem Lobgesange der Engel — wie können wir sie besser nennen als verklärte Kinder — wer kann da in seinem gewöhnlichen Treiben verharren? wer wünscht da nicht

Vergebung und Unschuld und Frieden? wer möchte unter diesen seligen, kindlichen Naturen nicht mit zum Kinde werden, und sich wieder freuen lernen? Aber wessen freuen wir uns denn?

Mein Geist freuet sich Gottes, meines Heilandes.

Ihr wißt, das ist ein Wort von Maria. Nur die gesegnete Mutter kann uns heute den rechten Text zu unserer Freude geben, denn ihr Herz mußte am tiefsten fühlen, was uns erfreut, — ja unsere Freude ist nur der ferne Nachklang von ihrer Freude. Als sie die Freundin gegrüßt hatte, und diese sie gesegnet, da erhob Maria im ersten seligen Muttergefühl ihre Stimme und sagte den Lobgesang, den ihr kennet. Die schönste Stelle ist in ihm: Mein Geist freut sich Gottes, meines Heilandes. — Wen sie da meint, den Vater oder den Sohn, das könnten wir nur fragen aus unserer Entfernung und Kälte. Aber die frohe, fromme, selige Liebe trennt nicht, im Vater hat sie den Sohn, und im Sohne den Vater. Wir wollen ihr ähnlich werden, nicht fragen und spalten; sondern jauchzen in unserer Weihnachtsfreude: Unser Geist freut sich Gottes, unsers Heilandes!

Wie herrlich ist die Weihnachtsfreude, wenn wir auf ihren Gegenstand sehen! Immer ist es eine frohe Zeit, wo ein neuer Weltbürger geboren wird. Vater- und Mutterherz schwellen hoch in Freude, und alle Bekannten und Freunde heißen ihn willkommen zu Lust und Leid. Aber unter den Millionen, die vor Jesu geboren, unter den Millionen, die nach ihm kamen, ward keiner geboren, wo das Herz der Mutter von so sonderbaren

Ahnungen wogte, wo die fremdesten Menschen sich so zur Theilnahme aufgefordert fanden, wo der Himmel selbst seine Freuden und Wünsche äußerte. Ja, so lange die Erde steht, so lange Menschen auf ihr lebten, geboren wurden und starben, so weit die Geschichte reicht, und der Menschheit Schicksale zu überschauen sind, war kein Augenblick von der Bedeutung, als der, in dem der Sohn der Jungfrau geboren wurde. Seit Jahrtausenden hatte man Ihn geahnet, und nach Jahrtausenden wird sein Name mit Liebe genannt. Er war das Licht, das in die Finsterniß schien, es wohnte unter uns, und wir sahen seine Herrlichkeit als des eingebornen Sohnes vom Vater voller Gnade und Wahrheit. Und wie finden wir denn nun diesen Herrlichen, wie finden wir heute den Einzigen und Unvergleichlichen? O noch nicht gebeugt vom Unglück, und niedergedrückt vom Hasse der Menschen; noch nicht blutig gegeisselt, und an ein schimpflich Kreuz geschlagen; noch nicht in Thränen über Jerusalem, und in Wehmuth über ein Volk, das ihn, das so viel Liebe nicht fassen wollte.— Nein, wir sehen den lächelnden Knaben, in aller Glorie der Unschuld, an weicher Mutterbrust, sehen das verklärte Antlitz der überseligen Mutter — sehen, mit einem Worte, das Herrlichste, was je die Erde trug in der lieblichsten Stellung, die es auf Erden gibt — den Sohn Gottes als ein schlummerndes Kindlein an der Brust seiner menschlichen Mutter. Welch ein herrlicher Gegenstand der Weihnachtsfreude! Ja mein Geist freuet sich Gottes, meines Heilandes!

Ich schwieg. Die Kinder auf dem Chore sangen:

In der heil'gen Mutter Schoße
Lag das Kind wie Sarons Rose
In der Morgenröthe Licht. —
Voll Gedanken
Standen sie und sahn und sanken
Betend auf ihr Angesicht.

Aber sie, die Hochbeglückte,
Neigt ihr Haupt zum Kind und drückte
Schweigend es an ihre Brust;
Und der Hehren
Lächelnd Auge füllten Zähren
Hoher Wonn' und Himmelslust.

Und doch ist die Weihnachtsfreude dabei so still in ihren Erweisungen. Die wahre Freude ist immer stiller Natur. Sie wohnet und waltet im Innern, in der geheimen Tiefe des Herzens. Wer sich innig freuet, der freuet sich still. Als das Kindlein geboren ward, blieb die Freude nur zwischen zwei liebenden Menschen, ja, ganz rein wohl nur in dem Herzen der hochgesegneten Mutter. Die Hirten fürchteten sich, nur ein Mutterherz freute sich, und das freut sich immer still. — Aber laut war die Freude im Himmel, und was auf Erden verkannt wurde, feyerten Engel in Lobgesängen! Und ist es nicht immer noch so mit der Weihnachtsfreude? Nur die Kindlein, deren Engel allezeit sehen das Angesicht ihres Vaters im Himmel, nur die Kleinen und Unmündigen, die wir in ihrer Unschuld wohl oft selbst menschliche Engel nennen, freuen sich laut, und ihr Jauchzen schallt gen Himmel. Es ist, als könnten sich nur Engel, oder was dem verwandt ist auf Erden, in der Christnacht laut freuen. Wir Andern,

bei uns ist still diese Freude. Sie sagt uns ja auch, daß die Zeit der Unschuld dahin ist, daß wir von der Welt vielfach beengt und befleckt worden, daß unsere Klugheit uns weit von Kindes-Einfalt, unsere Sorgen uns weit von Kindes-Glauben, unsere selbstgeschaffenen Leiden uns weit von Kindes-Freude entfernt haben. Das macht uns wehmüthig, und wehmüthige Freude ist still. Dann sinnen wir, wie das Verlorne wieder herbei geschafft, das Verschwendete wieder gewonnen werden könne, und sinnende Freude ist still. So freuet sich unser Geist, Gottes, unsers Heilandes!

Die Kinder sangen:

Wie schön bist du,
Freundliche Stille, himmlische Ruh! —
In des Kindes zarter Hülle,
In der heiligen Mutter Schoß,
Auf der Krippe weichem Moos
Lag des ew'gen Lichtes Fülle!

Werfen wir nun auch einen Blick auf die Bedeutung der Weihnachtsfreude. Wie trostvoll ist diese! Wenn einer wäre, der des Trostes nicht bedürfte, nicht bei den Freuden, ja nicht einmal bei den Leiden dieses Lebens, nicht bei der immer ungestillten Sehnsucht des Herzens: dem würde man freilich vergeblich reden von der tiefen Bedeutung der Weihnachtsfreude. Freude tröstet und Kindheit auch. Wenn in dunkeln Stunden ein heiteres Angesicht uns begegnet, oder unser Blick auf die zarten Kindlein, und ihr schönes, schuldloses Thun fällt; da wird unser Sinn gleich geschwichtigt und gestillt und getröstet. Aber das ist noch nicht, was ich meyne. Wen

bedeutet dieses Geburtsfest? wer ist es eigentlich, der uns in jeder Christnacht immer von neuem geboren wird? O es ist der, zu dem nicht bloß ein heller Stern einst aus dem Morgenlande führte, sondern zu dem noch täglich aus den Abendlanden und aus allen Gegenden her die volle glühende Sonne der Gerechtigkeit leitet — es ist der, an dessen treue Brust voll Wunden sich gläubig jedes blutende Herz flüchten darf — der, dessen Gnade uns alles gibt, was wir nur bedürfen, zu dessen verklärtem Bilde wir in jeder Stunde der Schwachheit und der Freude aufblicken und dessen Herz vor Liebe bricht, wir kommen, oder kommen nicht, wie Euer schöner alter Kirchengesang sagt. Wahrlich, wer das bedenket, dem klingt es als der Ausspruch seines eigenen Herzens, wenn unsere Väter sangen: „Wär' uns das Kindlein nicht geboren, so wären wir allzumal verloren. Das Heil ist unser aller." Mein Geist freuet sich Gottes, meines Heilandes.

Die Kinder fielen mit Luthers unvergleichlichen Worten ein:

Das hat er alles uns gethan,
Sein' große Lieb zu zeigen an,
Deß freue sich die Christenheit
Und dank ihm deß in Ewigkeit!
Hallelujah!

Denke ich an den **Einfluß** der Weihnachtsfreude, so wird es mir schwer, mich hier kurz zu fassen, wenn ich zeigen will, wie **fruchtbar** er ist. Ihr wißt ja, jede wahre Freude bessert. Das ist nicht die rechte Freude, in der und nach der man sich nicht besser fühlt. O, ich sage jetzt nur noch Geringes, aber es bleibt ewig wahr: eine

reine Freude in dieser Nacht müßte uns stärken in allem Guten auf ein ganzes Jahr. Und doch ist das nur noch ein Geringes gegen das Höhere, das ich von der Weihnachtsfreude zu rühmen habe. Ist von der ersten Christfeyer nicht das Heil der ganzen Welt ausgegangen? War diese nicht der Quell, aus dem eine Fülle von Seligkeit für unzählige Menschen hervorgeströmt ist? So wird auch in jedem einzelnen Gemüthe die erste, tief empfundene Weihnachtsfreude und das erste selige Bewußtseyn, daß ihm der Erlöser geboren worden, die Grundlage zu einem seligen Leben voll Friede und Freude, die Morgenröthe zu einem neuen Tage voll Licht, der hochgesegnete Anfang zu einem Leben, das schon hier ein Wandel im Himmel ist. Die erste wahre Freude ist nicht anders zu nennen, als Freude der Versöhnung, und diese Freude ist Anfang, Grundlage und Kraft zur Besserung, und wird empfunden als werdende Seligkeit. Heil dem, welchen eine Weihnachtsfreude in diese Seligkeit einführt; dessen Geist sich so freuet Gottes, seines Heilandes!

Der Chor der Kinder sang:

Es kam ein Heiland, ein Befreier,
Ein Menschensohn voll Lieb und Macht;
Und hat ein allbelebend Feuer
In unserm Herzen angefacht.

Nun sahen wir erst den Himmel offen
Als unser altes Vaterland,
Wir konnten glauben nun und hoffen,
Und fühlten uns mit Gott verwandt.

Wie wenig dagegen alle Freude auf Erden zu bedeuten habe, gegen das, was ein menschliches Herz an Freude

wohl empfinden könnte und möchte, ist daran zu sehen, daß wir zu jeder Freude noch der Hoffnung bedürfen, um sie zu genießen. Hoffen zu können, ist die schönste und reinste Freude. Laßt uns von dieser Seite noch zuletzt auf die Weihnachtsfreude blicken, um sie auch hier in ihrer ganzen Herrlichkeit zu finden, nämlich — so hoffnungsreich in ihren Verheißungen. Schon viele Jahrhunderte wurden Weihnachten gefeyert; das erstemal von wenigen und immer von mehrern und mehrern. Ihre Freuden breiteten sich immer weiter aus, dem Besten müssen alle Herzen zufallen, das Reich Gottes besteht, und immer mehr wird es kommen. Das ist die Hoffnung, mit der wir in die Zukunft der Menschheit schauen, aber an ihr soll jeder Einzelne Theil nehmen. Das Christfest feyert den Bund, in den menschlich Schönes mit göttlich Herrlichem getreten ist. Wie in dem göttlichen Kinde himmlisch Erhabenes, und irdisch Liebliches zusammenfließen, so soll es fortan in unserm ganzen Leben seyn. Das ist unsere Bestimmung, auf die unsere beste Hoffnung geht. Haben wir nur Einmal verstanden, uns der Weihnachten wahrhaft zu freuen, so ist für unser Gemüth und Leben dieser Bund eingeleitet, und es kann nun immer besser werden. — Aber hienieden soll sich dieser Bund nicht vollenden. So hoch und geistig Weihnachtsfreude auch seyn mag, wir warten noch auf eine bessere, auf ein ewiges Christfest, in einem neuen Himmel und auf einer neuen Erde, wo zwar auch nur unser heutiger Lobgesang ertönen kann, aber doch wie ganz anders: Ehre sey Gott in der Höhe, Friede auf Erden, und den Menschen ein Wohlgefallen! Da finden wir die gesegnete Mutter wieder, und mit ihr in Einer

Wonne, und Einer Seligkeit werden wir jauchzen und sagen: Mein Geist freuet sich Gottes, meines Heilandes. Amen.

Es war eine eigene, heitere Stimmung in der Kirche, wie es wohl natürlich ist, wenn eine solche Feyer begangen wird. Man sang:

Dies ist die Nacht, da mir erschien
Des großen Gottes Freundlichkeit, u.s.w.

Nach dem Gebete und Segen ertönte wieder die Musik in ihren freudigsten Tönen. Die Menge hielt aus bis zu Ende, und wie sie sich nun aus den Thüren ergoß, jauchzte alles durch einander. Die Fackeln waren noch nicht niedergebrannt, und das ganze Dorf war durchleuchtet. In der Kirche wäre es fast wieder Nacht geworden, aber der Kronleuchter auf dem Chor brannte noch, und das Morgenroth schien durch die Fenster. — Im Vorgefühl noch schönerer Weihnachten, wo wir alle noch mehr Kinder seyn werden, gingen wir durch die leer gewordene stille Kirche, in die nun aus der Ferne der äußere Jubel hereinhallte. Wir verließen sie mit dem feyerlichen Gefühl, mit dem man durch eine, so eben noch volle, nun leer gewordene Kirche geht und das Schallen der einzelnen Fußtritte hört, und gleichsam die letzten Töne der Gebete und Gesänge, wie sie an den Wölbungen verhallen.

Roß und Gefährt standen am Eingange des Kirchhofes. Wir stiegen ein, und fuhren mit hoher Freude in unsere Heimath zurück. Hier und da auf dem Wege sahen wir noch den Zug der Landleute und Fackeln, deren Licht mit der Dämmerung stritt. Vom Thurme leuchtete matter das strahlende Kreuz. Die Sterne waren verblichen, nur

der Stern der Liebe, der Verkündiger des Tages und gleichsam der Bothe der Sonne, schien uns ins Auge, wenn wir uns umwendeten. Als wir der Heimath uns näherten, sahen wir schon die Anstalten zum neu eröffneten Christmarkte; das Festgeläut empfing uns auch hier, und hatte ich auch freilich keine Kinder daheim, denen ich in der Nacht Christfreude veranstalten konnte, so hatte ich doch eine kindliche Gemeinde, der ich sie am Tage predigen sollte. Die Nacht stärkte mich fühlbar darin.

Als ich schon ausgestiegen war, rief mir der Freund noch zu: Ohne Kinder wäre uns diese Nacht nicht so gesegnet gewesen, und ohne Jünglinge zu seyn, hätten wir zu dieser Fahrt nicht Muth gehabt. Ich bleibe dabei: Jesus ist nur Kind und Jüngling gewesen, und —

Ja, sprach ich ein, in jenem Sinne —

Aber das Roß ließ sich nicht halten, und die Thür des eigenen Pfarrhauses öffnete sich.

4.

Der Jahreswechsel.

Ich habe in jedem Jahre zwei lange Festzeiten. Durch das ganze Jahr thut es mir wohl, wenn ich sie ungestört in meiner Weise verleben kann. Es ist im Frühlinge die Zeit der Einsegnung der Kinder und im Winter der zehn Tage von St. Thomas bis Neujahr. Vorzüglich die letzten Tage bilden nur Eine Festreihe. Sie fängt bei dem kürzesten Tage an, dann kommt der Christabend, die bei-

den hohen Festtage, des Vaters Geburtstag, dann fällt gewöhnlich noch ein Sonntag dazwischen, und endlich der Abend des Jahres und das Neujahr. In diesen Tagen feyere ich nur; die liebsten Schriften liegen auf dem Tische; alte Lieblingsstellen werden wieder gelesen; alle ernste Beschäftigung mit menschlicher Wissenschaft muß für jetzt zurücktreten, und Predigt schreiben und halten, und immer anregen und angeregt werden, ist das eigenthümliche dieser Zeit. Es fügt sich oft, daß ich fast täglich in dieser Zeit öffentlich zu reden habe; die Kirche ist voll und auch mein Herz.

So war ich auch dieses Jahr durch die theuern zehn Tage hindurch gegangen, und hatte des Lieben und Guten viel erfahren. Die letzten Tage in einer langen Festreihe haben immer etwas Wehmüthiges an sich. Rührung, die sich oft nicht aussprechen kann, erfüllt meine Seele am alten Jahres Abende und am Neujahrstage. Denk' ich dankbar an all' das Gute, das ich genossen — so ist es doch vorüber, und denk' ich hoffend an die Zukunft, — so kann doch der Mensch nur fragend hineinblicken.

Selten aber bin ich so tief gerührt gewesen, als diese Neujahrsnacht. Mit Thränen in den Augen hatte ich meine Predigt geschrieben, — sie war wie das letzte Abendroth, das so dunkel und schwarz in die Stube leuchtete. Von da wurde ich in ein Trauerhaus gerufen, wo der Vater, ein treuer guter Mensch, plötzlich am Schlage gestorben war; der Abend des Jahres war auch der seinige gewesen; mit dem Jahre war auch er gestorben. Dieser Vorfall hatte mich erschüttert, und was ich später darüber zu reden hatte zu der Wittwe und den Kindern, war nur

geeignet, meine Wehmuth zu erhöhen. Mit solchen Gefühlen — o, sie waren noch verstärkt, als ich mein Tagebuch durchgeblättert, die Reihe meiner Predigten angesehen, im Geiste bei den Freunden umhergeschwebt, und mich ins liebe Vaterhaus versetzt hatte, — mit diesen Gefühlen ging ich in der letzten Stunde des Jahrs in den Garten am Pfarrhause. Der Schnee seufzte unter meinen Tritten, und ernst und feyerlich schienen die Sterne herab. Der Mond war hinter einer Wolke. Ich war kaum im Garten, als schon der Gesang des blinden, unglücklichen Nachbars aus seiner dunkeln Hütte emporschlug, — er sang so hell und freudig, als jauchze er, daß doch wenigstens Ein Jahr wieder hinweg sey von der schweren Last seiner Zeit, — und als ich näher zuhorchte, sang er das alte Lied:

Gott Lob, nun geht mit gutem Glücke,
Und besser als ich je gedacht,
Der Rest des alten Jahrs zurücke,
Der Herr hat alles wohl gemacht;
Und macht es wohl noch fernerhin,
Daß ich bei ihm in Gnaden bin.

Ich hörte ihm bis zu Ende zu; denn dieser Gesang von diesem Sänger paßte recht zu meiner Stimmung. Aber als er den letzten Vers: „Bringt ja dies Jahr mein letztes Ende," anfing, so hoch und sehnsuchtsvoll, so zuversichtlich und dringend, da erhob sich auch mein Herz, und ich dachte: Welch eine unaussprechliche Gnade Gottes ist doch die Hoffnung des ewigen Lebens in dem Kummer des Zeitlichen! Eine Pause trat ein. Der Blinde mußte geweint haben, denn bald darauf folgte in einem gedämpften, gebrochenen und beschwichtigenden Tone:

Weine nicht!
Durch den Tod,
Stirbt die Noth;
Und wenn der erscheinet,
Hast du ausgeweinet.

Er sang noch mehr, aber es wurde so leise, daß ich ihn nicht mehr verstehen konnte. Da zog es mich zu ihm hin. Ich nahm eine Leuchte, ging hinüber, und trat in seine dunkle Kammer. Ach, noch dunkler, wie in seiner Kammer, war es vor seinen Augen, denn dort fiel doch noch ein mattes Sternenlicht hinein. Als ich ihn sahe, und das Licht in meiner Hand auf den Blinden traf, fiel mir das Wort jenes blinden Sängers ein: „Preis dir, o heilig Licht!" — Der ehrwürdige Alte saß auf seinem ärmlichen Lager. Ein Paar schöne weiße Locken hingen von der sonst kahlen Scheitel herab; er hatte das Haupt entblößt, und die Hände gefalten. Ich dachte an jenen Herbstabend, wo ich ihn bei seinem sterbenden Freunde sah, dem einzigen, der noch von allen übrigen geblieben, mit denen er jung gewesen war. Der war nun todt, und der arme Blinde allein. Mir war, als sage mir seine verfallene Gestalt das klagende Wort jenes Sängers: „Ich sahe die Gräber aller meiner Freunde und bin nun blind." In einem schmerzlichen Gedränge von Empfindungen ergriff ich seine Hand und grüßte ihn. O seyd Ihr es, Herr Pfarrer? — Ja, sagte ich, Euch altem blinden Mann mußte ich noch glücklichen Ausgang und Eingang wünschen, es bedarfs auch keiner in der Gemeinde so, wie Ihr. — Ach Gott, seufzte er, wäre es mein letzter! — Nun, Ihr habt ja eben gesungen: „Weine nicht!" Laßt

es uns noch einmal singen. — Er wollte es, aber der Gesang erstickte in den Thränen. Ich konnte mich nicht mehr halten. Mein volles Herz ergoß sich im Gespräche über die Seligkeit der Leidtragenden, wie sie getröstet werden sollen, und über des Apostels Wort: Geduldig in Trübsal, fröhlich in Hoffnung. — Ich verließ ihn spät.

Dann kehrte ich zurück in den Garten, aber ich hörte den Alten nicht wieder. Ein Paar Mal noch versuchte er: „Weine nicht,“ allein er konnte es nicht herausbringen. Da rauschte von fern etwas vorbei. Es waren die Jubellieder einer Gesellschaft, die mit Essen und Trinken den Jahreswechsel zu feyern meinte. O dieses wilden Geräusches, womit sie das alte Jahr beschlossen, und dagegen, der fromme, frohe, dann in Thränen erstickte Gesang des Alten! Ich habe mich nie freuen können in lauter Gesellschaft am Silvesterabend. Er ist fast schon zu geheimnißvoll für den häuslichen Kreis; ihn sollte jeder nur für sich begehen. Ein frohes Fest kann sich nur mit und in andern feyern lassen; allein der Silvesterabend ist kein solches Fest, es ist ein ängstlicher Wendepunkt der Zeit, an dem sich jeder recht fest stellen muß, daß er nicht schwindelig werde. Unsere Vorfahren blieben daheim. Sie hatten für das Ernste ein zu feines Gefühl. Allein wir — dachte ich weiter — ach Gott, wir, haben es im Gefühl und im Leben verloren, und wenn eisernkalt und eisernschwer das Schicksal über uns verfährt, unser Geschlecht kommt doch nicht zur Besinnung. Wem ist es zu unsrer Zeit nicht oft gewesen, als ob er allein stehe, mit dem Ernst und der Begeisterung für Christenthum und Ewigkeit, in einer Menge von Menschen, die beides oft so we-

nig haben? Die Bessern unter uns selbst werden sich des wahren Grundes von dem Unglück unserer Zeit nicht bewußt. Sie reden immer nur von Krieg, Unterdrückung, Knechtschaft. O, ich habe auch dafür Gefühl, meines Volkes Schicksal ging mir sehr nahe, und ich verstehe alle Eure Klagen. Aber jetzt ist ja Friede, Glück und des Volkes alte Freiheit wiedergekehrt. Aber wahrlich, auch jetzt noch werdet Ihr des Glückes nicht froh werden, wenn Ihr es nicht auf den Glauben gründet. Warum war Euer Wohlstand und Euer Glück so tief gesunken? Weil die Frömmigkeit aus dem Gemüth des Volkes entflohen. Da sitzt noch wohl insgeheim eine stille Familie, die eine Hütte Gottes bei den Menschen ist, in der sich die Knie beugen vor dem Namen Jesu. Da sieht noch wohl hier oder da ein ehrwürdiger Greis oder ein begeisterter Mann, die sich als Bothschafter an Christi Statt ansehen; aber insgemein! — O laßt mich nicht davon reden. Glückliche Zeit, wo es noch ein öffentliches Heiligthum gab! Glückliche alte Zeit, wo die Sitte noch gottesfürchtig war, und manches Haus ein Tempel des Allerhöchsten! Glückliche Redner in jenen Jahrhunderten, die nur zu reden hatten an Gläubige und Ueberzeugte, und sich um die nicht kümmern durften, die draussen sind! Jetzt hat sich die Welt das Wort gegeben, alte Sitte und fromme Gewohnheit zu verhöhnen, dann kindisch zu finden, und endlich abzuschaffen. Das Gemeinsame, das Festliche, das von den Vätern Ueberlieferte verschwindet; die Todten werden still begraben; man verachtet das Sakrament; man hat Feste genug, nur keine heiligen. Und doch ließ es sich noch verschmerzen, daß kein äußeres Heiligthum mehr ge-

achtet wird, wenn das innere Heiligthum, die fromme Gesinnung, und der Wandel vor Gott desto eifriger gesucht würden; dann wäre es nur Irrthum, und kein Verderben. Aber nun! — Laßt mich schweigen! Vielleicht muß ich mich noch vertheidigen über die Kühnheit dieses Geständnisses. O nennt es doch nicht, wie ihr so gerne thut, Standesgeist, Pfarrerverdruß, der sich wohl erklären lasse. Glaubt doch an wahre Liebe zu dem Volke, an innere Ueberzeugung des Gemüthes, o nur an die Möglichkeit, daß einem Menschen das Ewige mehr seyn könne, als Gewinn und Ehre. Nennt mich lieber schwach, oder wie ihr wollt, aber sündiget nicht wider das Heiligste im menschlichen Herzen!

Diese Betrachtungen, noch schärfer und bitterer, als ich sie hier aussprechen mag, erfüllten lange mein Gemüth. Doch, da trat auf einmal der Mond wieder hervor, hinter der Kirche stand er, und gerade so, daß sein Licht vermittelst zwei gegenüberstehender Fenster durch das Gebäude schien. Mich dünkte ich sähe die Kanzel im Mondenschein. Ein trostreicher, erhebender Anblick nach solchen Betrachtungen! Leuchte nur, freundlicher Mond, leuchte nur durch die theuern Mauern, bestrahle die Kanzel mit deinem schönsten Lichte, denn am Altar und auf der Kanzel lebt sich's immer im Licht!

Nun fielen einige Schüsse. Die Nachbarschaft wurde lauter. Ich sah den wandelnden Menschen in der langen Straße nach, durch die ich im verflossenen Jahre so manchen frohen und gesegneten Gang gethan, bald in die Kammern der Sterbenden, bald in die Säle der Brautleute, bald in Taufzimmer, bald in das Gotteshaus. Mehr als

hundertmal stand ich unter dem Volke, und öffnete ihm das Innerste meines Herzens, und predigte von dem Geheimnisse des Herrn unter seinem Volke, und fast immer hätte ich sagen mögen: „O ihr Männer und Frauen da unten, wäret ihr doch so selig, wie ich, fühltet ihr doch die Nähe des Herrn, wie ich sie fühle!“ Ach so manches schwebt noch ein Mal vor dem geistigen Auge vorüber!

Wie herrlich doch das Amt eines Geistlichen ist! Da ist unter vielen hundert Menschen keiner, dem ein entscheidender Abschnitt im Leben gekommen, welchem er nicht zur Seite gestanden, ein Wort Gottes in die Seele geredet, und sich nicht mit ihm gefreut oder betrübt hätte. O es ist ein hoher Auftrag: die Gefühle einer ganzen Gemeinde in sein Herz aufzunehmen und sie, jedem geheiligt durch Gottes Wort und im Licht des Evangeliums verklärt, wieder zu geben! — Des Geistlichen Amt fordert, daß er jeden einzelnen Fall geschickt unter eine allgemeine Regel bringe, allen irdischen Wechsel auf einen ewigen Beistand beziehe, und das Tiefste und Reichste im Leben der Menschen zum Heiligen beauftrage. So hat er von der einen Seite die Fülle des besondersten Lebens und von der andern die Höhe des allgemeinsten. Jeden neugebornen Weltbürger heißt er willkommen, in einem höhern und bessern Sinne, als die Welt, und das Herrlichste, das ihm einst begegnet, hat derselbe als Erfüllung priesterlicher Weissagung anzusehen. Jede glückliche Mutter segnet er und lehret sie, ihrer Liebe erst innig und ewig froh zu werden. Da tritt eine Reihe Jünglinge und Jungfrauen, noch in dem Kranze der Unschuld, und schon an der Schwelle der höheren Jugend in die Kirche; sie knien am Altare, und er heißt sie

empfangen den heil. Geist, und Schutz und Schirm vor allem Bösen, und Stärke und Kraft zu allem Guten, aus der gnädigen Hand Gottes des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes. Und wenn dem Menschen Glück und Leben in der Blüthe stehen, auf der Spitze namenloser Jugendgefühle, stehen Braut und Bräutigam vor dem Geistlichen, und er bestätiget ihre eheliche Liebe und Treue die sie eines dem andern geschworen, im Namen des dreieinigen Gottes und erklärt: was Gott verbunden, soll der Mensch nicht trennen; und nun geht's noch ein langes Leben abwärts durch Mühe und Abnahme, durch Sorge und Schmerz. Endlich erscheint der Diener Gottes am Todtenbette wieder, und betet um Kraft im Sterben und um noch Einen Strahl der göttlichen Gnade, da es Abend werden will, o Herr Jesu — und bald geht der Zug vor dem Pfarrhause her, er tritt in die Reihen, und spricht das Letzte: Mensch, du bist Erde. — Ach, da liegt der Gottesacker. — Ueber Euren Grüften schwebe Gottes Friede, ihr Todten!

Schlaft wohl! schien mir des Nachtwächters Horn herein zu tönen. Aus den Häusern erscholl Jauchzen, die Glocken läuteten, die Schüsse verdoppelten sich, Musik scholl herüber, und tausend, tausend Glückwünsche empfingen das neue Jahr. Es hatte zwölf Uhr geschlagen. Ich fuhr auf. Der Mond leuchtete mir entgegen. — Es ist also da, rief ich, aber — ich konnte nichts mehr sagen. Ein gewaltiges Gefühl machte mich stumm, und ich konnte nur wortlos beten! —

Nun klang das Läuten der nachbarlichen Gemeinden aus den Thälern herauf, aus der Ebene herbei, und die

dumpfen, fernen Schläge der großen Glocken boten einen herrlichen Hintergrund zu dem feinen, fröhlichen Geläut aus unsern Thürmen. Die Haufen der Sänger zogen durch die Stadt; die Hörner ließen nach alter Weise sich hören; die stille Nacht wurde zum geräuschvollen Tage. Einige Bekannten wünschten mir ein glückselig Neujahr von der Straße herauf, und einige Nachbarfrauen sandten Geschenke ins Haus, die nach altem Brauch von den fleißigen Hausmüttern in dieser Nacht bereitet werden zu Ehren des neuen Ankömmlings. Der Mond schien lichter, und der Frost wurde immer heller und schärfer.

Nun denn, Gott sey mit euch im neuen Jahre, und der Jubel beim Anfange sey von guter Vorbedeutung! Ihr treuen Freunde, ihr Aeltern in der Ferne, seyd mir gegrüßt! Jeder Pfarrer, durch den auch nur Einmal in diesem Jahre das Herz des Volkes bewegt, und es nach oben gezogen wird, sey gesegnet! Ihr Festtage, Ostern, Pfingsten und Weihnachten, seyd mir willkommen, und werdet mir rechte Festtage, warm und froh, fromm und gesegnet! Ihr dem Tode Geweihete, Sterbende in diesem Jahre, gebe Gott, daß ich wenigstens nur Einmal noch ein Wort des ewigen Lebens an euch rede! O du ganze, theure Gemeinde, Gnade sey mit dir und Friede, von dem, der da ist und war und seyn wird! — Kindlein, laßt uns einander lieben — Kindlein, laßt uns bleiben bei Ihm! Und dein Hirt, du gute Heerde, freue sich immer deiner Liebe und werde immer besser — reifer im Glauben, und sicherer im Lehren, — im Entsagen und Thun, im Kämpfen und Siegen, dir ein wahrhaft priesterlich Vorbild, und was die Erde ihm nicht geben kann, das verleihe ihm

der Himmel. O, Gott, es hätte wohl manches im alten Jahre anders an mir seyn können. Herr, vergib mir meine Sünden und Uebertretungen, und nimm den Dank für deine tausend Gnaden. — Nicht ich, sondern die Gnade, die mit mir war — Amen dem langen segensreichen Jahre! Amen wie einem großen Gebete!

5.

Des Herrn Nachtmahl.

Es war Gründonnerstag. Die Fastenzeit ist überhaupt die segensreichste Zeit des Jahres für die Gemeinde, und die festlichste für den Geistlichen. Wehmuth und Liebe steigen in ihr mit den häufigen Gottesdiensten bis zu dem höchsten aller Festtage, und im Kirchenwesen scheint sich wieder das Alterthümliche einzufinden. Wenn sich dies von der ganzen Zeit behaupten läßt, so zeigt es sich besonders in der Charwoche. Nicht mit Unrecht heißt sie die heilige Woche des Jahres; denn sie ist die Woche der leidenden, der versöhnenden Liebe. Jeder Tag hat in ihr eine eigene Bedeutung; und je mehr das Fest nahet, desto ernster und feyerlicher wird das Andenken, welches er zurückruft. Am Gründonnerstage fängt die Reihe der stillsten und wehmuthvollsten Feyertage an. Man begeht auch in Familien, nebst den Geburtstagen der lebenden Geliebten, die Todestage der gestorbenen; aber diese auf ganz andere Weise, wie jene. Nur die nächsten Verwandten und ver-

trautesten Freunde nehmen an ihnen Theil. Die laute Freude ist verschwunden, und Herz und Sitte fordern ein stilles und einsames Trauern. In dem kleinen Kreise derer, die den schmerzlichen Verlust mitzufühlen verstehen, allein gefeyert, und verborgen vor der Welt vergeht ein solcher Tag. Eine ähnliche Bewandtniß hat es mit diesen heiligen Tagen. Auf Ostern freuet sich auch die Welt. Sie drängt sich ja zu jeder Freude, und wo Frohsinn und Jubel zu finden sind, da mag sie nicht fehlen, und sollten sie ihr auch zu hoch und geistig seyn, so nimmt sie ihren Theil davon, und weiß ihn für sich einzurichten. Aber die stillen Schmerzenstage, die drei heiligen Tage der Trauer, Gründonnerstag, Charfreitag und stiller Sabbath, pflegen nur in dem Herzen der Frömmern heilig gehalten und zwar in Demuth und Stille, aber mit unaussprechlichem Segen begangen zu werden.

Am Gründonnerstage hat in unserer Gemeinde Nachmittags die Vorbereitung auf des Herrn Nachtmahl Statt, und Vormittags kommen die Abendmahlsgäste zum Pfarrer, um sich einschreiben zu lassen und zum Zwiegespräche zu stellen. Diese Morgen sind mir immer heilig gewesen. Die wunderbaren Wege, welche Gott die Menschen führt, und die mañigfaltigen Zustände, in denen das Eine Noth ist, legen sich alsdann so klar vor, und wenn von der einen Seite des Geistes Blick an Menschenkenntniß gewinnt, so hat das Herz von der andern die Genugthuung, manches Wort des Trostes und der Ermahnung zu sprechen. In dem Pfarrhause ist ein eigenes, kleineres Zimmer zu diesem Zwiegespräche eingerichtet. Der Tisch ist mit einer schwarzen Decke behangen, das Bildniß des guten Hirten

hängt an der Wand, Spiegel und andere Zierrathen fehlen; und alles verkündiget, daß hier ernste Dinge vorzugehen pflegen. Schon frühe am Morgen habe ich hier in der Amtskleidung die Abendmahlsgäste zu empfangen. Es ist eine ehrenwerthe Einrichtung, die man Privatbeichte im Sinne der evangelischen Kirche nennen mag. Manchen aus dem Volke fehlt es an Freimüthigkeit, sich geradezu in einer Herzensangelegenheit an den Geistlichen zu wenden, und mancher bedarf auch sogar einer äußern, wiederkehrenden Sitte, um das Herz zu öffnen. Zu dem thut es einer Gemeinde in manchen Gliedern Noth, daß sie einzeln, vor dem Genusse des Abendmahls auf eine bestimmtere Weise berathen werden. Mehr wie hundert Menschen pflegen sich oft an diesen Morgen bei mir einzufinden, und wenn gleich die größere Anzahl nur im Allgemeinen stehen bleibt, und das Glück entbehrt, etwas Besonderes und Eigenthümliches von ihrem inneren Zustande sagen zu können, so ist hier doch der Ort, der heranwachsenden Jugend und dem vielbeschäftigten Mannesalter heilsame Winke zu geben, die mit Liebe und Dank angenommen, wie sie mit Liebe und Bescheidenheit gegeben werden. Das einzige Schmerzliche bringt bloß der Fall mit sich, wenn ein offenbarer Sünder wagt, sich einzufinden, und mit Ernst und Strenge gewarnt werden muß. Wenn hingegen in einer sonst christlichen Familie Friede und Liebe unterbrochen sind, nimmt man den freundschaftlichen Rath, in solcher Stimmung sich dem Heiligthum nicht nahen zu wollen, mit Erfolg für die Zukunft an. Außerdem aber wird so manche tiefe Aeusserung aus dem Innersten des Herzens, so manches erfreuliche Zeugniß über die Erfah-

rungen im höheren Leben, so manches, das regste Mitleid erweckende Geständniß über die Schwäche der menschlichen Natur gehört, und es biethet sich so viel Gelegenheit zu einer gesegneten Seelenpflege dar, daß hier der Geistliche eigentlich Hirt des Volkes im alten Sinne des Wortes ist.

Diesen Morgen kam eine Frau, von der mir schon manches Gute bekannt war, und nachdem sie mir einen Strauß von grünen, balsamischen Kräutern, wie viele zur Feyer des Gründonnerstags zu thun pflegen, überreicht hatte, sagte sie, daß sie morgen gewissermaßen zum ersten Male zum Abendmahle gehe. So wie jetzt, wäre ihr noch nie gewesen. Sie hätte den lieben, ersehnten Gründonnerstag kaum erwarten können. Ihr Christenthum habe sich bisher nur am Aeussern gehalten, und die guten Rührungen wären schnell und ohne Frucht verschwunden. In den ersten Fastenpredigten sey sie auf ihren innern Zustand aufmerksam geworden. Einige schwere Wochen wären zu überstehen gewesen; aber sie hätte den Kampf mit sich selbst in der Stille gekämpft. Am Abende vor Palmsonntag wäre ihr durch das Wort Gottes Beruhigung geworden; sie wisse, daß ihr Erlöser lebe, und brenne vor Verlangen, sich ihm im heiligen Abendmahle gänzlich hinzugeben. Darauf erzählte sie noch einige bestätigende Züge aus der Geschichte ihres Herzens. Ich hatte nichts hinzuzusetzen. Es ist die höchste Freude, jemanden auf dieser Höhe des innern Lebens bewillkommen zu können. Ich bezeugte ihr meine frohe Theilnahme, und sagte ihr: Freuet euch in dem Herrn allewege, und abermal sage ich, freuet euch.

Es erschien auch eine Witwe. Sie hatte kürzlich einen braven Gatten verloren, mit dem sie sehr glücklich gelebt. Jetzt wollte sie nach langer Zeit zum erstenmal allein zu dem Altare des Herrn gehen. Sie war tief gebeugt, kaum konnte sie sich finden in die Wege des Herrn, und ihr lauter Wunsch, und ihre unaufhörlichen Thränen bezeugten das Verlangen des nahen Todes. Ich mußte ihn mildern. Die schöne Treue, und das lebhafte Andenken an den Seligen erkannte ich an, aber ich wies sie auf die Pflicht hin, das Leben so lange zu lieben, als der Allmächtige es darreicht, es nie zu verachten sondern mit Muth und Ergebung zu tragen bis zum großen Tage der Aernte. Sie fühlte das selbst, und ich entließ sie mit dem Wunsche, daß die Feyer des Todes Jesu ihr eine Feyer zum Leben werden möge, wie denn sein Tod der Welt das Leben gebracht habe.

Anders hatte ich zu reden mit einem kränkelnden Manne, der wohl zum letzten Male in der sichtbaren Gemeinde des Herrn Nachtmahl genießt. Er sahe das auch selbst ein, aber er sprach von seinem guten Weibe, von seinen unerzogenen Kindern, und von seinem großen Haushalt, der eine ernste Aufsicht fordere, und von der Freudigkeit zum Tode, die er nicht auf sein Leben gründen könne. Ihm zeigte ich, wie die irdischen Zwecke des Lebens dem Herrn müssen anheim gestellt werden, wie jeder bessere Mensch sich sehnen solle abzuscheiden, und bei Christo zu seyn, und wie diese Freudigkeit nur im Glauben zu erlangen sey, und sich nur auf Gottes Gnade in Christo gründen könne. Erst spät, und nach manchen Vorbereitungen erkannte er seinen Zustand und was ihm Noth sey.

Es war ein feyerlicher Augenblick. Weinend und doch getrost gestand er, noch nie sich so gering und Gottes Gnade so reich gesehen zu haben, und wünschte dann mit freudiger Rührung, daß sein letztes Abendmahl ihm Vorfeyer des Todes seyn möchte.

Ich könnte noch von einigen jungen Leuten erzählen, mit denen ich das Andenken an ein Paar gesegnete Confirmationen erneuerte, — von einem Greise, der mit seltner Ruhe und Zuversicht sagte, es ist noch nicht erschienen, was wir seyn werden, aber bald, bald wird es mir erscheinen, — und von einigen Armen, die mit Ergebung die Nähe dessen fühlten, der den Armen das Evangelium verkündigt hat. Solcher Geständnisse kommen viele vor, und man bewundert die Kraft des Christenthums, welches, obgleich immer dasselbe, für jede besondere Lage doch immer einen besondern Segen hat.

Es war spät geworden, ehe mich die Letzten verließen. Ich schloß die Reihe der Namen mit dem meinigen, und warf noch einen prüfenden Blick in das eigene Innere. Der Geistliche hat große Gefahr, über der Freude und dem Leid an andern sich selbst zu vergessen, und in fremder Leitung sich so zu verlieren, daß er seine eigene hintansetzt. Diese Verirrung ist leicht. Wenn wir anderen fortschreiten helfen, so meinen wir oft, wir selbst schritten fort. Man lebt sich so ganz in andere hinein, und nimmt so lebhaften Antheil am Kampfe, daß man am Ende mit ihnen lebt, und ihren Sieg zu theilen glaubt. In gewisser Rücksicht ist dies auch wahr. Durch das Bessern an andern wird man selbst besser, wie man durch Lehren lernt. Aber der Geistliche wirkt in andern nur durch Wort, Rath,

Belehrung, kurz durch eine äußere Form, und indem er seine ganze Kraft darauf wendet, tritt das innere Wesen zurück. Diese Klippe scheint mir die gefährlichste, welche der Geistliche zu vermeiden hat. An ihr sind die trefflichsten Menschen gescheitert. Vielleicht läßt sich hierin der hauptsächliche Grund für den öfteren Verfall solcher Diener der Kirche finden, die doch früher mit Ernst und Begeisterung, und mit allen Zeichen eines gotterfüllten Gemüthes ihr Amt anfingen.

Der heutige Mittag hat durch eine theuere Sitte der Väter eine besondere Bedeutung erhalten. Was aufgetragen wird hatte die holde Farbe des Grünen, und alles ist mit Kräutern entweder gewürzt oder geschmückt. Die Sträuße der Gemeindsglieder standen auf der Mitte des Tisches, und verbreiteten einen lieblichen Duft. Die christlichen Feste, obwohl sie rein geistige Feste sind, lehnen sich kindlich an die Natur, und nehmen gern jede besondere Gabe der Jahreszeit in sich auf. Man hatte jetzt noch keine Blumen, aber nach dem öden Winter im ersten Aufgange des Frühlings, begrüßen wir die grünen Gräser mit einer Freude und Leben, wie später kaum die Blumen. Und zu so stillen Tagen ziemen sich auch besser Gräser als Blumen. Wir bringen es ja kaum weiter hienieden, als zu Charfreitag und Osterabend, und heissen das hoffnungsreiche Grün willkommen; droben erst prangen die Blumen. Dieses Grüne gehört ganz eigentlich zur Feyer der Einsetzung des Abendmahls. Es ist ein eigentliches Abendmahlsgrün, da es auf die grünen Kräuter hindeutet, die bei dem Osterlamme genossen wurden. So vereinigt es nebst der schönen sinnbildlichen Bedeutung noch die erste

Feyer des aufgehenden Frühlings mit der geschichtlichen Erinnerung an die Einsetzung des Sacraments; und so wollen wir das Grüne am Gründonnerstage dreifach willkommen heissen.

Wie werth wird uns deshalb in den ersten Tagen des Frühlings ein grüner Fichtenwald. Ich fühlte es, und eilte in das schöne Wäldchen, aus dem ich die Aussicht auf die Kirche habe. Ich setzte mich in seinem vom Sonnenlichte freundlich durchbrochenen Dunkel nieder. Die lauen Frühlingslüfte hauchten um mich her. Es war eine stille Stunde einsamer Vorbereitung, demüthigen Gebets und eigener Hinwendung des Herzens zu Gott, die immer vorhergehen sollte, wenn man in einer Gemeinde des Herrn zu reden hat. Unter dieser Beschäftigung las ich noch den Abendmahlspsalm der alten Kirche, und indem ich so, jetzt schon beseliget, in einer heiligen Hoffnung, noch einige Gänge durch die grünen Baumreihen machte, ertönte das einfache Geläut zur Vorbereitung.

Ich war in der rechten Stimmung zu einem solchen Gottesdienste. Als ich in die Kirche trat, war die Gemeinde schon versammelt, und saß in tiefer Andacht. Kaum hörte man einen Laut durch die Gewölbe wiederhallen. Ich kenne keinen erstern und stillern Gottesdienst als die Vorbereitung zum Abendmahle. Die Orgel schweigt. Man kommt leise herein, um sich und andere nicht zu stören. Alle Anwesenden sind schwarz gekleidet, und Gebet und Andacht sprechen aus jeder Miene. Der Gesang, kaum von einem Vorsänger geleitet, erhebt sich schüchtern und langsam, und es ist, als wenn ein heiliges Beben in jedem Tone zittre. Der Altar ist weiß behangen. Nur Erwachsene sind gegen-

wärtig, und alle nach langer, ernster Vorbereitung. Da ist die Stunde, das Herz reden zu lassen. Es sind nicht mehr Geistliche und Laien; alle stehen auf derselben Stufe vor dem Heiligsten des Gewissens und dem Allerheiligsten der Religion. Wir sind Sünder, wir wir — sagt, der das Wort nimmt, und in der fühlbaren Nähe des Erzhirten sind alle nur Schafe der Einen Heerde. Aller irdische Unterschied verschwindet. Reichthum, Stand und Bildung können die Menschen nicht mehr trennen, die durch Demuth und Liebe vereinigt sind.

„Mich hat herzlich verlangt dies Osterlamm mit euch zu essen." Das war der Text zu meiner Rede. Ich verbreitete mich über diese rührenden Worte, die der Heiland am letzten Abende vor seinem Tode sprach, und zeigte, wie der erste Gründonnerstag der christlichen Kirche, mit welchen Empfindungen des Herrn und mit welchen der Jünger er gefeyert worden. Darauf gedachte ich der großen, erhabenen Feyer der späteren Zeiten, in den ersten Jahrhunderten der Kirche, und ich beschrieb, wie die erste Liebe der Welt zu dem Sohne Gottes sich so innig und warm ausgesprochen; wie die Feyer des Abendmahles das große Geheimniß der Gläubigen gewesen; und alles, was Andacht, Liebe, Aussonderung des Unwürdigen und Weihung des Bessern nur aufbiethen konnten, für die Feyer des Hochwürdigen verwandt ward. Dann kam ich auf unsere Zeit, ihren wankenden Glauben und ihre erkaltende Liebe, und schloß die dringende Ermahnung mit den Worten des Herrn: „Siehe, ich stehe vor der Thüre und klopfe an. So jemand meine Stimme hören wird, und die Thür aufthun, zu dem werde ich eingehen und das Abendmahl mit ihm halten, und er mit mir."

Es war schauerlich, wie das dumpfe, zitternde Ja! auf die ernste Nachfrage um die genaue Prüfung, und die rechte Gesinnung durch die Kirche hallte, und in einem tiefen, hohlen Tone erstarb. Wenn das Herz noch so freudig und voll Sehnsucht ist, so kann das Ja des Geständnisses doch immer nur bebend und schüchtern seyn.

„Selig sind, die zum Abendmahle des Lammes berufen sind," waren die wahrhaftigen Worte Gottes, die unter dem Segensspruche unsere Herzen einweiheten auf morgen.

Man sang zum Ausgange:

Ich kam gebeugt in Gottes Haus,
Mich reu'ten meine Sünden:
Da theiltest Du mir Gnade aus
Und ließest Trost mich finden.
O Heiland, viel hast Du gethan
Die Sünder zu befreyen!
Ach nimm das Freudenopfer an
Das Herz und Mund Dir weihen!

In eingezogener Stille verbrachte ich den Abend der Einsetzung, und sah den Morgen zu des Herrn Todestage anbrechen. Ich bereitete mich zu seiner Feyer, indem ich Johannis Evangelium über die letzten Stunden des Herrn las, an dessen Brust er gelegen.

Wie ist es, daß ein dunkler, mit Wolken behangener Himmel am Charfreytage uns so wohl thut? Das Morgenroth glühete schwarzroth, die Dämmerung hatte lange gedauert, und den ganzen Tag hing ein trüber Schleier über der Gegend, die gestern sich so schön im neuen Sonnenlichte auseinander gelegt hatte. Ist es doch, als freue man sich, daß die Welt mit uns traure, und in der Na-

tur das Abbild von der Wehmuth gesehen werden könne, die unser Herz durchdringt. Wir lesen es aus demselben Grunde so gern, daß am Todestage des Herrn die Sonne ihren Schein verlor, und eine Finsterniß über das ganze Land sich verbreitete. Wir meinen darin die Versicherung zu finden, daß Ein heiliges Band die Natur und die Menschheit umschlingt.

In der Kirche ließ sich Charfreytags-Stimmung verspüren. Es war nicht mehr die Stille der Einkehr und Prüfung am gestrigen Abende. Es war die Stille der Trauer und Wehmuth. Es ist, als feyerten wir in dem Tode des Heilandes den Tod aller geliebten Menschen, den Untergang alles Irdischen, die Niederlage unsers ganzen natürlichen Lebens. Ich sprach in der Predigt über das Eigenthümliche dieses Tages, wie es in seinen Benennungen ausgedrückt ist. Man heißt ihn den stillen Freytag, den lieben Freytag (Charfreytag), und den Rüsttag auf Ostern. Es ist der liebe Tag, denn an welchem hat sich mehr Liebe offenbart? Es ist der stille Tag, denn es ist ein Tag des Todes und der Buße. Es ist der Rüsttag, denn durch des Herrn Tod gehen wir zu dem großen Feste des Lebens ein. Und das alles ist ja Abendmahlsempfindung.

Wir stehen heute und Tausende seiner Treuen mit uns an seinem Kreuze. Was er war und was er uns geworden, seine Liebe und Treue, sein schwerer Tod und sein geheimnißvolles Verdienst, sein großes Herz und seine erhabene Aufopferung, und nun die Ruhe in seinem Grabe, und die Stille um seine Leiche her, wen, der ihn kennt, erfüllt diese Betrachtung nicht mit Wehmuth und Dankbar-

keit? Er ging durch die Welt, wie ein fröhlich Kindlein; er stritt wider das Böse wie ein Held; er liebte die Menschheit, wie ein Bräutigam; — doch nun ist alles vollendet, wovon die Propheten reden; er liegt da und schläft in stillem Frieden. Die Welt konnte ihn nicht fassen. Sein Sinn ging nach oben, der ihrige geht nach unten. Der Heilige kam in sein Eigenthum, aber die Seinen nahmen ihn nicht auf. Das Göttliche gehört dem Himmel an, darum kann es hier unten nur erscheinen, und muß bald wieder hinweg. Nur an Einer geweihten Stätte bleibet es, nur Ein Heiligthum gibt es, dem es nicht geraubt werden kann, und das es besitzt, wenn es auch nach oben zurück gekehrt ist. Der Erlöser lebt im Himmel, und lebt in dem Herzen der Seinen. Für sie starb er, ihre Sünden hat er selbst geopfert, auf daß sie der Gerechtigkeit leben. Jedes Abendmahl ist ein neuer Beweis davon. Innigste, seligste Vereinigung mit dem Hirten und Bischofe unserer Seele, und in dieser Vereinigung Vergebung aller Sünde, Liebe zu den Brüdern, Schmerz über jedes Böse, Entschluß zu allem Guten, und Hoffnung auf ein ewiges Leben, das heißt des Herrn Tod verkündigen, und das ist das Wesen des Abendmahls.

Die Gemeinde sang den uralten Nachtmahlsgesang:

„O Lamm Gottes unschuldig.“

In unbeschreiblicher Empfindung trat ich vor den Altar. Die ganze Gemeinde stand. Es war feyerliche Stille in der vollen Versammlung. Ich wandte mich nach Osten, wo der Herr gewandelt, und von wannen dieser große Tag und dieses heilige Mahl uns gekommen, und sprach betend die Worte der Consecration. Nun begann die Or-

gel in leisen, kaum gehauchten Tönen eine ernste Weise. Die Gemeinde stimmte sanft und andächtig mit ihrem Gesange ein. Dann kamen die Mühseligen und Beladenen, die Frohen und Geretteten zu dem heiligen Genusse. Arme und Reiche, Greise und Jünglinge, Gebildete und Ungebildete, alle kamen und empfingen die heilige Speise und den geweihten Trank. Aus manchem Auge sprach ein getröstetes und erhabenes Gemüth, und bey vielen war große Rührung. Ich werde den Blick nicht vergessen, mit dem eine reine, kindliche Seele zum Himmel auffsah, als sie vor den Altar trat, und den Kelch der Danksagung empfing. Fast möchte ich sagen, daß ein Geistlicher, indem er das Abendmahl austheilt, mehr als je auf den untersten Grund im Herzen der Gemeinde blicken kann. Ueberhaupt ist die Begeisterung im Reden bey weitem nicht von so hoher und reiner Art, als die Begeisterung bey der Verwaltung des Sacramentes. Die Augenblicke, wo sie geschieht, gehören zu den feyerlichsten im ganzen Berufe. Der einzelne tritt durchaus zurück, indem nur die ganze Gemeinde und ihr Herr sich begegnen. Das Wort des Geistlichen ist nicht sein Werk, sondern ein alter, heiliger Spruch, und indem er unter dem Gesange der Gemeinde ausgesprochen wird, ist dem Geistlichen nicht mehr eingeräumt, als jedem singenden Gemeindsgliede. Aber es macht auf den Hörenden und den Redenden einen eigenen nicht leicht auszudeutenden Eindruck, wenn, unter dem leisen Gesange der Gemeinde, die Stimme des Geistlichen das Hochwürdige ausspendet.

Nachdem alle genossen hatten vom Mahle des Herrn, empfing auch ich dasselbe. In stiller Demuth feyerte meine

Seele das Geheimniß der Liebe, die sich selbst gab, um den Menschen seinem Elende zu entnehmen. Ich fühlte, daß auch für mich der Mann der Liebe und der Schmerzen in den Tod gegangen sey, und in diesem Gefühle fand ich neuen Muth, das Wort vom Kreuze meinen Brüdern zu verkündigen.

Es folgte das Dankgebet. Unter demselben fühlten wir alle, wie sehr es sich wahr macht an dem Herzen der Gläubigen, was geschrieben steht: „Ihr seyd die Gesegneten des Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat.“ Aber auch der Dank am Charfreytage ist ein stiller, innerlicher, zwar in wenigen Worten ausgesprochener, jedoch tief im Gemüthe empfundener Dank.

Am Nachmittage und am folgenden Tage, welcher sehr passend der große Sabbath genannt wird, zitterte die heilige Trauer des Charfreytagmorgens, mit der erneueten im Abendmahle versiegelten Hoffnung rein und beseligend in unserm Herzen nach. Dieser Tag ist der stillste des Jahrs. Der Herr liegt im Grabe, und Grabesruhe und Grabesgedanken erfüllen Herz und Geist. Es gebührte dem stillen Sabbath wohl ein eigener Gottesdienst; allein die Kirche hat vorgezogen, daß er ganz stille, und darum auch nur in den innerlichen Empfindungen und Betrachtungen der Gläubigen begangen werde. Ich kenne zu dieser innern Feyer keinen schönern Text, als jene reiche, aus der feinsten Kenntniß des weiblichen Herzens hervorgehobene Erzählung: „Es war Rüsttag, und der Sabbath brach an. Es folgten aber die Weiber nach, die mit Ihm gekommen waren aus Galiläa, und beschauten das Grab, und wie der Leichnam gelegt war.“ Die-

ses stille Beschauen des Grabes, dieser liebevolle, thränenreiche Blick zu dem Leichnam hin, und die zarte Besorgniß, daß Er auch im Tode noch geehrt werde von frommen Gemüthern, da die Welt Ihn ausgestoßen, können wir im Geiste wiederholen, und wer möchte es nicht an diesem stillen Tage in der Gemeinschaft dieser heiligen Frauen! Auch einmal ein seliger Todter zu seyn, der in dem Herrn gestorben, der nun ruht von seiner Arbeit, und dem seine Werke nachfolgen: dieß ist das inbrünstigste Gebet, das man bei dem Grabe des Herrn betet.

Den ganzen Tag brachte ich wie einen hochheiligen Tag in tiefer Eingezogenheit zu. Erst am Abende ging ich hinaus, um von einer Anhöhe hinab auf den Landstraßen die ankommenden Fremden zu sehen, die mit Sehnsucht und Hoffnung, müde von oft weiter Reise, am Osterabende dem väterlichen Hause, oder dem gastlichen Heerde guter Freunde entgegen zu eilen pflegen. Dieser Anblick störte mich nicht. Des Menschen Leben ist ja eine Reise zum Feste und ins Vaterhaus, und an die Müdigkeit und Sehnsucht bey ihrem Ende erinnert der stille Sabbath. Erst am andern Morgen war diese Sabbathsstille im Gemüthe ausgefeyert, als die aufgehende Sonne das größte Ereigniß versinnlichte, die Osterfeuer auf den umherliegenden Bergen brannten, alle Glocken aus der Nachbarschaft ineinander läuteten, und der Kirchner mich mit den Worten begrüßte: Der Herr ist auferstanden, und ich nach altem Brauche antwortete: Ja, er ist wahrhaftig auferstanden!

6.
Die Einsegnung der Kinder.

Im ganzen Jahre gibt es keine Festlichkeit der Kirche, die sich einer herzlichern Theilnahme der Gemeinden zu erfreuen hat, als die öffentliche Einsegnung der Kinder. Ist es die unmittelbare Beziehung auf den Einzelnen, die in ihr hervortritt, da die andern Feste mehr auf das Ganze gehen, und hier so recht klar wird, wie das Gemüth jedes Einzelnen durch's ganze Leben dem Erlöser hingegeben seyn muß? Oder ist es der herrliche Anblick von der jugendlichen Begeisterung, von der frischen, neuen, aufstrebenden Wärme für das Höchste? Gewiß, es kann der Anblick von Jünglingen und Jungfrauen, deren erste umfassendern Gefühle in dem reinen Lichte des Evangeliums aufgehen, keinen unerfreut und ungehoben lassen. Oder ist bey den meisten diese Theilnahme nur der letzte Versuch des guten Geistes, der die zerstreute und verweltlichte Seele noch Ein Mahl auf ihre Bestimmung hinweisen, und durch die Anschauung der begeisterten Kinder an die eigene Begeisterung, die nun schon so lange verflogen und vergessen ist, erinnern und sie mit Scham und Schmerz erfüllen will? Es mögen wohl alle diese Empfindungen dunkel zusammenwirken, um den Gemeinden im Ganzen, auch ohne Rücksicht auf die näheren älterlichen und andern Verhältnisse, die Einsegnung der Kinder in so hohem Grade wichtig zu machen. Nie sieht man so viel Rührung im

Gottesdienste, und wer zu dieser Zeit in des Volkes Herz hat schauen können, wird manche Bewegung gewahr geworden seyn, nach der man sich sonst vergebens umsieht. Bey dieser Feyerlichkeit kann man zuweilen das seltene Schauspiel haben, eine Reihe von Kindern aus den verschiedensten Ständen, und von der verschiedensten Bildung durch Ein hohes Gefühl, Einen herrlichen Vorsatz verbunden, und in der ersten, glühenden Liebe des Herzens nach dem Einen, was Noth ist, streben zu sehen. Sogar in den roheren Gemüthern, wo Anlage und Ausbildung gleich unbedeutend gewesen, zeigt sich wenigstens eine Ahnung des Höhern, zu der in solcher Stärke sie sich bisher noch nicht erhoben hatten. Kann es auch anders seyn? Wenn dem unverdorbenen Kinde das Erhabenste und Seligste, das der menschliche Geist finden kann, vorgehalten wird; wenn es einen geliebten Lehrer, mit der ganzen Wärme seines innersten Lebens darüber reden und lehren hört; wenn die Aufforderungen der Aeltern, die Ermahnungen der Lehrer, das Zeugniß des eigenen Herzens zusammenwirken für denselben Zweck: sollte alsdann das noch weiche Gemüth ungerührt bleiben können, und sich nicht dafür gewinnen lassen? Wahrlich, nicht an Krankenbetten, und bey des Herrn Nachtmahl, nicht an andern festlichen Tagen habe ich so große Wirkungen des Christenthums an den Menschen gesehen, als bey der Confirmation. Erst als ich das kindliche Herz in seinen frommen Begeisterungen betrachtete, habe ich die Erscheinung des Christenthums im Menschen in ihrer schönsten Blüthe geschaut. Preiset immerhin die erhabene Gewalt des Wortes Gottes in dem thätigen Manne, seine hohe, rührende Stärke in dem lei-

denden Weibe, seine Macht in der Todesstunde, und seine Verklärung zweyer liebenden Seelen am Hochzeitstage: ich ziehe immer das Gemüth eines Kindes vor, das der leise Hauch der Unschuld noch umweht, dessen Herz voll Freude dem Gekreuzigten entgegenschlägt, und dessen kaum von der Welt berührter Sinn sich am Altare dem Himmel weihen will.

Wie heilig dieses Fest dem Geistlichen seyn werde, läßt sich leicht ermessen. Da kommen sie heran, mit der ganzen Hoffnung der Unschuld im Herzen, ihre Blicke leuchten, ihre Herzen schlagen stärker, sie wollen leben für den, der für sie starb, und es feyerlich beschwören in die Hand des Mannes, der sie zu ihm führete, der bey ihren Worten sich seiner Thränen nicht enthalten kann, und voll Dank zu dem Erzhirten blickt, der ihn würdigte, bey solchem Werke zu dienen. Ach, sagt ihm denn nicht die eigene und fremde Erfahrung, es bleibt so nicht, ihr steht auf einer Höhe, von der ihr herabsteigen werdet, die viele nie wieder erreichen, die sie später mit Thränen in den Augen ansehen, und es für das schönste Glück ihres Lebens halten werden, daß sie doch Ein Mal da gewesen? Muß er denn nicht weissagen: Kinder, nun siegt der Himmel in Euern jungen, unbefangenen Seelen; aber die Zeit wird kommen, wo die Welt wieder siegt, wo vielleicht einem oder dem andern lächerlich diese Begeisterung, oder wo manchem kindisch diese Thränen erscheinen, wo die geliebten Confirmanden von dem Herzen des Seelsorgers, und was unendlich mehr ist, von dem Herzen des Heilandes sich losreissen? Kann man es da dem Seelenhirten verdenken, wenn in seine Freude sich die bitterste Wehmuth

mischt, und er die Unerfahrnen nur näher an sein Herz drückt, gleich als wolle er mit väterlicher Liebe sie so fest halten, daß sie sich nicht losreissen könnten. Diese Furcht muß dazu dienen ihn zum Bewußtseyn seiner Freude zu bringen. Wenn er sich etwa darüber freuen wollte, daß sein Gefühl im Christenthum, und seine Ansicht von demselben mit solcher Lebendigkeit in vielen menschlichen Gemüthern sich verbreitet, und so gründlich mitgetheilt habe, daß sie nie ganz aus ihnen verschwinden können: so wäre es nur eine eitle, leere und eigensüchtige Freude. Aber daß diese Kinder mit der ganzen Innigkeit und Offenheit der Jugend an dem geistlichen Vater hangen; daß sie in ihm den Führer zu ihrer Seligkeit erblicken; daß die Liebe, womit sie den Heiland ihrer Seele umfassen, ihnen auch den theuer macht, der ihnen denselben verkündigte; daß sie ihre Anhänglichkeit oft auf eine rührende und überwältigende Weise aussprechen und daß sie künftig in der größeren Gemeinde eine kleinere, nähere für sein Herz bilden werden — o wer muß nicht gestehen, daß diese genaue Verbindung des Geistlichen mit seinen Confirmanden eine reiche Freudenquelle für ihn seyn wird. Des Seelsorgers Herz kann sich unglaublich an die Kinder anschließen. Mir ist oft in solchen Zeiten gewesen, als lebte ich nur in den Kindern, und als wäre die ganze, übrige Gemeinde nur in Beziehung auf sie für mich da.

Erscheint mir noch Ein Mal in Eurer bessern Gestalt, meine Söhne und Töchter, in der ich Euch leider selten wiedersah — in Euern Festkleidern, die doch nur das äussere Zeichen der herrlichen Verfassung Eurer Seelen waren — erscheint mir noch Ein Mal, so betend, so entzückt,

so in Rührung und Wonne aufgelöst, wie Ihr damals vor mir standet, damit ich von diesem Tage etwas aufbewahre für Eure und meine Zukunft!

Seit einem Monate hatten wir uns täglich gesehen; in jeder Stunde sah ich neue Fortschritte, und mit jedem Fortschritte wurde ihnen Christus und Christenthum mehr. Wir freuten uns auf die Stunde, und hatten gewöhnlich noch mehr Segen in ihr, als wir erwartet hatten. Jede neue Empfindung, die mit einiger Stärke sich der Herzen bemächtigte, gewährte uns ein neues Fest, und sogar die äußern Vorfälle zogen wir in unsere frommen Unterhaltungen. Einigen Kindern waren die Aeltern gestorben, andere hatten sonstige Vorfälle im Hause erlebt, noch andere erwarteten zur Feyer ihre Verwandten: die eigenen Krankheiten und Genesungen, alle dergleichen Ereignisse machten wir allgemein; aus unserer Gesellschaft war eine große Familie geworden; wir nahmen Theil an den Schicksalen des Einzelnen, und die innigste Liebe verband uns mit einander. Die letzten Versammlungen kamen für unsere Wünsche bei weitem zu frühe. Viele waren in ein ganz neues, unbekanntes Leben versetzt worden. Sie hatten nicht geglaubt, daß Menschen so mit einander leben könnten. Aber wenn eine Verbindung, die nur einzig auf den höhern Bedürfnissen des Herzens beruht, bis zu derjenigen Innigkeit gekommen ist, welche wir sonst nur in dem Familienleben finden, so übt sie selbst über gewöhnliche Menschen eine wunderbare Gewalt aus.

Am Nachmittage des zweiten Ostertages wurde die Gemeinde versammelt, um der Prüfung beizuwohnen. Ich benutze diese Gelegenheit, Ein Mal im Jahre den aufmerk-

samen Zuhörern das als Theil in dem Ganzen der christlichen Lehre nachzuweisen, was in der Predigt als ein für sich bestehendes Ganzes angeboten wird. So sehr nämlich in den einzelnen Wahrheiten des Christenthums eine überzeugende Kraft liegt, so erhöht sich dieselbe doch in dem Blick auf den Zusammenhang und in dem Eindrucke, den das nothwendig verbundene Ganze auf uns macht, zu einer Gewalt der Ueberzeugung, die keinen Zweifel aufkommen läßt. Einen solchen Ueberblick nimmt jeder nachdenkende Mensch von Zeit zu Zeit, und aus demselben Grunde thut er jährlich wenigstens Ein Mal einer Gemeinde Noth. Der Schluß dieser Prüfung war der rechte Anfang unserer achttägigen Feyer. Er war gleichsam das heilige Gebet, mit dem die Festreihe anhob, nachdem die Rüsttage vollendet waren. Von nun an erschienen die ganze Osterwoche hindurch die Kinder mehr zu Erbauungs- als Unterrichtsstunden. Wem in der Gemeinde die Zeit es erlaubte, wen sein Herz antrieb, war gegenwärtig, und vor allen erfreulich war die zahlreiche Anwesenheit der Mütter. Abwechselnd wurde über die Einsegnung, das Abendmahl, die Zukunft, der sie entgegen gingen, die Kindheit, die sie verließen, über den Herrn, der ihr Eins und Alles bleiben müsse, die Schwäche des menschlichen Herzens, und den Trost und die Kraft des Glaubens geredet. Zwischen durch kamen Morgens die Kinder einzeln zu mir, und ich versuchte, jedem den Gang anzudeuten, den es nach der Eigenthümlichkeit, die mir von ihm kund geworden, in seinem innern Leben zu nehmen habe. In diesen geheimen Unterredungen hat sich mir manches Herz so tief eröffnet, habe ich so viel Demuth, Liebe und Glauben gesehen, daß

ich beschämt mich oft fragte: du sollst hier Führer seyn? — Am Freytag Abend bey vorzüglich zahlreicher Versammlung trat der Schullehrer herein. Auch die kleineren Kinder waren gegenwärtig. Von beiden nahmen die Confirmanden Abschied, und der gerührte Lehrer ertheilte ihnen seinen Segen. An des Samstags heiligem Abende war es das letzte Mal, daß wir zusammen kamen. Ich kann es nicht beschreiben, wie bewegt ich war, als ich in die Kirche trat, wo wir uns dieses Mal versammelten. Wir wurden gerührt, als wir uns nur erblickten. Ich ging die Feyer des folgenden Tages durch. Es war ein reiches Gemälde von dem Feste, das die Kinder über die Ordnung der Feyerlichkeiten unterrichten, nein, das ihre Herzen durch diesen vollen Vorgenuß noch mehr erregen und erheben sollte.

So vorbereitet, erwarteten wir den Sonntag Morgen. War diese Woche nach dem alten Brauche der Kirche eine Fortsetzung der Ostern gewesen, recht wie sie ehedem hieß, Tage der Neugebornen, so war die Einsegnung am Sonntage Quasi modo geniti nach jenem Vorbilde eine Feyer, wie damals, als die auf Ostern Getauften ihre, die Woche hindurch getragenen, weißen Kleider ablegten. Die Kinder waren hingegangen, und hatten Vater und Mutter um Vergebung ihrer Fehler gebeten, und für den neuen Zeitraum ihnen neue Liebe und Folgsamkeit angelobt. Ich war selbst Zeuge von einem solchen Auftritte. Ein etwas wilder, sonst sehr gutmüthiger Knabe trat in die Stube. Ich sah seine innere Bewegung. Als er mich erblickte, zögerte er einen Augenblick. Der Vater saß mit mir an dem Bette der kranken Mutter. Auf einmal stürzte er an das Herz der Mutter hin, und weinte in

ihren Armen. „O du gute, gute Mutter, ehe ich morgen eingesegnet werde, vergib mir doch alle meine Jugendsünden. Ich habe dir viel Mühe gemacht, ich bin oft undankbar gewesen, und du warest so gut, vergib mir.“ Die Mutter konnte nicht antworten, und umarmte ihn. Der Vater reichte ihm die Hand und sprach: Du willst auch mir dasselbe sagen, aber du kannst es nicht. Sieh, mein Sohn, wir vergeben dir alles, weil wir denken, du fehltest nur aus jugendlichem Leichtsinne. Tritt mit Frieden in ein höheres Alter. Ueber ein Jahr bist du schon aus dem älterlichen Hause und in der Fremde; aber, mein Sohn, denke daran, deine Mutter und ich haben keine größere Freude, als wenn wir unsere Kindlein in der Wahrheit wandeln sehen. — Die Mutter hatte sich erholt, die andern Kleinen kamen herbey, ich führte sie zu dem Bruder, und erzählte ihnen was vorgegangen. Es entstand eine Familienscene, wie sie in jedem Hause vor einem Confirmationstage die Hausgenossen auf das Fest vorbereiten sollte. Solche Auftritte waren in vielen Häusern vorgefallen.

Ich darf gestehen, es war mir, als sollte ich morgen mit den Kindern noch ein Mal confirmirt werden. Mußte mich nicht diese allgemeine Bewegung ergreifen? Schwächer geht sie von dem Geistlichen aus, und stärker, gewaltiger kehrt sie aus den Herzen der Kinder zu ihm zurück.

Ich erwachte frühe genug, um die Sonne zu diesem schönen Tage aufgehn zu sehen. Es war einer von jenen gelinden, hoffnungsvollen Tagen, die man als die Vorbothen des Frühlings betrachten kann. Das Laub ist noch in den Knospen, die Wälder sehen winterlich aus; allein

der Wind wehet lau aus Mittag her, und allem, was da lebt, verkündiget sich der Lenz. So war es an diesem Morgen. Aus der Ferne langte schon ein und der andere Zuhörer an. Die Frühglocken läuteten zum Fest. Ich studierte nicht mehr; ich überließ mich sinnend der Vorfeyer, und dem zuströmenden, immer wachsenden Gefühle von der Wichtigkeit des Tages.

Um neun Uhr riefen ein Paar feine Glockenschläge die Abendmahlsgäste in die Vorbereitung. Die Kinder waren in der Schule versammelt. Ich mußte sie grüßen und ihnen Glück zum heutigen, hohen Feste wünschen. Dann gab ich ihnen die Gesänge an, die sie bis zu dem Augenblicke singen sollten, wo ich sie abholen würde. Nun ging ich in die Kirche; eine große Menge Menschen saß da in schwarzen Festkleidern, in feyerlicher Stille, und mit einem Ausdruck von Andacht in den Mienen, wie man ihn selten in andern Versammlungen sieht. Nur zuweilen unterbrach der Fußtritt eines Hereintretenden die Todesstille der großen Versammlung. Aus der Schule heraus hörte man, wie aus weiter Ferne, den leisen, gerührten Gesang der Kinder. Wir beteten für sie; ich legte den Aeltern besonders die heilige Angelegenheit an's Herz; und führte uns alle in den heiligen Morgen unsers ersten Abendmahles zurück. Ein guter Geist hatte sein Walten unter uns, das that sich jedem Anwesenden kund, und wie könnte er auch wohl da fehlen, wo christliche Aeltern versammelt sind, sich auf das Abendmahl vorzubereiten, das ihre Kinder zum ersten Male mit ihnen halten. Ich verließ diese Versammlung, um die Kinder abzuholen. In dieser Zeit füllte sich die Kirche. Die Kinder fand ich leise

singend und betend. — Kinder, sagte ich, segnet die Schule, in der ihr einen großen Theil eurer Kindheit verlebt habt, und vielleicht den besten. Ihr geht aus der Schule in die Kirche, das heißt, aus der Kindheit in das männliche Alter. Sie knieten und beteten. Ich forderte sie auf für die schönen, glücklichen, nie wiederkehrenden Jahre Gott zu danken, in dem Augenblicke, da sie dieselben verlassen wollten. Lebe wohl, du glückliche Kindheit! schienen mir die Kinder zu rufen. — Gott sey mit uns! — als sie paarweise aus der Schulstube heraustraten. Es war ein schöner Zug, der sich durch den freyen Platz in die Kirche bewegte, welche nebst dem Schulhause die Anhöhe einnimmt, um die der liebliche kleine Ort gebaut ist. Die Thüren der Kirche waren weit geöffnet. Als nun die Gemeinde uns entgegenschaute; als der Zug der weinenden Kinder so feyerlich durch den breiten Gang zum Altare hinaufging; als mancher Vater und manche Mutter von diesem Anblicke so ergriffen wurden, daß sie sich niedersetzen mußten; als fast aus jedem Auge Thränen uns entgegen blinkten, und die Orgel ihre sanftesten, innigsten, rührendsten Töne durch die Versammlung schweben ließ — o, wer möchte es wagen zu beschreiben, was da in dem Herzen der Kinder, der Altern, der Gemeinde und der Lehrer vorging?

Die Kinder umzogen den Altar, und nahmen ihre Sitze auf dem Chore ein. Nach einer augenblicklichen Stille begann ein Wechselgesang, der eigens für diesen Tag bestimmt war. Bey der Einsegnung sollten immer Wechselgesänge gesungen werden. Man kann bei solchen Festen die kirchliche Versammlung nicht als Eine Gemeinde be-

trachten; aber die Kinder sollten mit den Erwachsenen in eine lebendige Wechselwirkung gesetzt werden. Die sich antwortenden Chöre der Mädchen und Knaben, in welche zuletzt die ganze Gemeinde einfiel, vollendeten den schönen Eindruck, den wir so eben empfangen hatten. Innigst gerührt betrat ich die Kanzel. Ich fing von dem Aeussern dieser Feyer an, und sprach darauf von ihrer inneren Wichtigkeit; wie viel sie voraussetze: deutliche Erkenntniß von dem Wesentlichen des Christenthums, mancherley Anfassungen des Gemüthes von Kindheit auf, und den heiligen Vorsatz zu einem frommen Leben; — wie sie der Wendepunkt zweyer Lebensalter, die höchste Feyer des Gemüthes, und nur Ein Mal im Leben da sey; — wie sie endlich ihre Wirkungen über das ganze Leben verbreite, Schutz und Schirm wider alles Böse verheisse, so wie Stärke und Kraft zu allem Guten und einst den Maßstab ausmachen helfe, nach dem wir gerichtet werden.

Was ich vorher bedacht und mir vorgenommen hatte zu reden, verschwand mir vor der Fülle von Gedanken, die der Augenblick mitbrachte, und die mir gleichsam aus dem Herzen heraufstiegen. Deiner dachte ich, Du ehrwürdiger Vater, und des heiligen Morgens, an dem Deine weihende Hand segnend auf mir ruhete, und Du kaum etwas Anderes aus dem überströmenden Herzen hervorbringen konntest, als: Kindlein, bleibet bey Jesu!

Nach der Predigt wurde der Vers gesungen:

Blick herab von Deinen Höhen!
Höre, Gott, auf unser Flehen,
Hör' auf dieser Kinder Lallen,
Laß ihr Stammeln Dir gefallen!

Diesen frohen Tag zu feyern,
Ihren Taufbund zu erneuern,
Knien sie jetzt betend nieder,
Heiligen Dir Geist und Glieder.

Ehe er noch zu Ende war, trat ich vor den Altar. Ich blickte zu dem Bilde des Gekreuzigten über dem Altare auf, und sahe den Heiland, wie er den Zwölfen mit dem gebrochenen Brodte und dem geweiheten Kelche auch ein: „Kämpfet den guten Kampf, ergreifet das ewige Leben, zu dem ihr berufen seyd, und bekannt habt ein gut Bekenntniß" zurief. Aber des Verräthers Auge blickte aus dem heiligen Kreise. Wie ein zerspaltender Blitz schoß dieser Blick durch mein Inneres. Ach vielleicht auch hier einer, der Treue nicht zu schätzen, der so viele Liebe nicht zu achten versteht! — Da war der Gesang zu Ende, und mit diesem zwiefachen, diesem hoffenden und zugleich fürchtenden Gefühle, mußte ich mich zu den Kindern wenden. Sie waren aufgestanden, und die ganze Gemeinde hatte sich mit ihnen erhoben. Ihre Namen wurden verlesen. Nun noch einen Blick der Kinder auf ihre gegenwärtigen Aeltern oder hinüber jenseits des Grabes zu den Geistern der vollendeten, und sie sanken auf ihre Knie nieder, und wir fleheten um Gnade und Beistand. Hier noch konnte ich der fürchtende, und viel hoffende Freund, der treue Begleiter durch die schönsten Tage ihrer Jugend, der innig theilnehmende Lehrer seyn. Aber als sie jetzt sich wieder erhoben hatten; als eine erwartungsvolle Stille in der Kirche war; als ich nun das Bekenntniß von ihnen nehmen, und sie fragen sollte, und ihnen vorlegen, Gutes und Böses, Himmel und Hölle — führwahr, ich weiß nicht, es

war, als wenn alle jene Empfindungen aus meinem Innern verschwunden, und nur ein großer Ernst geblieben wäre. Dieser Augenblick war für mein Gemüth gleich schmerzhaft und erhebend. Als sie aber nun Ja, und drey Mal Ja hervorgezittert, hervorgebetet, hervorgeschluchzet hatten: da zerschmolz mein ganzes Herz in Freude, Liebe und Segnung, da wandte sich mein ganzes Gefühl wieder zu den theuern Confirmanden. Laut vor den vielen Hunderten von Menschen; laut vor heiligen Zeugen aus der unsichtbaren Gemeinde hatten sie bekannt, was sie lange in ihrem Gemüthe gehegt und gepflegt hatten. Ich breitete meine Arme über sie aus, mein Herz öffnete sich ihnen, und sprach: Seyd die Gesegneten des Herrn! Wir segnen Euch, die ihr vom Hause des Herrn seyd! Darauf kam die ganze Reihe von Knaben und Mädchen vor den Altar. Einzeln kniete jedes an den Stufen nieder, und wurde nach alter Sitte der Kirche geheissen, durch Handauflegung zu empfahen den heiligen Geist, Schutz und Schirm vor allem Argen, Stärke und Kraft zu allem Guten aus der gnädigen Hand Gottes, des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen. Dann fügte ich noch für jeden ein besonderes Wort hinzu, welches näher seiner Stimmung und seiner Lage angepaßt war. Einem lieben, tüchtigen Knaben sagte ich: Vater und Mutter sind dir gestorben. Du bist der älteste Sohn. Dein Wandel sey im Himmel. Dann wirst du auch ein nützlicher Mann für die Welt, und bald der Versorger deiner kleinern Geschwister werden. Auch der vollendeten Aeltern Segen bauet den Kindern Häuser. — Ein gutes, frommes, unglückliches Mädchen wurde vorgeführt, und ich sagte: Kind, des Ta-

ges Sonnenlicht entzog Gott deinen Augen, aber ein höheres Licht hat er in deinem Geiste angezündet, das da leuchte in Ewigkeit. Wandle im Lichte! —

Gibt es eine bessere Vorbereitung zum Abendmahle, als die Confirmation? Die alten Nachtmahlslieder der Kirche wurden angestimmt, und die halbe Gemeinde empfing, um sich das Fest zu krönen, des Herrn Leib und Blut. In solchen Stunden bedarf man eines solchen Genusses. Er war Theil des Festes und seine höchste Besiegelung. Knieend empfingen es die Kinder, betend wir alle.

Ein feyerlicher Morgen, ein Morgen, wie du gnädiger, heiliger Gott! ihn jedem Menschen in seinem Leben wenigstens Ein Mal geben wollest, damit keiner sterbe, ohne wenigstens Ein Mal empfunden zu haben, was Deine Nähe, was Christenthum, was kirchliche Gemeinschaft sey!

Des Nachmittags gingen die ernsten Knaben, jeder für sich, oder höchstens nur ein Paar Freunde in die Einsamkeit des Feldes und des Waldes hinaus; aber die anschließlichen Mädchen hatten sich nicht trennen wollen. Ich fand sie alle zusammen in dem Hause des blinden Mädchens. Wie freute ich mich, diese lieben Kinder an dem heutigen Tage noch Ein Mal vereinigt zu sehen. Ich setzte mich in ihre Mitte, hörte ihre Lieder an, freuete mich einiger Aeußerungen, die sie mit kindlicher Offenheit gaben, und benutzte diese Gelegenheit, zu wiederholen, was ich ihnen schon oft gesagt hatte, daß eine Freundschaft, unter solcher Begebenheit gestiftet, für's ganze Leben eine höhere Weihe behalte. Die Erfahrung hat das oft gelehrt. In den untern Ständen findet man überhaupt wenige Bündnisse, die den Namen der Freundschaft tragen. Aber, wenn

man sie findet, so sind sie entweder in Zeiten der Noth gestiftet, oder sie schreiben sich aus der Zeit der Einsegnung her. Untreue gegen denjenigen, mit dem man am Altare zusammen gekniet, wird für so schändlich gehalten, als die verletzte Liebe gegen die nächsten Anverwandten. Die Jugend ist bei allen Menschen die Zeit des geöffneten Herzens, und der warmen Freundschaft; aber jene Offenheit und diese Wärme bleiben nur, wenn der Thau des Himmels das Herz offen und der Strahl der geistigen Sonne es warm erhält. Es rührte mich, indem ich hierüber unser Gespräch sich verbreitete, wie sich manche unter diesen Mädchen so innig umfaßten, und das unglückliche Kind des Hauses mit leidenschaftlicher Wärme ihre Freundin umarmte, die kurz nachher in die Fremde ziehen sollte. Wo ich sonst an diesem Nachmittage in der Gemeinde erschien, kam mir überall die Erinnerung an den Morgen entgegen. Jeder Tag dieser Art belohnt über Verhältniß, selbst auf menschliche Weise, jede Mühe und Sorge; aber unbeschreiblich ist das Gefühl, mit Gott das große Werk vollendet zu haben. Es gibt unter allen ruhigen Stimmungen keine köstlichere, als die, wo der von Anstrengung und Begeisterung ermattete Körper die Seele in ein stilles, freudiges Ausruhen herabzieht. Fast möchte man sagen, die Ermüdung selbst belohne den Geistlichen für seine Anstrengung.

Die Erinnerung an das Fest erheiterte noch manchen folgenden Tag. Doch aus den Freuden der Erinnerung, zu denen mich immer von neuem die Besuche von Aeltern und Kindern anregten, wurde ich am Dinstag Abende herausgerissen durch das dumpfe Geläut zur Abschiedsstunde.

Eine kleinere, aber immer noch zahlreiche Versamm-

lung hatte sich eingefunden. Zum letzten Male saßen die Kinder auf ihren alten Sitzen, und ihr festlicher Anzug stach recht bedeutsam von der mehr alltäglichen Kleidung der Uebrigen ab. Die schwere Stunde begann mit einem leisen Gesange, den die Confirmanden allein angestimmt hatten. Sie waren jetzt Jünglinge und Jungfrauen, nicht mehr Knaben und Mädchen, aber immer noch meine theuern Kinder. Mit einer Empfindung wie zum Todtenbette eines geliebten Freundes trat ich in ihren Kreis. Die Lehrstunden waren nun zu Ende, die große Feyer des Bekenntnisses war zu Ende, der täglich wohlthuende Umgang mit einander war zu Ende. Aber ich mußte sie noch Ein Mal zusammen sehen, noch Ein Mal in unserer alten, schönen Weise. Ich ging unser gemeinschaftliches Leben durch, gab jedem Einzelnen einen Denkspruch, nahm von jedem insbesondere Abschied, und bat sie, mich immer als ihren treuen Freund anzusehen. Als sie nun kamen, und jedes mir seine Hand reichte, und schluchzend die meinige festhielt, da konnte ich mich der Thränen nicht länger enthalten — es war ja eine so schöne Zeit gewesen, in der ich sie zu Gliedern der Kirche erzog, und nun mußte ich sie entlassen in die Welt, in die Gefahr, in die ungewisse Zukunft. Ich mußte mich bekämpfen, um zum Schlusse den Segen sprechen zu können. Eine sanfte, beruhigende Singweise schloß den Gottesdienst. Ich verließ den Altar und rief ihnen noch das letzte Lebewohl durch die Töne hindurch. Keiner wollte fort. Zuletzt gingen die Kinder. Mehrere Väter kamen zu mir. Wir sahen gerührt den Kindern nach, und als wir aus der Kirche traten, fiel ein warmer, fruchtbarer Frühlingsregen.

7.

Der Einzug in die Gemeinde.

Kein Wort schildert die Empfindungen des Jünglings, mit denen er zu dem Tage erwacht, an dem er feyerlich seine öffentliche Wirksamkeit beginnt. Bisher hatte den Sehnenden die Verborgenheit des Vaterhauses und der Vorbereitung zum Berufe zurückgehalten. Nun sind die Uebungen geendet. Das Volk sammelt sich vor den Thoren des stillen Hauses. Von Vater und Mutter reißt er sich los, und dem Volke gibt er sich hin. Vater und Mutter, Schwester und Bruder soll es ihm seyn, und er will es demselben werden. Wissenschaft, Freundschaft, Jugend — alles tritt zurück. Die ganze Menschheit drängt sich in einer Gemeinde um ihn her, und nur seine steigende Begeisterung kann dem Andrange das Gegengewicht halten. An einem solchen Tage wird es demüthig und dankbar empfunden, was es heiße, für andere forthin leben zu wollen, wie viel Entsagungen da Gott erleichtern, wie viel Sieg auf schwere Kämpfe Er geben, wie viel Muth und Ausdauer Er verleihen müsse, und endlich, wie es doch etwas viel Höheres sey mit einem Volk, einer Gemeinschaft, als mit dem Einzelnen. Was der Menschheit Noth thue, und wie ihr geholfen werden könne, und wie Einer sey, durch den wir alles vermögen, wenn Er stark ist in unserer Schwachheit: das ist der Hauptgedanke, der, wie eine auf-

gehende Sonne das vielfach bewegte Gemüth des jungen Geistlichen beleuchtet und beruhiget. Tiefe Wehmuth des Abschiedes aus der Jugend und Freiheit, herzliche Demuth und heilige Scheu bey dem Gedanken an den großen Beruf, und dann wieder die feste, hohe, in Gott gefaßte Hoffnung: das sind die Gefühle, die das Herz bewegen, und es aufwärts treiben zu jenem lichtreichen Gedanken.

So erwachte ich zu dem Tage, dessen Andenken ich hier erneuern möchte.

Es war einer von jenen lauen Maymorgen, an denen das Leben selbst zu athmen scheint. In der Dämmerung war ich schon aufgestanden. Jetzt, als die Sonne über den östlichen Bergen heraufkam, begrüßte ich sie mit einer namenlosen Empfindung. Ich kann es ein langes, ungesprochenes Gebet nennen. Zukunft und Vergangenheit, Dank und Bitte flossen in ihm zusammen. Das ganze vergangene Leben mit allen seinen Freuden und Genüssen lag wie ein dunkler Abgrund hinter mir, und die Zukunft, die Gemeinde, das Leben im Berufe, breitete sich vor mir aus, wie die Gefilde eines Paradieses. Wenn sich mir dann auch zuweilen die Erfahrungen, die ich aus dem Munde älterer Geistlichen, oder aus dem Anschauen des väterlichen Amtslebens empfangen hatte, darstelleten, so fühlte ich den heiligen Vorsatz, und betete um Gottes Beistand fest und ernst zu handeln, mit Mannes Kraft da zu stehen, und alles Laue, Trostlose und Schmerzliche zu besiegen, und den Glauben, der ein Sieg ist, die Welt zu überwinden. Aber lange fanden diese Gedanken nicht Raum in meiner Seele. Freude, Kraft, Hoffnung, Entschluß, Zuversicht und Vertrauen füllten die ganze Seele

aus. Mit diesen Gefühlen stand ich da, und sahe den schönsten Tag hereinbrechen. Bald kam die theure Schwester zu mir: sie hatte geweint, und legte ihre Hand auf meinen Arm. Wir konnten uns nicht viel sagen. An den Zweigen der dichten Linden vor unserm Fenster kamen die ersten Blätter aus den Knospen, eine Nachtigall sang in den benachbarten Bäumen, und der Bach, der oben aus einem schönen Berggrunde hervorfließt, warf die ersten Strahlen der Sonne zurück. Mit einem Worte der innigen, gerührten Liebe sanken wir uns in die Arme und fühlten, wie nahe wir uns angehörten. Ich wußte, daß jetzt kein Gefühl sich in meiner Brust bewege, dessen Wellen nicht auch in die ihrige hinüber schlugen. Es ist mir nicht anders bey deinem Abschiede, als ob du sterben solltest, sagte die Schwester. Der eben hereintretende Vater hörte diese Worte und sprach: Nein, ihr lieben Kinder, ich will euch eine bessere Auslegung geben. Dem regsten Leben muß billig der Gedanke des Todes zur Seite gehen, und sehr passend erinnert man den angehenden Arbeiter im Weinberge des Herrn, wie schwach des Menschen Macht, und wie unzulänglich seine Plane seyen, wenn nicht eine höhere Macht ihn hält und trägt. Leben und Tod reichen sich in dem Herzen des Geistlichen unaufhörlich die Hand, und nur der hat die Weihe von oben, in welchem dieser Bund fest und ununterbrochen ist. Lieber Sohn — und hier kam eine feyerliche Würde in seinen Blick und in seine Worte — du bist von Kindheit an zu dem Dienste des Herrn erzogen. Als du mir geboren wurdest, und ich dich in meine Arme nahm, habe ich dich Ihm zum ersten Male geweiht; und als du bei der Confirmation am Al-

tare vor mir kniete st, zum zweiten Male. Ehe dir morgen andere öffentlich die Weihe geben, empfange sie jetzt zum dritten Mal in der Stille deines väterlichen Hauses aus meinem väterlichen Herzen. Kein anderer vermag sie dir so zu geben. Mein Sohn, nimm den Schild des Glaubens, den Helm des Heils und das Schwert des Geistes, welches ist das Wort Gottes, und bete stets in allem Anliegen. — Unser Amt hat große Freuden, aber auch große Leiden. Bleibe bescheiden, wenn dir jene zu Theil werden, und trage kindlich, wenn diese kommen. — Wer ein Bischofsamt begehrt, begehrt ein köstlich Werk. Wisse, die Lehrer werden leuchten wie die Sterne, und die, so viele unterweisen, wie des Himmels Glanz. — Zuerst arbeite an dir, dann an andern. — Rede nur, was du selber vom Christenthum erfahren. — Lies fleißig Pauli Briefe an den Thimotheus. Laß mir im Alter den Trost, der Kirche des Herrn einen tüchtigen Diener erzogen zu haben. Und so gesegne dich Gott, der — —

Er konnte seinen väterlichen Segen nicht aussprechen, ohne durch seine Rührung unterbrochen zu werden; seine Hand lag auf meinem Haupte; sein Auge blickte gen Himmel. Die Mutter mit den übrigen Schwestern war hereingekommen. Wir standen stumm und weinten, und umarmten uns.

Nach einer kleinen Weile wurde angesagt, daß die Leute sich vor dem Hause versammelten. Die Jugendfreunde kamen und suchten den Abziehenden auf seinem Zimmer auf. Es wurde mir schwer zu scheiden. Die Jugend hat etwas, das uns, wie mit tausend Banden, noch einmal festhält, wenn wir aus ihren Auen in die harten

Wege des Berufes treten. Auch jetzt noch fällt dir eine dankbare Thräne nach aus meinem Auge; jetzt noch, da ich schon lange aus deinen Gränzen bin, du glückliche Kindheit, du meine stille, segensvolle Jugend! Diese Thräne fällt in die Flamme meines Herzens, und steigt von seinem Altare auf, als ein heiliger Opferduft, für die Liebe und Pflege der frommen Aeltern, dem Herrn dargebracht!

Als ich die theuern Jugendfreunde um mich sah, und wir uns noch eines oder des andern unvergeßlichen Tages erinnerten, schien es fast, als wenn in diesem Schmerze der Trennung alle meine Hoffnung untergehen wolle.

Nun erschienen in einer langen Reihe von Reitern die künftigen Gemeindeglieder, die mich abholten. Mit ihnen noch mehr des Volks aus der Vaterstadt. Als das Getümmel in's Haus drang, ging's mir wie ein Schwert durch das Herz, und Mutter und Schwestern weinten. Wie sollte ich mich fassen in dieser drangvollen Stunde? Der ehrwürdige Vater stand allein ruhig unter den Fremden und Einheimischen; aber das vermochte ich nicht. Ich wußte nur Ein Mittel, dem Herzen Ruhe zu geben, und sein Wallen und Wogen zu beschwichtigen. Ich mußte reden. Was mir immer geholfen hat, von Kindesbeinen, in der Freude zur Mäßigung, in dem Schmerz zur Ermannung, und in dem Gewirre zur Besonnenheit — reden, das ergriff ich auch jetzt. Richtet mich darüber nicht. Dem Einen hilft Stille, dem Andern Geschäft; dem Einen Einkehr, dem Andern Handeln; dem Einen Schweigen, dem Andern Reden. Es gibt aus jedem Gemüthe einen Ausweg zum Allgemeinen und Ganzen.

Wer dieser auch sey, er wird zu der übrigen Natur des Menschen passen. Laßt uns nur offenherzig seyn, und Gott danken, wenn er uns verleiht, in solchen Stunden ein Mittel der Beruhigung zu finden. — Ich hatte es gefunden. Ich trat in die Thüre des Hauses, und sprach von der erhöhten Treppe an das zudrängende Volk. Den nahe Stehenden reichte ich die Hand. Mit altdeutscher Herzlichkeit drückten sie mir dieselbe, und wünschten mir Glück und Heil und Segen. Ich hatte mich immer nahe an das Volk angeschlossen. Schon als Kind hatte ich einen Kreis von Freunden unter den Bürgern, die mir mit ganzer Seele anhingen. In meinen Jünglingsjahren, als ich von der hohen Schule kam nach meinen ersten Predigten, war dieser Kreis noch weiter ausgebreitet, und der Abschied von diesen lieben Menschen ging mir nahe.

Aber sehr gut war es, daß ich mir hier durch den Ausdruck des Gefühles den Drang im Innern besprochen hatte, denn nun kam der schwerste, lange gefürchtete Augenblick, wo ein solches Mittel zwar nicht mehr hilft, aber wo es doch wohlthätig ist, es früher angewandt zu haben. Von Dir, treue Mutter, von dem zärtlich, innig, frommliebenden Mutterherzen, das aus hülfloser Kindheit bis heute mich mit so viel Aufopferung geliebt und gepflegt hatte — von ihm sollte ich scheiden. Es ist wahr, ein Sohn reißt sich anders von ihm los, wie eine Tochter, scheinbar leichter und freyer; aber wenn er in solchen Augenblicken bedenkt, daß in seinem ganzen Daseyn der Trieb zu diesem Losreissen herrschte; daß die Mutter es sehen mußte, von Anfang an und immer mehr, daß ihre mütterliche Treue nie ganz erkannt und vergolten wurde, und

dennoch — o unbegreifliche, himmlische Gewalt der Mutterliebe! — dennoch nur treuer pflegte, nur inniger liebte, nur besorgter den hinaus Strebenden umfaßte; wenn er dieß fühlt und sich gestehen muß, daß das, was ein Mutterherz ist und gibt, in seiner Fülle nur der einzige Sohn unter mehreren Töchtern erfährt: o dann muß er untersinken in den tiefsten und bittersten Schmerzen. Ich kann nicht beschreiben, wie mir war, als Du, fromme Mutter! dort in der täglichen Stube vor dem Bildnisse des Erlösers mich an dein Herz nahmest, mich mit deinen Armen umpfingest und nichts vermochtest, als weinen und schluchzen. Leb' wohl! das war alles, was sie sagen konnte. In einer Art von Betäubung riß ich mich von ihr, von dem Vater, von den Schwestern, von dem Hause, von allen los.

Muttersegen — o du lässest dich nur empfinden, nicht beschreiben! — Kein Wort mehr! —

Wir zogen durch die Straßen der Stadt. Ueberall standen die Haufen des Volkes und riefen mir ihre Wünsche nach. Draussen, als ich von der Anhöhe zum letzten Male den ragenden Thurm, und das Vaterhaus an seinem Fuße sah, — da erwachte ich aus der Betäubung, da stürzte eine heiße Thräne aus meinem Auge, und mir ward klar, was Vaterland, Vaterstadt, Vaterhaus ist.

Unser Weg war eine Tagereise, welche das Land fast gerade von Osten nach Westen durchschnitt. Gegen Mittag trafen wir in einem anmuthigen Thale eine neue Gesellschaft künftiger Gemeindeglieder, welche den Zug der Reiter dreyfach vermehrte. Ueberall zogen wir durch Gemeinden, in denen ich schon im letzten Jahre mich geübt

und frohe, festliche Stunden der ersten geistlichen Arbeiten genossen hatte. Ueberall war ich von alter und neuer Liebe, von der Wärme der Bekannten und der Hoffnung der bis jetzt noch Fremden umgeben. Ist das nicht des äußern Lebens höchster Gipfel? Ist er nicht da, wo Vergangenheit und Zukunft sich in einem gegenwärtigen Augenblick zusammendrängen? Nicht da, wo beyde sich im schönen, hellen Lichte der Liebe zeigen? Gewiß, wenige Menschen haben eine Zeit in ihrem Leben, wo ihnen alles mit Liebe so entgegen kommt, wo sie von Liebe so gehoben und getragen werden, als der Pfarrer beym Eintritt in sein Amt. Diese vielfache, vielseitige Liebe steigert sein Gemüth zu einer so warmen, und siegreichen Gegenliebe, daß dieser wiederum nichts widerstehen kann, und selbst der Kalte und Entfernte durch sie mit fortgerissen wird. O es sind köstliche, jedem Geistlichen unvergeßliche Tage! Müssen sie etwa so schön seyn, damit durch ihre Erinnerung späterhin das Schwere leichter ertragen werden könne; so wie die Kindheit des Menschen so reich beglückt ist, damit das Andenken an sie das müde, matte Herz in späteren Jahren aufrichte? Es gibt keinen Stand, der in der Regel so glänzend beginnt, wie der geistliche; vielleicht auch darum, weil der Anfang der Liebe immer so glänzend ist, als ob sich da allein ihr himmlischer Ursprung in überirdischer Reinheit offenbaren könne. Sey es nun, weil Geistlichkeit das Leben und die Liebe im höheren Sinne ist, oder sonst aus einem andern Grunde: so fühlt man bey dem Eintritt in dieselbe, was dem Timotheus gesagt wurde: Das ist je gewißlich wahr, so jemand ein Bischofsamt begehrt, der begehrt ein köstliches Werk.

Von außen und innen kreuzten und drängten sich die Ansprachen an mein Herz. Es war der unruhigste Tag meines Lebens. Indeß es gibt Stimmungen, wo uns auch die größte Unruhe nicht zerstreut. Man geht in alles ein, und nimmt an allem Theil, und doch bleibt das Gemüth bey Einem, und kann von ihm aus alles Andere mit unbegreiflicher Ruhe überschauen, aufnehmen und ordnen. Dieses Eine war jetzt bey mir jenes Wort des Apostels: Wer ein Bischofsamt begehrt, der begehrt ein köstlich Werk, — jenes theuere Wort, das ich schon als Kind von dem Vater hörte, wenn er sich glücklicher als gewöhnlich fühlte, das mich damals schon mit einer überschwenglichen Ahnung von etwas überaus Herrlichem erfüllte, und sich nun mit einer Seligkeit an mir bewies, die ich kaum geahnet hatte. In diesem Gedanken fand ich die Einheit für alles Einzelne, das mir diesen Tag wiederfuhr. Wo Einheit ist, kann nie Zerstreuung und Unruhe statt finden. Man bedarf nur Eines großen, durchgreifenden Gedankens, nur Einer unauslöschlichen, wahren Begeisterung, um selbst unter den verschiedenartigsten Ereignissen und Störungen nicht verwirrt und zerstreut zu werden. Jedes Mal nur Eins zu wollen, das ist der Weg, wie zu großen Thaten, so zur Ruhe der Seele.

Schneller, als ich gedacht, waren wir an der Gränze des theuern Vaterlandes, des starken, kräftigen Landes, des treuen, geraden Volkes, in dem noch das Blut der alten Sassen fließt. Da, wo man die Trümmer der Königsburg aus der Ferne herüberragen sieht, wo vielleicht der letzte Schöppenstuhl der alten Fehme stand, wo in einem Raum von fünf Minuten sich Land, Sprache und

Sitte ändern — an der alten großen Eiche standen die zu Fuße gekommenen Gemeindeglieder in dichter Menge. An ihrer Spitze die gößeren Schulkinder. Bis hierher waren sie dem künftigen Lehrer entgegen gegangen. Die Mädchen überreichten mir einen Blumenstrauß, und indem ich abstieg, und ihn annehmen und danken wollte, hatte die Kinderwelt rings um mich einen Kreis geschlossen, und hob ein Lied zum Willkomm an. Einfach und kindlich waren Worte und Gesang, und sie gingen mir zu Herzen.

Als ich das Vaterland verließ, und in ein fremdes Land eintrat, hatten mich gleich die Kindlein in ihre *Mitte* genommen. Mußte mir das nicht zum guten Zeichen, und zur schönsten Vorbedeutung werden?

Jetzt zogen wir in ein reiches, gesegnetes Thal hinab. Auf der Spitze des Bergrückens übersieht man seine Städte, seine Palläste, seine Kirchen, seine Bleichen und Anlagen. Der Zug ordnete sich. Vorauf die Kinder, dann die Lehrer der Gemeinde, und der Ankömmling in ihrer Mitte, darauf die Reiter und die Menge der Fußgänger, die mit jedem Augenblicke größer wurde.

Im Herzen des Volkes ist noch Liebe zur Kirche. Bey solchen Gelegenheiten zeigt sie sich in ihrer ganzen Kraft, und übt ihre Gewalt selbst über rohe Gemüther aus. Ich hörte Anreden, Wünsche, Aeusserungen, über die ich bald wegen ihrer Innigkeit, bald wegen ihrer Bedeutsamkeit erstaunte. Merkwürdig und trostreich in einer Zeit und unter einem Volke, von denen man oft aussagt, daß alles kirchliche Leben aus ihnen verschwunden sey. Nein, im Herzen des Volkes ist noch ein Heiligthum des Herrn! Der Altar des Bundes im Gotteshause, und die Diener

der Kirche, die am Altare stehen, bleiben seiner Liebe gewiß. Seine Begeisterung mag vorübergehend, seine Liebe oft dem Unwürdigen zugewandt scheinen, man mag seine Rohheit und Unerfahrenheit anführen: — o es weiß in den meisten Fällen besser was es will, als die Gebildeten, und es kann sich wenigstens noch für etwas Uebersinnliches begeistern. Fest und sicher steht des Volkes Liebe. Es täuschet sich seltener, denn es siehet auf Eins, auf das Innerste, auf Glauben und Liebe. Der Heuchler mag es auf eine Zeit irre führen, aber es blickt bald tiefer, als ihr denkt, und wenn er sich erhält, so erhält er sich nur durch den Schein von dem, was das Rechte ist. Des Volkes Liebe ist noch Liebe. Seht die Thränen am Grabe seiner Lehrer, fragt nach dem Manne, bey dem es das Glaubensbekenntniß abgelegt, geht in seine Kammern und Hütten, wenn der Tod vor der Thür steht, — und ihr werdet mit mir lieben und hochachten das Volk. In der Kirche bist du noch etwas, edles, treues Volk! In allen andern öffentlichen Angelegenheiten mußt du dienen, aber hier hast du Stimme und Wahl! O sey mir gesegnet, des Landes Kraft und Mark, und gesegnet die Stunde, da ich deinen Werth erkannt!

Immer größer wurde der Zug, immer rascher das Rufen, immer lauter der entgegen Kommenden Gruß und Willkomm. Aus dem gesegneten Thale wandten wir uns einen Berg hinan. Etwas weiter war der Gränzstein der Gemeinde. Man übersieht bei ihm die ganze herrliche Gegend. Er steht auf dem höchsten Gipfel des bergreichen Landes. Aus der Tiefe ragen unter Bäumen das Städtchen und der Kirchthurm hervor. Hier stand plötzlich die

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

ganze Menge, die Häupter wurden entblößt, das Rufen verstummte, und auf einmal verbreitete sich eine feyerliche Stille. Es ist in dieser Gegend Sitte, daß ein einziehender Prediger an der Gränze eine Dankrede halte. Wie freute ich mich dieser Sitte! Wahrlich ein Volk, das so seinen Lehrer empfängt, hat sich das Wort des wärmsten Dankes verdient.

Gott grüß' Euch, lieben Freunde! — Ich bin angelangt an den Gränzen der Gemeinde, wo ich von nun an das Pfarramt verwalten soll. Laßt mein erstes Wort ein Wort des Gebetes seyn! — Gottes Segen sey mit uns! Glauben, Liebe, Hoffnung, aber die Liebe die größt- unter ihnen! — Wir sind auf der höchsten Spitze des Landes: die ganze Gegend liegt zu unseren Füßen; wir sind dem Himmel näher. Freunde, ihr habt mich ihm näher gebracht! Gebe der Allmächtige mir Kraft, Euch ihm wieder näher zu bringen. Da blickt der Thurm Eurer Kirche aus den Bäumen herauf. Seht, er weiset gen Himmel. Der Gott unserer Väter segne mein Wort, daß es Euch gleichfalls gen Himmel weise. — Mein Gebet, meine Liebe, meine Arbeit sey mein bester Dank. Aber jetzt schon empfange das Wort des Dankes, du innig geliebte Gemeinde, für deine große, unverdiente Liebe. Ihr Kindlein, Dank — ich sehne mich, Euch zu dem heiligen Kinderfreunde zu führen! Ihr Greise, Dank — an Euerm Sterbebette möchte ich Eure Liebe vergelten! Ihr Waisen und Wittwen, ihr Armen und Verlassenen im Volke, Dank — Gott helfe mir, daß ich Euch trösten und aufrichten möge. Ihr Männer und Frauen, Dank — ich reiche Euch meine Hand brüderlich, nehmt sie an brüderlich, damit wir einan-

der stärken im Glauben und in guten Werken! Ihr Väter und Vorgesetzten der Gemeinde, Dank — mit Gott im Glauben lasset uns wirken Frucht, die da bleibet ins ewige Leben! Dank, Euch allen, und vor allen Dir Dank, Du Hirt und Bischof Deiner Gemeinde, daß Du mich an diese Gemeinde wiesest. Aus dem blauen Frühlingshimmel herab, und aus den vollen lieberfüllten Herzen dieser Menschen herauf tönet mir Dein Wort: nimm hin den heiligen Geist, Schutz und Schirm vor allem Uebel, Stärke und Kraft zu allem Guten. Der Herr segne meinen Ausgang aus Jugend und Vaterland, und meinen Eingang in Euern Tempel, in Eure Häuser und in Eure Herzen! Amen.

Der Zug setzte sich darauf wieder in Bewegung und ging langsamer und feyerlicher vorwärts. Erst nach und nach erhob sich das freudige Geschrey von neuem. Die Glocken läuteten. Viele drängten sich an mein Pferd, ergriffen meine Hand und hießen mich willkommen. Da wir in der Stadt anlangten, mußten wir bey dem Gottesacker vorbey. Als wir demselben gegenüber waren, rief eine tiefe Baßstimme: „Ist er da?" Ich sah mich um. Ein alter, blinder Mann, ehrwürdig von Ansehn, reinlich aber dürftig bekleidet, fuhr mit seinem Stabe in der Luft herum, und rief noch einmal: „Ist er da?" — Ja, da ist er! antwortete man ihm. Nun, willkommen, lieber Herr Pfarrer, sagte er, in Gottes Namen willkommen! Sehet Euch um; ich kann es Euch nicht zeigen, aber da liegt auf dem Kirchhofe das Grab unsers seligen Herrn. Werdet ein Seelenhirt, wie der war, ein Rüstzeug in Gottes Hand, wie er: ein Vater der Armen, wie er! Dann sind unsere Freudenthränen nicht vergebens geflossen, und unsere Ge-

bete erhöret! O Herr Pfarrer, ich habe den ganzen Tag für Euch gebetet, Gott segne Euch — wir haben Euch von ganzem Herzen lieb! —

Der Zug ging weiter. Alle Fenster waren mit Menschen besetzt, alle Thüren und Treppen waren angefüllt. — Ach, dachte ich, in diesen Häusern, von welchen frohen und traurigen Ereignissen wirst du noch Zeuge seyn — unter diesen vielen Menschen, wie viel Freude und Leid wird dir noch werden! — Da standen wir auf dem mit Bäumen besetzten Markte. Das Gedränge war sehr groß. O so stehst du einmal wieder mit ihnen am Tage des Gerichtes vor Gottes Thron! Wer ein Bischofsamt begehrt, begehrt ein schweres Werk. Noch ein Mal sah ich mich um, und fragte mich: Wer unter diesen Vielen wird mir sein Herz am meisten öffnen? Wo steht der künftige, nächste Freund?

Endlich waren wir im Pfarrhofe. Vor der Ehrenpforte, die man aufgebaut hatte, stieg ich ab. Die beiden Aeltesten der Gemeinde nahmen mich in ihre Mitte und führten mich ins Haus. Da war ich in dem eigenen Hause; da hatte ich den eigenen Wirkungskreis gefunden — gefunden mit Liebe und in Liebe.

Ich verließ die Gesellschaft und trat auf die stille Bücherstube. Eine Himmelfahrt war aufgehangen. O möchte mein Wirken hier ein Fahren gen Himmel seyn!

Jetzt, jetzt in dieser heiligen Stunde mußte ich den Ort der stillen Einkehr weihen. Wie beseligend empfand ich es in diesem Augenblicke, daß das Leben des Geistlichen das öffentlichste und doch dabey das stillste und eingezo-

genste seyn soll. Könnte ich beydes in mir vereinigen, so hoffte ich glücklich und gesegnet zu seyn.

Auf dem Tische lag eine neue, schöne Handbibel und neben derselben folgendes Gedicht von einem geistvollen jungen Pfarrer aus der Nachbarschaft:

Was betet dort oben im Kämmerlein?
Ein Strahl vom Himmel da leuchtet,
Es glänzet durch Wolken ein lichter Schein,
Welch liebendes Auge mag das seyn?
Es ist ja von Thränen gefeuchtet.
Und wenn ihr fragt, und wenn ihr's versteht,
Ein Pfarrer es ist, der zum Himmel fleht.

Was murmelt's dahin, was rauscht es daher,
Von edeln Reitern und Wagen?
Es wogt, als zög' ein begeistertes Heer,
Es drängt und treibt sie kein Ungefähr,
Wohl gibt es ein Ziel zu erjagen.
Und wenn ihr fragt, und wenn ihr's versteht,
Es ist Liebe, die zu dem Pfarrer geht.

Was redet dort ein geweiheter Mund?
Die Liebe kann solches nur lehren.
Sey hoch gepriesen, gesegneter Bund!
Von Herzen zu Herzen gehet es rund,
Was kann man der Liebe verwehren?
Und wenn ihr fragt, und wenn ihr's versteht,
Es ist die Flamme, die Begeistrung weht.

[illegible] Könnte ich [illegible] in mir [illegible], so [illegible] ich glücklich und [illegible] zu sein.

Auf dem Tische lag eine alte, [illegible] und neben derselben folgendes Gedicht von einem [illegible] jungen Dichter aus der Nachbarschaft:

Was weint Ihr, eben im Kämmerlein?
[illegible]
[illegible]
Welch [illegible] mag das seyn?
[illegible]
Und wenn Ihr fragt, und wenn Ihr [illegible]
[illegible]

Was [illegible], und [illegible] es [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
Und wenn Ihr fragt, und wenn Ihr [illegible]
[illegible]

Was [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
Und wenn Ihr fragt, und wenn [illegible]
[illegible]

Glockentöne.

Zweiter Band.

1.

Die goldene Hochzeit.

Am Tage vor Michaelis feyerte ein priesterliches Ehepaar in der Nachbarschaft die goldene Hochzeit. Die Seltenheit eines solchen Festes, die vielfachen Empfindungen, die es in alten und jungen Eheleuten aufregte, die Achtung, welche dieses Paar seit undenklichen Jahren genoß, und das musterhafte häusliche und eheliche Leben, welches sie führten — hatte unsere Erwartung im voraus gespannt; allein wie sehr wurde sie durch die Feyer selbst übertroffen!

Es war ein köstlicher Herbsttag. Noch standen Wald und Flur in ihrer ganzen Herrlichkeit da; allein hier und da ein leeres Feld, die Geschäftigkeit der Aernter, und ein und der andere Baum mit seinen gelben Blättern erinnerten, daß es nicht lange mehr so bleiben werde, und das Jahr sich zu seinem Ende neige. Die Sonne schien zuweilen noch recht freundlich und warm. Aber oft traten auch Wolken vor, Licht und Schatten wechselten und gaben der

Landschaft jenen wehmüthigen und verklärenden Schein, der dem Herbste eigenthümlich ist. Man könnte sagen, es war ein solcher Herbsttag, der mit allen Zeichen der Hinfälligkeit doch alle Güter des Sommers noch im Besitze hat, und durch diesen zweifachen Umstand sich zum goldnen Hochzeitsfeste eines solchen Paars eignete, wie wir es nun begrüßen wollten. Wir bewunderten das Glück des alten Brautpaares, welches, wie es überall einen stillen, naturgemäßen Gang durchs Leben gethan, so auch von der Natur hinwiederum so überraschend begünstigt werde.

In dem Baumhofe über dem grünen Grasplatz hin kam uns der achtzigjährige Jubelbräutigam entgegen, eine hohe Gestalt, groß und stark gebaut, mit viel Ausdruck von Kraft. In den Augen und um den Mund Züge sanfter Milde und jenes Friedens, der nur bey dem ist, der ihn im Glauben an den Erlöser gefunden. Das Gebückte und Gebogene, nebst der Langsamkeit in der Bewegung gab dieser edeln Greisesgestalt jenes Ehrwürdige, das eben so sehr anzieht, als entfernt hält. Der schwarze Rock, den er trug, war fein und wohl erhalten, aber von sehr veraltetem Schnitt. Wir ahneten gleich und es wurde uns hernach bestätigt, das sey noch der Bräutigamsrock von fünfzig Jahren her.

Er hieß uns mit jugendlicher Heiterkeit willkommen. Wir wünschten ihm zu dem seltenen Tage Glück, und priesen das Wohlbefinden, das ihm möglich gemacht, uns entgegen zu kommen. Das ist einmal Pflicht des Bräutigams, auch des achtzigjährigen, versetzte er, den Gästen entgegen zu gehen, besonders wenn er die Braut schon im Hause hat. Kommt, fuhr er fort, ich will Euch zu ihr führen.

Wir folgten ihm durch den Baumhof, der keinen Obstbaum enthält, welchen er nicht selbst gepflanzt und veredelt hatte, und außerdem nur einige starke Eichen aus uralter Zeit. Er machte uns aufmerksam auf einen Baum, den er vor fünfzig Jahren in den blühenden Bräutigamstagen, und auf fünf andere, die er in den Geburtsjahren seiner Kinder gepflanzt hatte. Das sind Brautkränze, die schon Früchte getragen, sagte er, indem er auf die Baumreihen hinwies, und solche geziemen einem goldenen Hochzeitspaar.

Im Pfarrhause war alles gescheuert und prächtig aufgeputzt. Vor der Thür stand eine Ehrenpforte, mit vielen Inschriften, welche die Jugend der Gemeinde in der Nacht aufgerichtet. Inwendig im Hause, an allen Thüren, Spiegeln und Stühlen prangten Herbstblumen auf dem grünen Grunde der Hoffnung. An den Wänden hingen die Bildnisse der Lehrer, die der Pfarrherr auf der hohen Schule gehört, und man erblickte manchen hochverehrten, aber nun längst verstorbenen Gottesgelehrten. Zwischen ihnen hingen Bibelsprüche, die sich bald auf den Grund des Christenthums, bald aufs häusliche Leben bezogen, in Glas und Rahmen. Das alte, dauerhafte, aus einer längst vergangenen Zeit herstammende, und die Merkmahle öfteren Gebrauchs an sich tragende Hausgeräth war so ganz an seiner Stelle, daß es allgemein mit der Aufmerksamkeit von den Gästen betrachtet und behandelt wurde, die man sonst dem kostbaren Erzeugniß des neuesten Kunstfleisses widmet. Die großen Familientische ruheten auf so gewaltigen Säulen, daß sie dem Zahn vieler Jahrhunderte zu trotzen schienen.

Die hochgepolsterten, mit rothem Sammet überzogenen Stühle schienen Andenken an die Feyertage längst verstorbener Geschlechter, und die beiden großen Sessel für das Brautpaar von starkem Holze mit vielem künstlichen Schnitzwerk, wollten gleichsam heute noch gelobt werden, daß sie dem Ehepaar in den Freuden und Leiden, in den müden und bequemen Stunden von fünfzig Jahren treulich gedient.

Die alte Mutter, bräutlich und doch ehrwürdig geschmückt, hatte die Holdseligkeit ihrer jugendlichen Brautzeit noch nicht verloren. Mehr klein, als groß, vereinigte sie in ihrer eigenthümlichen Weise eine ungewöhnliche Zartheit der Empfindung mit viel Feuer und Beweglichkeit, und da heute sich die innige, warme Mütterlichkeit, die über ihr ganzes Wesen ausgegossen war, mit bräutlicher Anmuth verband, so schien ihr ganzes Wesen in einer wunderbaren Verklärung.

Die Gesellschaft war bald versammelt. Sie bestand aus den Kindern und Enkeln des ehrwürdigen Pfarrhauses, aus den angesehensten, auch meist alten Gliedern der Gemeinde, und den benachbarten Geistlichen. Unter den Kindern waren der Sohn und ein Schwiegersohn selbst Pfarrer, und sollten heute das Amt der Rede verwalten. Die Gemeindeglieder, unter denen mancher wackere Mann, der mit Kraft dem alten Herrn in der Leitung der Gemeinde beygestanden, und von denen er die meisten eingesegnet, saßen mit dem Ausdruck tiefer Verehrung, die sie von ihrem Seelsorger gegen alles Geistliche gelernt, zwischen den übrigen, und gaben der Versammlung eine gewisse, feyerliche Oeffentlichkeit und Vielseitigkeit.

Es ist ein schöner Gebrauch am goldenen Hochzeitfeste, das Brautpaar noch einmal zu trauen. Ist doch im ehelichen Leben jedes ernste und frohe Ereigniß eine solche wiederholte Trauung. Dem Ehestand ist in der heiligen Schrift die Ehre wiederfahren, daß er unzähligemal als das Bild der Verbindung des Herrn mit der menschlichen Seele genannt wird. Durch diese Auszeichnung ist er über alle anderen menschlichen Verbindungen als die höchste hervorgehoben, und wenn man dem Bilde weiter nachgeht, findet man mit jedem Schritte neues Zusammentreffen. Um nur Eins zu erwähnen, diese Verbindung, die zwischen Gott und Menschen besteht, muß sie nicht mit jedem Tage in dem fehlsamen menschlichen Herzen erneuert werden, und liegt nicht in der Natur des christlichen Lebens, daß sie zuweilen auf eine besonders feyerliche und eindringliche Weise erneuert werden müsse? Ist es nun nicht schön, wenn solche Erneuerung auch in dem Verhältnisse, das ein Bild von jenem ist, Statt hat? Wenn das wahre eheliche Leben auch ein solcher Bund ist, in welchem der Mann Herr heißt, und das Weib das Herz im Hause genannt werden muß, was mag denn angemessener seyn, als daß ein solcher Ehebund, wenn er ein halbes Jahrhundert unter Gottes Segen, in viel Liebe und Einigkeit, durch viel Hülfe und Gebet, und durch immer näheres Anschließen des Einen an den Andern fortgegangen ist, nun auch feyerlich am Altare des Herrn erneuert werde? Es ist gewisser Maßen eine Trauung in Erinnerung, wie sonst in Hoffnung.

Wir gingen zur Kirche. Vorauf der Sohn und Schwiegersohn in der Amtskleidung, weil sie die Feyer lei-

ten sollten. Dann das ehrwürdige Brautpaar, die Mutter an des Vaters Arme. Hierauf die übrigen Kinder und die Enkel. Sodann die Knechte und Mägde, nach der ausdrücklichen Anordnung der Herrschaft, die das Gesinde immer als Kinder betrachtet hatte, und die sich auch wirklich als zum Hause gehörig ansahen. Endlich die Geistlichen aus der Nachbarschaft und die Gemeindeglieder, je zwey und zwey.

Kaum waren wir aus dem Wiedemhof, als uns vom Thurm ein festliches Geläute entgegenschallte. Eine Menge von Menschen schloß sich dem Zuge an. Die Kirche war schon angefüllt, als wir hineintraten. Dem Brautpaare waren Sessel vor den Altar hingestellt.

Zum Anfange wurde das bekannte Loblied gesungen: „Nun danket alle Gott," und die Herzlichkeit, mit der es gesungen wurde, bewies, daß dieses Fest ein allgemeines, die ganze Gemeinde betreffendes sey, und daß man an ihm wohl ein Lob- und Danklied singen dürfe, das sonst nur für Landes- und Gemeinde-Angelegenheiten bestimmt ist. Der alte Pfarrherr hatte viel Sorgfalt auf den Gesang gewandt, und mit Erstaunen hörten wir hier eine Gemeinde wie einen kunstgeübten Chor singen. Der Gesang der Gemeinde wurde von der Tonkunst, auch durch Glieder der Gemeinde, meisterhaft begleitet.

Jetzt betrat der Schwiegersohn die Kanzel. Seinen ersten Worten hörte man die Rührung seines Herzens an, und diese Rührung zog sich sanft bewegend durch seine ganze Rede. In einem solchen Kreise von Zuhörern vermied er es nicht, da er einige Worte über das häusliche Glück wahrer Christen geredet, und an Abraham und Sara,

an Zacharias und Elisabeth, an Joseph und Maria erinnert hatte, so fort sich zu diesem ächt und alt christlichen Ehepaar zu wenden, und selbst auf sein eigenes häusliches Glück mit der Tochter solcher Aeltern hinzudeuten, das ihm ja auch nur durch ihre Ehe, und die Gottseligkeit, womit sie geführt worden, geschenkt sey. Die ganze Versammlung fühlte, daß hier jemand über häusliches Glück rede, der es aus Erfahrung kenne, und dem es durch Christi Geist geworden. Dann zeigte er, wie die eheliche Liebe nach den drey Lebenszeiten, worein sie fällt, eine dreyfache Gestalt empfange, und Theil nehme an dem Feuer der Jugend, an der Arbeit der männlichen Jahre, und an der Ruhe des Alters. Zuerst schilderte er das eheliche Glück in seinem Anfange, wie es selten mit Gott begonnen werde, aber stets mit ihm begonnen werden solle, wie es dadurch eine Weihe, einen Frieden, eine Innigkeit und Treue empfange, die man sonst wohl ersehne, aber nicht besitze. Er beendigte die fromme und doch so feurige Schilderung mit der Bemerkung, daß man der Hochzeit, bey welcher dieser erste Abschnitt des ehelichen Lebens eingesegnet wird, im gemeinen Leben keinen besondern Namen beygelegt habe, da sie ja nur der Anfang sey, und noch nicht bestimmt werden könne, wie es sich weiter entwickeln werde. Nun kam er auf die Zeit der Bewährung, wo die Gatten sich schon ein Vierteljahrhundert geliebt haben, wo die Kinder hinanwachsen, wo Sorge und Arbeit in Fülle das Aelternpaar umgeben, wo des Geräusches und der Unruhe viel im Hause ist, und das Bedürfniß, in guten und bösen Tagen sich stündlich aufs neue vor dem Herrn an einander zu schließen, immer lebhafter gefühlt

wird, und wo sich in jeder Hinsicht kund gibt, daß der Ehestand ein Hülfsmittel gemeinschaftlicher Heiligung sey. Wenn diese Zeit in einem Feste gefeyert wird, so mag man es mit Recht die silberne Hochzeit nennen, sagte er, denn es ist der Silberblick des Lebens, den diese fromme Liebe unter so viel Arbeit und Mühe gibt. Aber wie soll ich endlich, fuhr er fort, die ehrwürdigste Zeit des ehelichen Lebens schildern, in der man die goldene Hochzeit feyert? Die Kinder sind erwachsen, und haben wieder Kinder; sie bilden ihren eigenen Haushalt, und im Hause der Alten ist es still und wieder ruhig, wie am Anfange, und doch ist es nicht wie im Anfange. Die Jugend ist verschwunden. Das Alter mit seiner Ruhe und Bedächtigkeit ist gekommen. Das Herz ist der Welt gestorben, und lebt nur noch den Seinigen. Das ist eine erhabene Zeit, und du Gemeinde, wir Kinder, sehen ihren Segen an diesem ehrwürdigen Paare. Da heißt mit dem größten Rechte das Fest der ehelichen Liebe die goldene Hochzeit. Das Gold bedeutet im Allgemeinen das Köstlichste und Dauerndste, und ist insbesondere das Bild der Weisheit, der Liebe, und des Glaubens, wie es denn auf die Sonne hinweist. Bey den Alten ist Weisheit. Ein Ehepaar, das die Erfahrung eines halben Jahrhunderts gemeinschaftlich aufgenommen und verarbeitet; das gesehen, wie der Sünder endet und wie der Gerechte; das in vielen Kindern das menschliche Leben von neuem durchgelebt, und an sich selbst das Wort Gottes in Geist und Wahrheit erfahren hat: das muß reich seyn am Golde der Weisheit. Aber wie der Sonnenstrahl nicht kaltes Licht, sondern Wärme und Feuer gibt, so wird auch die Weisheit eines solchen Paars getragen,

veredelt und geweiht durch Liebe. Eine Liebe, die in fünf Jahrzehnten nicht erkaltete, die unter so vielen äußeren Abwechselungen nur wuchs und zunahm, die erneut aus so vielem, was ringsumher unterging, immer wieder hervorkam, die durch das Band gemeinschaftlicher Erinnerungen aus dem äußeren und dem innersten Leben in dem Geliebten einen unersetzlichen Gegenstand hat, — das ist Gold der Liebe. Doch diese Verbindung von Weisheit und Liebe hat ihren Grund im Glauben. Was diese Weisheit zur wahren Weisheit, und diese Liebe zur wahren Liebe macht, das ist der Glaube. Des Glaubens Sinnbild in der heiligen Schrift ist das Gold. In diesem evangelischen Glauben ruht die Weisheit, bey der nicht viel Grämens ist, auf der Gewißheit der Erlösung, und gründet sich die Liebe auf die väterliche Gnade des Herrn; und in diesem Glauben hat ein solcher Bund die Verheissung, daß er unauflöslich, über alle Gewalt der Zeit erhaben, eine Verbindung der Seelen für die Ewigkeit ist. Hier hielt der Redner inne, und vermochte nur noch die ganze Rede in dem göttlichen Worte zusammen zu fassen, das ihr zum Grunde lag: „Der Allmächtige wird dein Gold seyn.“ Hiob 22, 25

Man sahe, er wollte noch viel sagen, allein er vermochte es nicht. Es wurde darauf gesungen der alte Vers:

Die längst vermählten Beyde,
Die Du erst Dein genannt,
Und dann zu Freud und Leide
Vereint mit eigner Hand;
Die wollen vor Dich treten,
In gleicher Harmonie
Zu danken und zu beten.
O Vater, höre sie!

Die Alten standen von ihrem Sessel auf. Alle Kinder und Kindeskinder bildeten einen Kreis um sie herum. Die Gemeinde erhob sich. Der Sohn trat vor den Altar.

Er begann mit einem kurzen, feyerlichen Gebete. Dann rief er die Gemeinde auf, mit dem ehrwürdigen Paare dem Herrn für seine fünfzigjährigen Bewahrungen und Wohlthaten zu danken, ihn zu loben für diese Stunde, und ihn um ferneren Segen zu bitten. Er sprach darauf den ganzen herrlichen Psalm, der das häusliche Glück eines Mannes beschreibt, der den Herrn fürchtet und auf seinen Wegen geht. Als er an die Stelle kam: Siehe, so wird gesegnet der Mann, der den Herrn fürchtet — beugte sich der Greis, überwältigt von Rührung. Der unvergleichliche Schluß: Du siehest deiner Kinder Kinder, Friede über Israel! bildete dann den Uebergang zu der jetzigen Feyerlichkeit. Er gedachte einiger besonders traurigen und frohen Vorfälle in dem Leben der Alten, und brachte dem ehrwürdigen Paare den Dank der Gemeinde und ihrer Kinder und Enkel. Er bemerkte, wie keiner von den jetzt Anwesenden ihre erste Hochzeit einst mit gefeyert habe, und wie alle, die damals betend und Glück wünschend, zugegen gewesen, schon gestorben seyen, und wie so diese beyden Feste in zwey durchaus verschiedene Geschlechter der Menschen fielen. Als er nun der Einsegnung nahe war, äusserte er, wie glücklich er sich fühle, daß er als Sohn die Aeltern auf der goldnen Hochzeit amtlich einsegnen solle, da bey der ersten Hochzeit sein Großvater, ihr Vater, die Kinder amtlich eingesegnet habe. Er redete noch viel von dem verklärten Großvater, und als er nun des Heern Segen über sie aussprechen und seine Hand auf die vereinten

Hände des Vaters und der Mutter legen wollte, trat auch der Schwiegersohn hinzu, und unwillkührlich folgten alle sieben anwesenden Geistlichen, und so unter neunfacher Handauflegung, unter allgemeinen Thränen und Gebeten, segnete mit stammelnden Worten der Sohn die Aeltern.

Zum Schluß wurde gesungen:

Dieser von dem Herrn beglückter
Von ihm oft freundlich angeblickter
Vor fünfzig Jahr geknüpfter Bund,
Hat Dein Schaffen und Erlösen,
Das stets der Ehe Trost gewesen,
Zum festen und bewährten Grund.
Du warst in Freud und Leid,
Herr, ihre Seligkeit!
Hallelujah!
Herr, segne Du,
Erhalte Du,
Dieß Elternpaar, dies Priesterpaar!

Einiger stillen Augenblicke bedurfte die Versammlung, nachdem die Feyer mit dem allgemeinen Segen beschlossen war. Nun umarmten sich die ehrwürdigen Alten vor dem Altare des Herrn, als wollte Eins das Andere ihm zum Opfer bringen. Die Kinder und Kindeskinder legten sich schluchzend an das Herz der theuern Aeltern, und die Väter und Mütter der Gemeinde drängten sich hinzu. Die meisten waren von dem Pfarrherrn getauft, und hatten in allen festlichen Zeiten ihres Lebens immer nur ihn segnend, weihend und belehrend gesehen. Alle kamen mit nassen Augen, und nur wenige vermochten ihm zu danken für alles, was er ihnen im Geistigen und Leiblichen gewesen. Zuletzt erschienen in förmlicher Ordnung die Geistlichen der

8*

Nachbarschaft, und überreichten ihm ein feyerliches Glückwünschungsschreiben der Landes-Geistlichkeit, der er durch Rath und Muster, und in allen Ehrenämtern gedient hatte. Sie nannten ihn mit seiner Familie und der Gemeinde nur den Vater.

Der Zug ging unter dem Geläute in den Wiedemhof zurück, und die Gemeinde hatte von der Kirche bis zum Pfarrhause eine lange Doppelreihe gebildet, wo von unzähligen Lippen die Segenswünsche dem durchziehenden Paare wiederholt wurden. Als die Mutter über die Schwelle trat, über die sie einst vor fünfzig Jahren als Braut in ihres Bräutigams Haus gezogen, war es, als wenn alle jene früheren Gefühle in ihrem Herzen in alter Stärke erwachten. Sie schluchzte und bebte, und mußte hineingehoben werden.

Daheim wurde das Paar auf alle Weise beschenkt. Die Töchter beschenkten den Vater mit einem neuen Hauskleide, um dadurch anzudeuten, daß sie hofften, er werde es noch durch viele Jahre gebrauchen. Die Söhne beschenkten die Mutter mit einem bequemen Sessel, um darin von allen Anstrengungen der Erziehung auszuruhen. Die Mägde hatten einen köstlichen Strauß Herbstblumen zusammengesucht, und die Knechte brachten das köstlichste Obst von den vom Hausherrn selbst gepflanzten Bäumen. Die Aeltesten der Gemeinde baten ihren Seelsorger, in die Hausthür zu treten, wo einige junge Leute mit einem stattlichen Rosse hielten. Auch sie hatten nur den Wunsch, daß ihr lieber Pfarrherr nach Gottes Willen noch recht lange auf demselben die Gemeinde besuchen möge. Von den Gedichten und Angebinden der Enkel, und den Ge-

schenken der Hausfrauen aus der Gemeinde wäre noch manches zu erzählen.

Das ehrwürdige Brautpaar mußte seine Sessel einnehmen, und die Festleute setzten sich nach der Reihe die langen Tische herab. Oben an saß das ehrwürdige Paar — noch Brautpaar, obwohl Kinder und Enkel sie umgaben; und hätte man ihre Zärtlichkeit heute und vor fünfzig Jahren vergleichen können, so würde man die heutige nicht geringer und kälter, aber wohl inniger und tiefer gefunden haben. Sahen sie doch in ihren Kindern nichts als den Wiederschein ihres eigenen, gemeinsamen Lebens, und stellte ihnen doch jedes ihr aus zwey Gemüthern so glücklich vereintes gemeinschaftliches Gemüth, nur von einer andern Seite, dar. Denn das scheint bei wahren, das heißt glücklichen, Ehen immer der Fall zu seyn. Jedes Kind trägt auf irgend eine Weise die Eigenthümlichkeit des Vaters, und auf eine andere die der Mutter. In Ehen, wo kein gemeinschaftliches Gemüth — wenn man es so nennen darf — Statt findet, sondern jeder, einige Augenblicke der erwachenden Liebe ausgenommen, für sich sein eigenes Leben führt, zeigen die Kinder gewöhnlich die Art und Unart bald des Vaters, bald der Mutter in einem hervorstechenden Grade. In Ehen, wo wahre Liebe beyde vereint, und die Eigenthümlichkeit des einen Gatten durch die des andern gemildert und veredelt wird, und zumal in Ehen, wo durch Glaube, der das Allgemeinste, und doch wieder das Besonderste in allen menschlichen Herzen ist, diese Einheit hervorgebracht und erhalten wird, pflegen die Kinder in ihrer Gemüthsart dieses gemeinschaftliche Leben, aber freylich immer von einer besondern Seite, darzustellen.

Als ein anwesender Geistlicher diesen Gedanken äusserte, versuchte der Vater in seiner heitern Laune ihn gleich anzuwenden. Das würde ja ein rechter goldner Hochzeitsgedanke seyn, meinte er, wie ja überhaupt die Gedanken und Betrachtungen bey ihr Erinnerungen dessen waren, wovon man auf der ersten Hochzeit nur Hoffnung habe. Wohlan, fuhr er fort, so will ich an meinem Erstgebornen anfangen, und an jedem meiner Kinder unser, Gottlob, gemeinschaftliches Leben von einer besondern Seite aufsuchen. Er versuchte es mit viel Geist, doch so ganz in Bräutigams Art, daß er selbst dabey sehr zu kurz kam, aber die Mutter in desto helleres Licht gesetzt wurde. Diese hatte so viel Einwendungen zu machen, und machte sie mit so viel Demuth, Beschämtheit und Hingabe, daß der Vater, tief gerührt, mit jugendlicher Innigkeit das im Alter noch holde Weib in seine Arme nahm, und seine Thräne an ihrem Herzen verbarg.

Da saß das ergraute, und doch noch so innig liebende Paar, und hielt mit den bald sterbenden Armen sich umschlungen. Es liegt immer etwas sehr Rührendes in dem Anblicke alter Menschen, die in dem, was nie veralten, und immer seine himmlische Abkunft zeigen sollte, noch jung sind. Aber solche innige Liebe in Greisen hat etwas Ueberwältigendes. Das fühlte die Gesellschaft, und keiner wagte zu sprechen.

Indeß suchte der Vater sich bald wieder in sein würdiges und heiteres Gleichgewicht zu bringen, und füllte einen großen, mit vielen Namen beschriebenen, Familienkelch. Er reichte ihn der Mutter, und sagte: nun, trink zum letzten Male daraus, Großmutter, heute geht er aus

unsern Händen. Die Mutter nippte sehr bewegt. Darauf nahm er ihn und sagte: Dank meinem gnädigen Gott für so manche frohe und trostreiche Stunde, von der dieser Kelch Zeuge gewesen! Es war ein Familienkelch von Silber, der schon seit Jahrhunderten von Vater auf Sohn vererbt war, und an den jeder folgende seinen Namen und die Glieder seiner Familie hatte einschreiben lassen, so daß er eine vollständige Stammtafel enthielt. Der Vater trank. Nun nimm du ihn, mein Erstgeborner, sprach er zum Sohne. Wie mein seliger Vater ihn mir reichte an meinem Hochzeitstage, so reich' ich ihn dir an meinem goldnen Hochzeitstage, und so reich ihn, will's Gott, wieder deinem Sohne. Aus eines gottseligen Mannes Hand kam er in die meinige. Der war ein Lehrer des Volks, und leuchtet nun schon, wie des Himmels Glanz, nach der Verheissung. Ich und du sind auch Diener des Worts. Gott gebe in Gnaden, daß wir dermaleinst nicht dunkel seyn mögen!

Man erkundigte sich näher nach dem Kelche, und besah ihn. Der Wein perlte wie Gold in der silbernen Schale. Dieser Kelch, fuhr er fort, hat alle Schicksale unserer Familie getheilt, und jeder hat ihn wie das theuerste Kleinod bewahrt. Auch an meines Lebens Schicksal hat er vielfach Theil nehmen müssen. Seit dem Tage, daß ich ihn von meinem Vater empfing, hat des Seligen Hand mich nie wieder berührt, als um mich zum letzten Male zu segnen. Sein Tod verwandelte unsere ersten Ehemonate in Trauermonate. Das war das erste Leid, das wir zusammen theilten, Mutter, und da erst lernte ich deinen Werth kennen. Ferner, lieben Freunde, dieser Kelch war

auf allen Tauffesten meiner Kinder. Auch am Abende nach der Confirmation ging er in unserm häuslichen Kreise herum. Nicht wahr, das war ein himmlischer Tag, Sophie? rief er der Tochter zu. An dem Tage wurdest du auch mein geistliches Kind. Doch weiter, aus der Asche unserer alten Kirche habe ich ihn errettet, als ich ihn bey gefährlicher Kriegszeit in dem Kirchenschatze verborgen, und der Blitz in unsern Tempel schlug, den wir nun mit vieler Mühe wieder aufgebaut. Bey deiner Hochzeit, lieber Sohn, war er vor dem eindringenden Feinde geflüchtet, und ich konnte dir ihn damals nicht übergeben. Indeß bey Eurer Hochzeit, er wandte sich zum Schwiegersohn und dessen Frau, und auf der silbernen Hochzeit hat er sein Amt redlich versehen, und heute geht er aus meiner Hand. Bleibe immer in eines redlichen Mannes Hand, du lieber Väterkelch, rief er mit erhöhter Stimme aus, in eines Mannes Hand, der ein Freund Gottes und der Menschen, und wenn es Gott gefällt, auch ein Diener des Worts ist!

Der Sohn blickte den Vater und den Enkel an, er trat mit diesem vor den ehrwürdigen Greis, und sprach höchst bewegt ein Gelübde aus.

Daß ich Eins nicht vergesse! rief der Vater ihm zu, wißt, Eure Mutter lag einmal am Tode, und da habe ich ihr das Abendmahl daraus gereicht. Das ist seine höchste Weihe. Ein Kelch, der den hochheiligen Trank umschlossen hat, ist ein wahrhaft geweihtes Geräth.

Er wurde still, und alle schwiegen. Hört, ist's möglich, und kommt mein, oder der Mutter letztes Stündlein, so reicht uns den Himmelstrank noch einmal daraus.

Nach einer zweyten Pause begann er: Ey, warum habt ihr beyden Redner, auch dieses Stündleins uns alte Leute nicht erinnert? Es ist ja Abend, und da soll man es sich nicht verhehlen wollen, daß die Sonne untergeht. Sey nicht traurig, Mutter, und ihr übrigen, die Sonne scheint uns in einem schönen Abendrothe, und ginge sie uns auch heute für immer unter, so weißt Du, daß es uns einen noch schöneren Morgen verkündigt. Uebrigens hättet ihr diesen Morgen noch sagen können, fuhr er dann wieder in seiner heitern Weise fort, daß die erste Hochzeit dem Sonnenaufgange gleicht. Da gibt's ein Morgenroth; und es wäre der ersten Hochzeit mehr ihr Recht geworden, als wirklich geschehen, denn ich denke an sie immer noch mit Dank, und diesen Morgen ist ihr zu wenig Ehre angethan. Aber so macht ihr es, ihr Redner! Nun die Sonne am Mittage mit ihrem silbernen Licht ist so recht Bild der silbernen Hochzeit. Die goldene laßt dann immer das Abendroth seyn.

Plötzlich erscholl ein vierstimmiger Gesang unter dem Fenster. Die ganze Jugend der Gemeinde hatte sich in ihren Sonntagskleidern still um den Saal gestellt, und einen herzlichen, einfachen Ehrengesang auf ihren alten Vater begonnen. Man hörte ihn bis zu Ende. Dann ging die ganze Gesellschaft zu ihnen ins Freye, und der Vater stand unter ihnen, wie unter seinen Kindern. Er nannte alle mit dem väterlichen Du, selbst die Erwachsenen, die sich unter sie gemengt, und sagte ihnen einige warm aus dem Herzen quillenden Worte. Wir ergingen uns mit ihnen unter den Eichen, und den vom Pfarrherrn selbst gepflanzten Obstbäumen, an denen so manche

Erinnerungen sich fortpflanzten. Nach und nach war das ganze Dorf im Baumhofe. Aus den Reden der Gemeindeglieder sah man, was ein fünfzigjähriges treues Wirken fürs Christenthum in einer ganzen Menge von Menschen ausrichtet. Endlich kam wirklich ein schönes Abendroth. Die Abendglocken läuteten im Dorfe. Alle Männer entblößten ihr Haupt. Denn es war hier noch die alte Sitte, beym Morgen- und Abendgeläute zu beten. In demselben Augenblicke vereinen sich alle zum Gebete, der Ackerer am Pfluge, und die Ausfrau am Heerde, alle Arbeit ruht, und das ganze Dorf und seine Felder werden zu einem großen Gotteshause. Der Greis nahm seine sammtne Mütze ab, und dankte seinem lieben Gott für diesen Ehrentag. Alle drängten sich um ihn her. Er redete zu dem Herrn von seinem ganzen Leben. Mit jedem Augenblick strömten ihm die Gedanken reichlicher zu. Er vergaß alles Aeußere, und sprach nur mit seinem Herrn. Ihm übergab er Leibes Leben, und der Seele Heimfahrt, die treue Gefährtin seiner Tage, die Kinder, die Gemeinde, das Pfarrhaus, und schloß mit der gläubigen Hoffnung eines seligen Scheidens.

Wir alle standen da, wie der Erde entrückt. Es wurde dunkel. Als wir Abschied nahmen, sprach er: Ja, Freunde, eine Ehe mit Gott angefangen, mit ihm fortgesetzt, ist ein Himmel auf Erden. Das ist der 128. Psalm. Gott gebe es euch allen!

Es wurde uns schwer, zu scheiden.

2.

Die Mitternacht.

Den Tag über war ich fast in allen Geschäften des Berufs thätig gewesen. Zu der ganzen Gemeinde hatte ich in voller Versammlung geredet; ich hatte getauft, getraut, Kranke getröstet und Kinder gelehret. Wenn die Gegenwart uns eine solche Fülle biethet, so überwältigt sie das Gemüth. Wie sehnt man sich am Abende nach Bildern aus einer andern Welt! Wie ich zu thun pflege, hatte ich auch dieß Mal, als ich am stillen Abende daheim auf meiner Bücherstube angelangt war, meine Erholung in der alten anfänglichen Zeit der Kirche gesucht. Wenn ein Pfarrer Abends nach solchen Tagen, und in solcher Ermüdung von der Gegenwart und dem eigenen Wirken, einen Kirchenvater vor sich legt und die Gesinnungen und Thaten der Glaubenshelden jener Zeit liest: so wird eine heilsame Beschämung über sein Thun und Wirken die Tagesarbeit beschließen; allein bald werden auch seine Seele die Züge von Tiefe und Kraft erheben, welche damals die Kirche bauten und hernach in wilden Stürmen erhielten. So könnte der Geistliche einem Baume gleichen, der seine Zweige durstend nach dem Lichte der ewigen Sonne gen Himmel ausstreckt, und seine Wurzeln tief in die alte bessere Zeit der Kirche, in die Tage ihrer ersten Liebe hinabläßt. Wie wäre es möglich, daß er diese Lieder betrachtet, welche

ganze Wallfahrten in ihrem Zuge vor Erstaunen und Rührung zum Stehen brachten; diese Reden, vor einer Menge von zehntausend Menschen gesprochen, die hingerissen von der Gewalt des Worts an ihre Brust schlugen und Ströme von Thränen vergoßen; oder diese Briefe, in schmählicher Verbannung und der Nähe der Scheiterhaufen geschrieben; oder diese Begebenheiten, die uns zu wunderbar dünken, weil wir den Glauben nicht mehr haben, aus dem sie hervorgingen — wie könnte er das Alles betrachten, ohne an Demuth und Begeisterung für dieses Amt zu wachsen?

Die Mitternacht kam herbey. Immer bringt sie eine eigene Stimmung mit, aber vorzüglich unter solchen Betrachtungen. Die Ruhe und Stille auf Erden, das Erbleichen der Farben, das Kühne und Ungeheure der in einander laufenden Gestalten, das Erhabene in dem Anblick, daß der Himmel voll Sternenlicht ist, indeß die Erde voll Finsterniß, versetzen uns in eine Lage des Gemüths, in der man mehr wie sonst, sich geneigt findet, die größten Gegensätze, Vergangenheit und Gegenwart, Leben und Tod, Himmel und Erde zu umfassen. Ich möchte behaupten, zum Leben eines Pfarrers gehöre es, zuweilen eine Mitternacht im Umgange mit den alten Vätern der Kirche zu feyern, und so von Natur und Geschichte jene Größe und Erhabenheit der Gesinnung zu lernen, deren er stündlich bedarf. Ist er doch damit zugleich in einer höhern Gemeinschaft. Der Tag hat ihn zu Menschen geführt, und die Nacht führt ihn zu höhern Geistern. Am Tage hat er seine Brüder nach obenhin gewiesen, und in der Nacht wollen seine vollendeten Brüder von oben her ihn stärken. Das ist ja auch recht geistlich, und

bildet in seinem Herzen den Uebergang aus der sichtbaren in die unsichtbare Welt, und vereinigt zugleich in seinem Leben die freyeste Oeffentlichkeit und die entscheidenste Eingezogenheit.

Etwas davon empfand ich in dieser Stunde. Alterthum, Mitternacht, Priesterschaft verbanden sich, meinem Geiste den Schwung zu geben, der als die Blüthe des geistlichen Lebens angesehen werden kann. Nach so vieler Tagesarbeit ward ich frisch und munter, wie am Morgen; der Wechsel der Zeiten war mir entschwunden; meine Seele wandelte unter den ersten Christen und den ehrwürdigen Vätern der Kirche. Eben betrachtete ich die großartige Jugend eines der besten und die Art, wie er sich durch sie zu dem künftigen Berufe habe vorbereiten müssen. Mein Inneres war ergriffen, und meine ganze Seele staunte. Ich konnte nicht weiter lesen. Viele Reihen von Gedanken strömten aus jeder Bemerkung. Ich hielt inne und versank in Nachdenken. Es waren segensvolle Augenblicke. Als ich endlich aufsah, fiel mein Blick auf die Bildnisse meiner Vorgänger, die seit einem Jahrhundert an der Gemeinde gewirkt. Eine edle Familie hatte sie in einer schönen, dankbaren Liebe gesammelt, und mit feinem Gefühle dem Pfarrhause geschenkt. Ich liebe diese Gesellschaft und hatte die Bildnisse in meiner Arbeitsstube aufhängen lassen. Da reden sie in mancher Stunde gar kräftig zu mir, und die alten vielfach bewährten Vorgänger lehren zu jeder Zeit, was dem jungen Nachfolger fehlt. Jetzt erinnert der sanfte Blick des einen mich an Ergebung, dann das Adlerauge des andern an Muth. Heute weckt die feurige Lippe des dritten meine Trägheit auf, und morgen ermahnt mich

die ruhige Besonnenheit des vierten an das Maaß in allen Dingen. Dann fallen mir die Geschichten ihres Lebens, die entscheidenden Tage, wo sie sich bewährten, und die Sagen von diesem und jenem Ereignisse aus ihrer Amtsführung ein, und so ist ein gewisses vertrauliches Verhältniß zwischen den Bildern und mir entstanden, daß ich einst mit den Männern selbst fortzusetzen hoffe.

Als ich in jener Stimmung sie unwillkürlich ansahe, zog es mich so mächtig zu ihnen hin, daß ich aufstand und vor sie trat. Was sie mir sagten, paßte sehr wohl zu den Betrachtungen, die meine Seele beschäftigten. Die eigentliche kirchliche Vorzeit ist doch für jeden die, welche gerade die Gemeinde und Gegend erlebt hat, in der er lebet. An ihr wird die Erkenntniß lebendig, und ihr Licht strahlt auf die ganze übrige Geschichte der Kirche, wie auf einen Hintergrund.

Die Bildnisse waren zufällig so gestellt, daß sie, dem Fenster gegenüber, auf den Kirchhof blickten. Der helle Mondschein draussen brachte mich zu dieser Bemerkung. Ach, dachte ich, dort ruhen sie schon so lange, die hinfällige Hülle schläft den festen Schlaf im Grabe: aber hier blicken, reden sie noch wie vormals in den Tagen ihrer Kraft. Das Vergängliche ist zusammen gefallen, aber das Unvergängliche lebt noch fort und nicht bloß im Bilde, sondern auch in der That. Da das Mondlicht immer heller herein schien, so blickte ich auf die Gräber hinaus. Zu diesen Gräbern, dachte ich weiter, ist noch mancher von den Tausenden gegangen, die Euch liebten, und denen ihr nützlich gewesen, und hat Euern Hintritt beweint. Ich muß auch hin an Eure Gräber, und die gute Zeit bewei-

nen, die Ihr mit in Euer Grab genommen, und Euch segnen, daß Ihr sie aufrecht erhalten!

Ich verließ das Zimmer und ging hinab auf den Kirchhof. Es ist der alte Kirchhof. Ein Jahrhundert hindurch haben die Gestorbenen in der Gemeinde hier ihre Ruhestätte gefunden; aber als die Menge ihrer Glieder anwuchs, hat man einen neuen angelegt. Jetzt wird seit Jahren auf ihm kein Grab mehr gemacht; aber die Pappeln wehen noch an seinen Gängen, die Leichensteine ragen noch herauf, und die erhöhten Grabhügel zeigen, wo die Leichen liegen. Ein Kirchhof ist an sich ein Denkmal der Vergangenheit; aber ein alter, nicht mehr gebrauchter Kirchhof ist ein zwiefaches Denkmal der Vergangenheit.

In einer eigenen Bewegung ging ich den breiten Gang hinauf, der so manchen Leichenzug zum Gottesacker geführt. Mich dünkte oft, ich träte in die Fußstapfen der Trauernden. Es war eine laue Sommernacht. Die Sterne blickten mild herab. Der Mond schien auf die Leichensteine, die einen langen, schwarzen Schatten hinter sich warfen. Todesstille herrschte auf dem Gottesacker. Aus der schlafenden Stadt kam kein Laut herauf, als nur der ernste Schlag der Mitternachtsstunde von dem weit entfernten Kirchthurme.

Bey den Gräbern der Kinder sind die Gräber der Pfarrherren, nahe an der Mauer, wo die Pappeln stehen. Zu Kindern wollten sie die Erwachsenen ziehen, nämlich zu Kindern Gottes, und kindliches Wesen war das Abzeichen ihres Amtes: darum wurden ihre Leichen zu den Leichnamen der jungen Himmelserben gelegt, die in ihrer Unschuld starben. Der Bezirk auf einem Kirchhofe, wo die

Kinder begraben werden, ist der heiligste. Durch die Taufe geweiht, ist ihr Leben noch nicht befleckt gewesen, wie das der Erwachsenen. Sie sind leichten Todes, ohne Kampf mit der Welt, und ohne Unruhe des Gewissens gestorben. Sie haben gelebt und nur geliebt; sie haben sich viel gefreut und wenig getrauert. Ihre Engel sahen allezeit das Angesicht ihres Vaters im Himmel, und als sie heimgehen sollten, und die zartesten Engel gesandt wurden, sie abzuholen, haben sie höchstens mit einem dankbaren letzten Blick auf die Mutter Abschied von der Welt genommen und sind gewiß in ewige Freude eingegangen. Da ruht nun der zarte, unentweihte Körper. Mutterthränen sind auf die Grabstätte gefallen, und die reinste, treueste Liebe hat auf ihr getrauert und sich trösten lassen.

Wie freute es mich, daß gerade hier die Hirten der Gemeinde schliefen. Fünf Pfarrer, das wußte ich, sind hier begraben. In ihrem Leben folgten sie sich einander, im Tode sind sie vereint. An ihrem Wirken lief ein ganzes Jahrhundert ab. Der Jüngling kam in die Aernte des Greises, und schnitt, wo er nicht gesäet hatte, und was er säete, das ärntete wieder ein anderer. Die Männer und Frauen, die der Vorgänger getauft und eingesegnet hatte, belehrte, ermunterte der Nachfolger und bereitete sie zum Tode; und die Kinder, die dieser in den Schoß der christlichen Kirche führte, gab er sterbend in die Sorge eines meist noch unbekannten Dritten ab und hoffte, daß derselbe auch pflegen und fortführen werde sein Werk, wie er seines Vorgängers Werk. Es war ein Band zwischen ihnen, wie zwischen Vater und Sohn, und sie gehörten sich in ihrem Leben und Wirken so nahe an, daß sie billig im Tode nicht getrennt wurden.

Wie im Leben, so im Tode, ist auch die Gemeinde um sie her. Herrlicher Gedanke, was im Leben das Beste, allein Werthe ist, Liebe und Treue, das geht auch im Tode nicht unter! Vielleicht — so dachte ich, und ein fröhlicher Schauder ergriff mich — vielleicht begegnet so gar in diesem Augenblick im Himmel ein Seliger einem dieser Hirten, der ihm hier den Weg des Heils gewiesen, und sagt ihm jetzt himmlischen Dank!

Wie mochte Dir seyn, du schlummernde Gemeinde, als Du einst um diese geöffneten Gräber standest, in die sie deine theuern Lehrer begraben wollten! Ich sahe im Geiste diese trauernden Versammlungen. Dem Grabe zunächst die Pfarrfrau, die so manchen Schweiß von der Stirne des Entschlafenen getrocknet, die so manche Sorge und Freude getheilt, und so oft den Ermüdeten und Bekümmerten im Schoße ihres häuslichen Glücks getröstet und aufgerichtet. An der schluchzenden Seite — o laßt sie nur schluchzen, mit des Mannes Tagewerk ist auch ihr größtes geschlossen, und mit dem theuern Gatten begräbt sie ihr schönstes Leben, — an der Seite der schluchzenden Witwe die unversorgten Waisen. Neben ihnen die würdigen Vorsteher, dem Verewigten die Nächsten in der Gemeinde. Und weiter hin die Tausende seiner Schafe, die er geweidet. Wie manchem schlägt das Herz vor Reue, daß er nicht folgsamer war der treuen väterlichen Stimme! Wie mancher, ob dem der Entschlafene sein Amt mit Seufzen that, fühlt nun schon, daß es ihm nicht gut ist. Diese Hand, die da verwesen soll, und nun im Sarge liegt, lag auf meiner kindlichen Stirne, als ich getauft ward, sagt der eine, — und ruhte segnend auf meinem

Haupte, als ich mein Glaubensbekenntniß ablegte, denkt der Andere — und legte meine Hand in meines lieben Weibes Hand, als wir getraut wurden, fügt der Dritte hinzu. Wer weint da so untröstlich? Es sind die Jünglinge und Jungfrauen, die der Selige zum letzten Male eingesegnet. Warum fließen jenem Greise dort so häufige Thränen aus den Augen? Ach, denkt er, an meinem Krankenlager hast Du, Mann Gottes, mich so ernstlich zum Tode bereitet und hast ihn noch eher schmecken müssen, als ich. Hätte ich nur statt Deiner sterben können! Jetzt endet der Grabgesang. Man hört nur Weinen und Seufzen. Da nimmt ein Amtsbruder das Wort und redet von den Lehrern, die auf Erden durch viel Mühe und Sorge geläutert werden, um jenseits zu leuchten, als die Sterne, und wie der Selige den guten Kampf gekämpft, Glauben gehalten, und nun die Krone erwarte, die ihm beygelegt werden soll. Ach, der da redete, über den redete nach Jahren wieder ein anderer, und nun sind sie alle Vorgänger und Nachfolger, Hirten und Gemeinde zusammen und werden gerichtet nach Gerechtigkeit und Glauben. Selig sind die Todten, die im Herrn sterben. Sie ruhen von ihrer Arbeit, und ihre Werke folgen ihnen nach! Dann ist kein Unterschied des irdischen Standes mehr, und nach anderen Maßstaben werden die Stände und Stufen geschieden. Nicht wie hier, die Gaben der Natur, sondern die Gaben der Gnade werden den Maßstab ausmachen, und wie mancher wird dort sein höheres Glück von dem Schmerz, den er auf diesem Gottesacker empfunden, herleiten.

Ich blickte über den Kirchhof hin, und meine Betrachtungen setzten sich fort. Wie manche wankende Gestalt hat

ein kummervolles Herz hierher getragen! Wie viel Thränen sind hier geweint! Wie viel Entschlüsse sind hier gefaßt! Wie viel Trost des Evangeliums ist hier empfunden! Wie oft sang ein durch den Geist des ewigen Lebens aufgerichteter Haufen hier über dem zugescharrten Grabe das alte Grablied: Nun lassen wir ihn hier schlafen u. s. w. Wie manches Mannes Auge, selten naß, weinte hier, wenn das Weib seiner Jugend begraben wurde! Wie manches Herz einer Mutter wollte hier brechen vor Schmerz, wenn sie den Vater ihrer Kinder beerdigen ließ! Hier ruht die Braut, die der Tod aus des Bräutigams Armen riß! Da geht blutenden Herzens der Unglückliche hinter dem Sarge. Sie starb, — und alle schönen Bilder von der Zukunft, alle Hoffnungen seines Herzens wurden mit ihr zu Grabe getragen. Er fühlt, daß man nur Ein Mal im Leben so lieben kann. Dort ist das Grab eines Jünglings, der der Stolz seiner Mutter und die Freude seines Vaters war. Der alte Mann steht weinend vor der Gruft, und der gebogene Rücken beugt sich tiefer ins Grab, dem Geliebten nach. — Wo bist du, Grab, in dem meines Vaters Vater schläft? Sey mir gesegnet, du heilige Stelle! Du ehrwürdiges Grab! Mit Ehrfurcht nahe ich mich dir! Schlaft sanft, ihr Gebeine eines edeln, frommen Mannes, und wenn du mir jetzt nahe bist, seliger Geist, dessen irdische Hülle hier ruht, o so bitte Gott, daß er mir Kraft gebe, deines Segens theilhaftig zu werden. Du warst nicht bedeutend unter den Menschen, du warst ein Fremdling, der sein irdisches Vaterland in diesem freundlichen Thale vermißte: aber dafür hast du nun dein himmlisches Vaterland gefunden und den Lohn für dein ernstes

und freudiges Glauben. Siehe, dein Enkel, bringt dir Dank an deinem Grabe, daß du solch ein Gedächtniß uns hinterlassen, und einen Segen auf Kind und Kindes Kind, der nicht von dieser Welt ist!

Ach, was ist diese Welt! wie eitel ist ihr Ruhm! wie nichtig sind ihre Güter! Unter dieser Erddecke des Kirchhofes schlafen Arme und Reiche, Geehrte und Unbekannte, Beglückte und Leidende. Alle diese Herzen, die hier vermodern, haben ihr Leid und ihre Freude gehabt; sie schlugen oft hoch auf in namenloser Wonne und waren zerrissen in unaussprechlichem Wehe — und das alles ist hin, und keiner denkt mehr daran. Ganze Familien sind ausgestorben; von manchem Stamme liegt hier der Letzte begraben, und ihre Namen werden nicht einmal mehr gehört; ihre Güter sind vertheilt, und es ist keine Spur mehr von allem, was sie waren und thaten auf Erden. O was ist die Welt und das was sie geben kann! Es ist Spreu, der Todeshauch fährt hinein und zerstreut sie. Das sagen mir Eure Gräber, ihr Todten; das die halb zerstörten Gebeine, die ich hier und dort sehe; das die verloschene Schrift auf euern Leichensteinen. Einst werde ich seyn, was ihr jetzt seyd. Das Todtengerippe, daß ich einst seyn werde, trage ich ja schon in mir. Auch mich wird man morgen suchen, und ich werde nicht da seyn! — nein, nicht hier seyn — aber wo werde ich seyn? Irgendwo werde ich seyn, etwas wird mir bleiben, und dieß Etwas ist das Höchste. Der Glaube an meinen Erlöser, die Liebe zu ihm, und jede Freude frommer Liebe, die werden mir bleiben. Wohlan, so will ich für Schaden achten alles, was mir durchs Grab nicht folgt, auf daß ich Christum gewinne!

Meine Betrachtungen wurden immer lebhafter und ernster. Ich fühlte das Bedürfniß zu beten. Auf dem Grabhügel des Großvaters beugte ich meine Knie, und betete.

Es schlug Eins. Ich stand auf. Des Wächters Tritt scholl in den stillen Straßen der Stadt. Hüther, Hüther, ist die Nacht schier hin? hätte ich rufen mögen.

Da schwebte eine milde Lichtgestalt über die Gräber hin. Durch die Schatten der Leichensteine wandelte ihr Licht, wie Aufgang der Morgenröthe. Der Mond goß sein silbernes Licht um sie her. Sie schwebte zu mir herauf. Ist es ein Bote der Auferstehung? fragte ich mich. Ist es der im Himmel erwachsene Geist eines der Kinder, die hier begraben sind? Ist es die zarteste Jungfrau unter allen, die hier schlafen, und die einen Augenblick erwacht, die Welt noch einmal zu schauen, die ihr in ihrem unschuldig heitern Sinne so schön war? Immer näher kam die Gestalt. Du warst es, mein liebes, holdes Weib! Ueberall sucht mich dein liebendes Herz, selbst auf den Gräbern, und immer bist du das Licht meines Lebens am hellen Tage, wie in solchen heiligen Mitternachtsstunden.

Wir gingen über den breiten Gang zum Pfarrhause herab, und dachten an den Gräbern, die unter Thränen geschlossen wurden, des Augenblickes, wo sie mit Freuden sich öffnen werden. Schon liegen die Leichen dem Aufgange entgegen und schauen gleichsam in den kommenden Morgen der Auferstehung hinaus. Wir fühlten aufs tiefste das Sinnvolle der alten Sitte. Schlaft nur noch ruhig, rief die Pfarrfrau aus, mit Euern Augen, welche liebreiche Hände zugedrückt haben. Der Morgen kommt, noch lieb-

reichere Hände werden Euch die Augen öffnen, und wenn ihr erwacht, seht ihr das Morgenroth mit dem ersten Blicke.

Hand in Hand, mit Einem Gefühle, traten wir ins theure Pfarrhaus. Wird dem Pfarrer das Haus durch die fromme Liebe der Hausfrau heilig, so soll es der Gemeinde heilig seyn durch das ganze Leben, das in ihm geführt wird. Das Pfarrhaus hat für die Gemeinde eine besondere Bedeutung. Liegt die Ursache in den Erinnerungen an die wichtigsten Zeiten des Lebens, in denen man es betritt, da das Kind zum Unterrichte, der Bräutigam in den schönen Hochzeitstagen und der Trauernde mit der Todesbothschaft es suchen muß? Oder ist es das, weil man fühlt und begehrt, hier soll das Leben, nach alter, einfacher Sitte in stiller Eingezogenheit geführt werden, und aller Aufwand und alle Lustbarkeit der Welt soll hier einem heitern Ernste weichen? Oder ist es das, weil sie ahnen, in dieser Wohnung werde ihrer oft vor dem Herrn gedacht, und was sie selbst versäumen, werde hier liebend für sie gethan! Was es auch sey, je fester das Band zwischen der Gemeinde und dem Pfarrer ist, desto theurer ist ihr auch das Haus, das auf eine eigene Weise das stillste und zugleich das öffentlichste des Orts ist, und keinem Einzelnen, sondern der ganzen Gemeinde, als einer durch göttliche Dinge verbundenen Menge, gehört. Aber bey diesem Pfarrhause tritt noch ein anderer Grund ein. Es war ehedem das Bethaus der Gemeinde. Viele Jahre haben die Menschen sich in ihm zum Gottesdienst versammelt, manches Wort Gottes ist hier verkündigt, mancher Sünder erschüttert, mancher Bekümmerte getröstet worden. Bedeutsam ist ein Brunnen gegraben, wo ehedem der Lehr-

stuhl stand. Jede Stelle war vormahls der Sitz einer andächtigen Seele, und oben scheinen noch die letzten Nachhälle der Gesänge und Gebete zu erklingen.

Ein solches Haus ist fürwahr ein heiliges Haus. Eine Wohnung, von Stein und Erde erbaut, kann nur geheiligt werden durch das, was in ihr geschieht. Das Größte, was in ihr geschehen kann, ist Gebet und Lehre. Ein Saal, in dem einst Fürsten sich beriethen, und Frieden schlossen, ist nicht so ehrwürdig, wie ein Haus, in dem einst Gottesdienst gehalten wurde. Man kann es nicht betreten ohne eine ernste Mahnung; man kann es nicht bewohnen, ohne daran erinnert zu werden, den Gottesdienst im Leben fortzusetzen; man kann in ihm nicht sinnen und handeln, ohne sich aufgefordert zu fühlen, ein so ehrwürdiges Gedächtniß nicht zu entheiligen.

Als ich auf meiner Bücherstube, zu den Bildnissen der Vorgänger, und zu den aufgeschlagenen Urkunden aus der alten Zeit der Kirche zurückkam, und nun auf alle Gedanken und Gefühle zurück sah, die in dieser Nacht mein Inneres erfüllt hatten, empfand ich einen Segen, der meine ganze Seele erhob; neuen Muth, frische Freudigkeit und gestärkten Glauben. Ich nahm mir vor, oft ein solche Mitternacht zu feyern.

3.

Die Sterbende.

Es hat eine eigene Bewandtniß mit den Erzählungen von den letzten Stunden der Unsrigen. Man fühlt sich wie durch eine unsichtbare Macht dazu bewogen, und doch fürchtet man, die Wunden des Herzens wieder aufzureißen. Beginnt man endlich, so stockt die Rede oft, bricht ab, muß wieder aufgenommen werden, und das Herz hört nicht auf zu bluten, so lange der Mund erzählt. Aber bey dem Allen fühlt man sich unaussprechlich wohl. Man kann nicht aufhören. Immer neue Erinnerungen kommen herauf. Es ist, als wenn eine innere Nothwendigkeit uns triebe, das, was jetzt nur der Himmel besitzt, der Welt wenigstens im Bilde darzustellen. So sitzen die Leidtragenden im Sterbhause und werden nicht müde, wie viele Beyleid bezeugende Freunde und Nachbarn auch kommen mögen, die ganze Geschichte der letzten Stunden des Verstorbenen, die einzelnen Worte und Aeußerungen, die Ausdrücke des Schmerzes und die Bewegungen des Todeskampfes zu erzählen. So kommt späterhin, wenn die Thräne getrocknet und die Wunde fast geheilt ist, an stillen Abenden im Kreise der Familie fast kein Anlaß, keine Berührung, kein schicklicher Uebergang, der nicht alsbald von dem Einen oder Andern zur Schilderung jener Stunden benutzt werde, und die Uebrigen hören mit derselben

Theilnahme die längst bekannte, oft gehörte, und oft von ihnen selbst erzählte Geschichte an, als wenn sie dieselbe jetzt zum ersten Male vernähmen, und es ist rührend, wie plötzlich die andern aus der Andacht des Zuhörens herausgehn, und diesen oder jenen Umstand hinzufügen, oder ihre Betrachtungen dabey anstellen. Wer je einen tief empfundenen Verlust erlitten, der wird dieß schmerzlich Süße und diese auffallenden Erscheinungen bey der Erzählung von den letzten Stunden der Unsrigen kennen. Mich dünkt, es ist ein Ringen mit dem Schmerze, und ein Streben, dadurch, daß man ihn außer sich hinausstellt, und zum Gegenstande von Betrachtungen macht, seine zerstörende Kraft zu mildern, und die tiefe Trauer, die man noch jedes Mal bey der Erinnerung fühlt, in höhere Wemuth zu verwandeln. Vielleicht gar ist es der Wiederschein des höhern Bedürfnisses, sein Leid dem Allerbarmenden zu klagen, und muß man in diesem Erzählen nur ein Vergreiffen und menschliches Irren sehen, indem das Herz, Trost suchend, auch gegen Menschen, die nicht trösten können, seinen Schmerz klagt. Auch liegt die heilige Ueberzeugung zum Grunde, ein selig gestorbener, zur unsichtbaren, triumphirenden Gemeinde übergegangener Mensch gehöre nun der ganzen Menschheit an, wie er früher in den beschränkten, irdischen Verhältnissen den Seinigen angehörte, und man will durch die Mittheilung seinen Glauben, seine Liebe, seine Hoffnung so allgemein machen, als man kann. Gewiß aber ist es ein Opfer der Liebe, das wir den Entschlafenen schuldig sind, ein Forttragen ihres Gedächtnisses von Jahr zu Jahr, und eine ihnen gebührende Aufbewahrung des Andenkens unter den Ihrigen, das doch vielleicht

bald mit diesen selbst von der Erde verschwinden wird, und darum desto treuer so lange erhalten werden muß, als wir leben, und so weit unter gleichgesinnte Freunde verbreitet, als wir können.

Dieß Alles fühle ich jetzt, da ich mich niedersetze, Euch die letzten Stunden zu beschreiben, die eine fromme Seele hienieden verlebte. Mein Herz zerfließt in Wehmuth, und doch kann ich es mir nicht versagen, Euch von den letzten Kämpfen und Siegen der herrlich Vollendeten zu erzählen.

Ihr erinnert Euch der blühenden Gestalt, die Euch so oft früher in diesen Blättern begegnete, des sanften, jungfräulichen Gemüths, das jedes Mal wie eine himmlische Erscheinung in unsre Freuden oder zu unsern Schmerzen trat, der frommen Schwester, aus deren großem, schwärmerischen Auge so oft reines Entzücken strahlte, und in deren reichem Gemüthe ich nicht allein das Schönste im Frühlinge eines Jahrs, sondern auch das Schönste im Frühlinge meines Lebens, das Beste meiner Kindheit und Jugend besaß. Sie ist gestorben.

Da hängt ihr Bildniß. Vom Scheine der ersten Morgenstrahlen des Tages wunderbar erhellt, schaut ihr reines, blaues Auge, ach, noch wie vormals; es ist, als wenn ihr Mund sich öffnen, und eines jener seelenvollen Worte aussprechen wollte, womit sie tröstete und erfreute, und ach, es ist nur ihr Bild! Sie selbst ist weggegangen, in die Heimath gezogen, wohin ihr himmlischer Sinn gehörte, und hat uns zurückgelassen in der Fremde und in der Trauer.

In den Tagen des Herbstes ist sie gestorben mit den Blumen, die ihr Bild waren. In einem Briefe, den wir

noch aufgefunden, schrieb sie vor langer Zeit: „Ich ahne, daß ich nicht lange lebe. Aber wenn ich die Zeit meines Todes wählen dürfte, so möchte ich im Herbste sterben, um mit den Blumen zu verwelken, und mit den Vögeln in eine wärmere Heimath zu ziehen, und mit der Erde zugleich das weiße Todtengewand anzulegen. Man endet ja gern, wo man anfängt. So ist es etwas Ganzes. Ich bin im Herbste geboren, und im Herbste meinem lieben Manne angetraut." — Auch dieser Wunsch ist ihr erfüllt von der ewigen Liebe, die so manchen ihrer Wünsche erfüllt hat.

Nie kommt der Augenblick aus meiner Seele, in dem ich sie zum letzten Male sahe für diese Erde. Die Gewalt des nahenden Todes hatte die Züge ihres Angesichts schon berührt, aber aus den Augen strahlte der werdende Engel in gewohnter Klarheit. Sie war nur noch kenntlich an ihrem Blicke. Da lag sie — und obwohl ich nicht mündlich Abschied nehmen konnte, sie nicht wollte, geleitete mich ihr segnender Blick. Noch einmal wandte ich mich unbewußt aus der Nebenstube zu ihr hin — und sah sie betend liegen.

Wie sie seitdem litt und glaubte, wie sie langsam starb und täglich lebendiger hoffte auf ihren Erlöser, wie mit dem Abnehmen des äußeren Menschen ihr inwendiger Mensch immer herrlicher hervortrat, das will ich Euch aus dem Munde derer, die es gesehen, erzählen. Ihr werdet darin die Geschichte der letzten Läuterung und Vollendung eines gläubigen Gemüthes sehen. Was jetzt mit ihr vorgeht, bis wir sie wiedersehn, das wird sie selbst uns dort in den Gefilden der Ewigkeit erzählen.

Doch, ehe ich es wage, laß mich Dich anreden, Du selig Vollendete, Du nun verklärter Geist meiner theuern Sophia! Hier auf Erden, wo Du mit dem Lichte Deiner Liebe uns so manche Stelle erleuchtetest, geht unter den Deinigen die Erzählung von Deinen letzten Stunden umher, und ist ihr Trost und ihre Ermunterung. Aber was wird sie seyn gegen die, welche Du nun den Genossen Deiner Seligkeit machst! Wie viel Innerstes, Tiefstes, Höchstes werden wir übersehen haben! Wie viel glühende Seufzer um Erlösung, wie viel unsichtbare Ströme von Gnade, wie viel geheime Selbstverleugnung, Demüthigung und Vernichtung Deiner selbst, und wie viel unausgesprochenes und unaussprechliches Gefühl vom Frieden des Herrn in Deiner Seele wirst Du erzählen! O verzeih, wenn wir nur das Aeußerste, Geringste sahen, und freue Dich, daß uns dieß schon so voll Segen war.

Die Vollendete gehörte nicht zu denjenigen, die eine bestimmte Zeit und einen bestimmten Punkt angeben können, wo ihr höheres und neues Leben mit Bewußtseyn begonnen. Sie war eine von den ausgezeichnet glücklichen Seelen, in denen das menschliche Verderben nicht eine solche furchtbare Höhe gewinnt, daß ihre Rückkehr mit schrecklichen Erschütterungen und nie vorher erfahrenen Bewegungen begleitet seyn mußte. Muthwillige Uebertretungen hat man nie an ihr gesehen, und vor jeder wissentlichen Sünde hatte sie von jeher eine innere Scheu. Vielen hat es geschienen, als sei sie eine von den seltenen Seelen, die in der Taufgnade bleiben. Sie soll schon zu Anfange ein stilles Kind gewesen seyn, das nur laut wurde, wenn es Liebe äußerte. Die Aeltern erinnern sich nur ihrer frühen, kindlichen Zärtlichkeit, und

diese auffallenden Beweise eines von Kindheit an in Liebe, Demuth und Stille lebenden Herzens sind das einzige Andenken aus ihren ersten Jahren, wovor alles Andre in Vergessenheit zurückgesunken ist. Der Vater gedenkt noch oft mit Thränen, wie sie schon auf dem Arme der Mutter eine Liebe gezeigt, die ihm für solches Alter unbegreiflich gewesen. Ihre Geschwister erinnern sich, wie sie mit außerordentlichem Verlangen die Geschichten der Bibel gelesen, und sie so lebendig wieder erzählt habe, daß man nicht aufhören konnte, sie zu hören. Nichts war ihr damals schon schmerzlicher, als jede Art Unordnung, Streit und Verwicklung. Der innere Frieden ihres Herzens beherrschte ihr ganzes Leben so sehr, daß jede falsche Anordnung, jede Unreinlichkeit und jede Verwirrung menschlicher Verhältnisse ihrer Seele selbst wehe zu thun schienen. Dabey hatte ihr Sinn so viel Demuth, daß sie Geschenke nicht zu gebrauchen wagte, und so viel Treue war in ihrer Natur, daß sie dieselben lieber bewahrte, bis sie unbrauchbar geworden. Oft sahen wir sie ganze Tage still und wohl freundlich Antwort gebend auf jede Frage, aber mit einer gewissen Aengstlichkeit das Anknüpfen des Gesprächs vermeidend, das sie sonst ungemein liebte. Die Ursache hat sie nie hinlänglich angeben wollen, vielleicht, weil dieselbe zu genau mit dem innersten Zuge ihres Gemüthes zur Einkehr und Betrachtung zusammenhing, bey dem leicht ein Wort wie eine Entweihung von dem innern Richter bestraft wird. Ueber jedes kleine Vergehen zeigte sie eine lebhafte Reue, und war kaum im Weinen zu stillen. In solchen Augenblicken mußte man entweder annehmen, daß ein verborgenes Feuer ihres Gemüthes bey der Verletzung

des innern, heitern Friedens hervorbreche, oder man gerieth auf den Gedanken, es sey die unsichtbare Macht des guten Geistes, der sie strafe. Plötzlich brach dieses Leid hervor, und setzte die Anwesenden oft in Verlegenheit. Doch fand das beschwichtigende Wort der Vergebung nach einiger Zeit desto mehr Raum, und ein desto süßeres Gefühl der Versöhnung schien ihr ganzes Wesen zu erhöhen. Dann hatte sie das Hinneigende, Anlehnende, Uebergebende in ihrem Wesen, das man so gern als ein irdisch Bild von der gläubigen Hingabe des Herzens an Gott betrachtet. Daß ein solches kindliches Gemüth frühe das Bedürfniß, so wie die Erhörung des Gebetes kennen gelernt habe, ist leicht zu erachten, und sie wußte recht kindliche Erfahrungen davon zu erzählen. Als sie ihr Glaubensbekenntniß ablegte und eingesegnet wurde, war sie so gewaltig ergriffen, daß sie aus der Kirche getragen werden mußte, und man für ihre Gesundheit fürchtete. Vielleicht war dies der Punkt, wo sie sich des göttlichen Lebens recht bewußt ward, obgleich sie selbst nichts Neues bey sich fand, wie sie später äußerte, sondern nur das früher Empfundene in einem reichern Maße und mehr befestigt, gleichsam zum sichern Besitze geworden, und von nun an in Klarheit herrschend.

In ihrem kurzen Leben wurde sie oft von schweren und langen Krankheiten befallen. Als Kind schwebte sie schon einmal in Lebensgefahr, und später als Mädchen, dann als Jungfrau litt sie an lange dauernden Uebeln, nach denen sie aber gleich wieder schnell aufblühete. Diese Krankheiten waren vielleicht die äußere Veranlassung, daß ihr Gemüth bey aller Wärme und allem Feuer doch so

viel Sehnsucht, Wehmuth und inneres Vorgefühl baldigen Scheidens hatte. Sie sah sich schon viele Jahre als eine bald Scheidende an, und darum übte sie ein Gericht über sich und ihre innersten Gedanken aus, das manchem zu ernst schien, der nicht mit der Verheißung bekannt ist, daß wer sich selbst richtet, nicht gerichtet wird. Aber wie strenge und scharf gegen sich selbst, so gelinde und milde war sie gegen andere. Ich habe nie ein Urtheil, immer nur Thatsachen in Beziehung auf Andere von ihr gehört. Am liebsten sprach sie über inneres Leben, und hatte eine rechte Meisterschaft gewonnen, Gefühle und Stimmungen in ihren feinsten Aeußerungen und Abstufungen zu schildern. Auch das Bekannte erregte in ihrem Munde durch die Verbindung, in der sie es vorbrachte, die Aufmerksamkeit des Neuen. Diejenigen, mit denen sie solche Gegenstände besprechen konnte, waren ihr bald so ergeben, daß sie bey aller Anspruchlosigkeit, und ohne sich je über etwas in Wortstreit einzulassen, als der Mittelpunkt des Gesprächs angesehen wurde. Dazu kommt noch ein anderer Umstand. Sie hatte die köstliche Gabe, das Irdische zu heiligen, in jeder weltlichen Erscheinung das Abbild irgend einer himmlischen Erscheinung zu finden, und den Dingen auf Erden einen Sinn zu geben, der sie erbaulich machte. Unvermerkt wurde ihr auf diese Weise, und da dergleichen nicht augenblicklicher Einfall, sondern stehende Ansicht war, alles heilig, und es war, als wenn sie immer mit weihenden Augen aus sich heraus sehe. Vor allen hat sich das in ihrer Brautzeit gezeigt, und wer sie damals gesehen, fand die Aufgabe gelös't, wie eine Jungfrau zugleich Braut des Himmels und Braut eines achtungswerthen Mannes seyn könne.

Solch ein liebliches Kind ist sie durch das Leben gegangen. Selbst als Gattin, Hausfrau und Mutter ist sie aus dieser kindlichen Weise nicht herausgetreten. Zu befehlen verstand sie nie, und die Unarten der Dienstbothen ertrug sie, wie man die Schwächen der Geliebten duldet. Sie blieb bis ans Ende ein höheres, himmlisches Kind in der reich entwickelten Gestalt der Jungfrau und Hausmutter. Dies ist ein Beweis, daß das, was man Wiedergeburt nennt, in ihre frühesten Jahre gefallen sey; denn man behält auch im Christenthume die Farbe der Jahre, in denen man in dasselbe eingetreten. Ein kindlicher Sinn, so früher geheiligt, empfängt eine innere Dauer, und erhält sich durchs ganze Leben. Daß jenes glückliche Ereigniß sehr frühe bey ihr vorgekommen, mag auch daraus hervorgehen, daß sie nie über Mangel an Gewißheit der Vergebung geklagt, da sie doch ein so lebendiges Gefühl ihrer Unwürdigkeit hatte.

Indeß solche Menschen pflegen gewöhnlich später diejenigen Kämpfe bestehen zu müssen, die sich bey andern im Anfange finden. Ihr Ende ist nicht selten schwer und leidensvoll. Denn wenn die Erlösung der menschlichen Seele, wie jedes zeitliche Ereigniß, ein Dreyfaches, Anfang, Fortgang, Ausgang hat; so ist eben jener Punkt, wo sie sich für immer dem Ewigen weiht und glaubend sich ihm vereinigt, der Anfang. Aber diese Weihung, diese Uebergabe, diese Geburt eines neuen Lebens, die, da sie im Glauben vollbracht wird, mit Vergebung verbunden ist, ist noch nicht durchgeführt, und so soll auf Bekehrung der Fortgang, die Heiligung des ganzen Menschen und das Besiegen der Natur auf allen Punkten unsers Wesens er-

folgen. Dann mag am Ende die Wurzel des menschlichen Verderbens ausgezogen und der Mensch im Tode alles anklebenden Bösen entkleidet werden. Aber bey solchen Seelen, zumal, wenn sie frühe für den Himmel bereitet werden sollen, fällt gegen das Ende die ganze Arbeit und Mühseligkeit des Kampfes, und ehe das große, heilige Werk ganz vollbracht ist in so kurzer Zeit, muß, was ihm an Zeit abgeht, an innerer Kraft ersetzt werden.

Das war an unsrer Sterbenden sichtbar, und ihr ganzes Krankenlager hindurch konnte dieß unser Trost seyn. Frühe sollte in ihr der Zweck des menschlichen Lebens erreicht werden. Darum wurde ihr, was freilich überall nur Gabe ist, und nicht errungen noch verdient werden mag, sondern nur empfangen, so recht schlafend gegeben, und wenn bey andern das Böse erst sich festsetzen und behaupten kann, so wurde hier dazu die Zeit nicht gelassen; und wie sich ihr leibliches Daseyn entwickelte, wuchs auch ihr geistiges Leben in dieser für alles Gute so empfänglichen Hülle. Darum konnten auch ihre Fortschritte in der Heiligung ihres Herzens und Lebens so groß werden, und entstand jene innige Durchdringung ihres Wesens mit dem Glauben, daß man sie fragen mußte: ob diese Demuth und diese Liebe mehr Natur oder Gnade seye. Darum wurde es ihr auch in ihrem Letzten so schwer, und was sonst vielleicht in dreißig, vierzig Jahren hätte geschehen müssen, ward ihr von der allerbarmenden Liebe erlaubt, in Einem, freylich sehr schweren und bittern Jahre Schlag auf Schlag durchzukämpfen und mit Gott zu vollenden. Sie sollte frühe den großen Kampf — denn was ist unser Leben anders? — auskämpfen, frühe die Reise durch die Fremde

vollenden, frühe ihren Auftrag ausrichten, um bald in die lindere Luft einer bessern Welt versetzt zu werden. Sie sollte nur kommen, da seyn, den Herrn suchen und finden, andere erfreuen und alsbald hinweggehn, daß sie allen den Ihrigen das frische, heitere Bild der innern Entwickelung hinterlasse. Diese Bedeutung ihres schnell zu Ende eilenden Lebens schien sie selbst zu ahnen, wenn sie mit einem Sinn und Nachdruck jene oft von ihr angezogenen Verse aussprach, die kaum der Dichter tiefer empfinden konnte:

Herrscher, herrsche! Sieger, siege!
König, brauch dein Regiment!

Mit wie viel Schmerz und Kampf das verbunden sey, deutete sie dann wohl mit jener Stelle an:

Unser Weg geht zu den Sternen,
Der mit Kreuzen ist besetzt.

Die alten Gesänge eines Volks enthalten sein geistliches Leben in der tröstenden Sprache des Gefühls, und darum pflegen schwer leidende Kranke ihre Stimmung am liebsten durch sie auszudrücken. Das ganze innere Leben der Sterbenden lag in diesen beyden Stellen, und darum verlangte sie noch, als sie selbst nicht mehr so lange anhaltend zu sprechen vermochte, daß man sie ihr ruhig und langsam vorsage. Die heitersten Stunden aber füllten ihre Seele mit dem Siegesgefühl, in dem sie das Bekenntniß ablegen konnte:

Das Kreuz ist dennoch gut,
Obwohl es wehe thut.
Der gute Gott es gibet.
Drum muß es seyn geliebet.

Ey, fasse guten Muth!
Was bitter ist dem Munde,
Ist innerlich gesunde.
Es ist so gut, so gut!

Den Ihrigen ward es denn oft, als spreche ihr Geist es prophetisch aus; als sey sie nicht mehr in ihrer schmerzlichen Schwäche; als rufe sie es durchs Grab, aus dem Lande der Vergeltung, wo sie fühle, daß der Zeit Leiden nicht werth sind der Herrlichkeit, die an uns soll offenbaret werden.

Auf diesem Wege wurde ihr innerer Mensch von Tag zu Tage herrlicher, und die letzten Hindernisse, die sich in ihrem Herzen hervorthaten, gaben nur Gelegenheit zu dem herrlichsten Siege des Geistes über die Natur. Wir haben von Anbeginn wenig von dem an ihr bemerkt, was man gewöhnlich als Eigenwillen lästig findet, und ihr ganzes Streben in früherer Zeit ging darauf hin, ihm entgegen zu arbeiten. Allein in anderer Hinsicht ist der Eigenwille eine allgemeine menschliche Schuld, die mit uns geboren wird. Den Eigenwillen brechen, ist die erste Bedingung zu einem seligen Leben. Indeß wenn man oft meint, er sey gedemüthigt und habe der Liebe Platz gemacht, so treffen wir plötzlich auf neue und gewöhnlich feinere Aufwallungen desselben. Das mußte auch die Sterbende erfahren. Sie hatte nie eine besondere Vorliebe für das irdische Leben und eine Art Angst vor dem Tode geäußert. Aber nun zeigte sich unvermuthet beydes, und mit einem triumphirenden Danke gegen Gott erzählte sie, welche Gegensätze dadurch wären zu bekämpfen gewesen. Zuerst habe eine fast unüberwindliche Liebe sie zu ihrem Mann und ih-

ren beiden Kindlein hingezogen, und kaum habe sie sich derselben sorglos überlassen, als sie plötzlich die ergebene Haltung des Gemüthes verloren. Einen Augenblick habe sie der irdischen Hoffnung nachgegeben. Allein alsbald sey ihr darin der Mangel an kindlichem Glauben und eine Regung des selbstischen Willens vernehmbar geworden, und durch anhaltendes, gebeugtes Gebet und recht leidenvolles Opfer habe sie endlich wieder Ruhe und Ergebung gefunden. Doch darauf habe ihr schwaches Herz sie zu dem andern entgegen stehenden Abwege fortgetrieben, und freudig aufgebend alle Hoffnung für die Erde, habe sich eine ungeduldige, höchst beunruhigende Sehnsucht nach Erlösung von den vielen Schmerzen ihrer bemächtigt. Doch ihr feiner, richtiger, in himmlischen Dingen so klarer Geist mußte auch hier das Menschliche schnell gewahr werden und das Göttliche vermissen. Da war des Apostels Aeußerung: „Beydes liegt mir hart an, Bleiben und Abscheiden," ihr eingefallen, und nun erst habe ihr Gebet auch das besiegt, und so sey sie endlich in den seligen, willenlosen Zustand gekommen, der freudig Leben und Tod, Bleiben und Weggehn wähle, wie es Gott fügt.

In der Regel ist es die Weltliebe, die eine sich aufrichtende Seele zuerst fahren läßt, und dann beginnt der tiefere, geheimere Streit mit der Eigenliebe. Aber es gibt eine Liebe zur Welt, die feiner und höherer Art ist, und schwerer zu erkennen und zu besiegen, als Eigenliebe. Dieß erfuhr die Selige nach dem oben erzählten Ereignisse. Nachdem sie freudig dem Bleiben bey den Ihrigen und der Erziehung ihrer Kinder entsagt hatte, weilte doch ihr Mutterherz mit unaussprechlicher Wonne bey den lieblichen

Kindlein. Der Anblick besonders des ältesten, in dem sich täglich auf eine reizendere Art der Mutter Geist und Herz offenbarte, richtete sie oft sichtbar auf. Es war ihr jeden Morgen eine Stärkung auf den ganzen Tag, wenn sie ihn aus einem Körbchen, das nicht von ihrer Seite kam, beschenken und sich an der Freude und Dankbarkeit des Kindes weiden konnte. Ja, es geschah einmal und muß als eine höchst auffallende Erscheinung angemerkt werden, als der furchtbare Krampf mit einer erschreckenden Stärke sich auf eine Kinnlade geworfen hatte, daß das zweyjährige Kind, durch einen eignen, unerklärlichen Zug, sein Händchen auf das gepeinigte Glied legte und plötzlich der Krampf aufhörte. Welche Wonne dieß für ihr Mutterherz war, da sie den Knaben als ein von Gott erbetenes Kind liebte, ist nicht zu sagen. Aber eben diese Freude sollte bald die Veranlassung zu einer schweren Prüfung werden. Die häufigen Krämpfe hatten ihre wenigen noch übrigen Kräfte so rasch aufgerieben, und jede geringe Erholung so gewaltig gestört, daß sie von Tage zu Tage abnahm und fast unkenntlich wurde. Der Knabe, gerade wie seine Mutter in ihren Kinderjahren, vor jedem Bilde menschlichen Elendes zurückschreckend, wollte am Ende nicht mehr zu der abgefallenen Gestalt, die im Bette lag. Das Körbchen lockte ihn nicht mehr, und wie erschreckt schrie er eines Tages bey ihrem Anblicke auf, als man ihn zu ihr bringen wollte, und ließ sich nicht eher beruhigen, bis er aus dem Krankenzimmer war. Dieser Vorfall muß sehr tief auf sie gewirkt haben. Sie mußte empfinden, was dort geschrieben steht: „Meine Lieben und Freunde scheuen

meine Plage, und meine Nächsten treten ferne." Das, was sie auf Erden in innigtiefer Mutterliebe, mehr als alles Andere, liebte, hatte sich von ihr gewandt und die gewohnte Liebe versagt. Sie wies nur mit der Hand, das Kind fortzutragen, und hatte einen Mitleid erflehenden Zug des Leidens im Gesichte. Dann legte sie sich herum. Später hat sie sich nicht darüber geäußert, aber man bemerkte von diesem Augenblicke an, daß vielleicht das letzte Band mit der Erde zerschnitten war, und ihre Hingabe an Gott, also ihre Erlösung, vollendet.

Nun hob sich auch ihre Seele zu einer staunenswürdigen Höhe der Siegeskraft. Man sah, es war Gottes Macht, mit der sie stritt und siegte — oder nur schlechthin siegte. Eines Abends hatte der Krampf den Kopf verlassen und sich in die Brust gezogen. Der Athem war schwer und fast stockend. Ihre Lippen wurden blau. Alle Glieder klopften krampfhaft und zogen sich, wie auf einer Folter. Tiefe Seufzer rangen sich von Zeit zu Zeit aus der armen gepreßten Brust. So lag sie in des Vaters Armen, und die Uebrigen standen bald Hülfe versuchend, bald rathlos umher und beteten. Plötzlich bewegen sich die Lippen, und mitten in den ungeheueren Schmerzen haucht sie die Worte: "Lobe den Herrn, meine Seele!"

War der Schmerz leidlich, so zeigte sie eine himmlische Ruhe. Es dünkte den Ihrigen, als wenn ein Athem überirdischen Friedens von ihrem Sterbelager wehe. Sie war dann oft sehr heiter. Feine Scherze, liebevolle Anspielungen, zarte Beziehungen folgten eins auf das andere, und jedes Wort war wie ein linder Hauch aus einem unbeschreiblich beglückten Gemüth. Kein menschliches Verhält-

niß war ihr nahe oder fern; man sollte über alles in ihrer Gegenwart reden, und jede leise Aeußerung war wie ein Wort der Weihe, das aus dem Himmel über die Erde ausgesprochen wird. Man befand sich so wohl in ihrer reinen, nirgend angespannten, und so beglückten Nähe, daß der Vater äußerte, man könne nicht trauern an ihrem Todtenbette, denn so nannte sie selbst ihr Krankenlager. Warum auch? entgegnete sie. Der Tod ist eine Hochzeit. Ich bin die Braut und freue mich wie eine Braut. Ihr wißt, wer der Bräutigam ist, und ihr habt ja auch gelesen, die Freunde des Bräutigams, die ja auch Freunde der Braut sind, stehen umher und hören ihm zu und freuen sich hoch über des Bräutigams Stimme.

Solche Stärke konnte sie in manchen Stunden zeigen, und wer sie nur in diesen gesehen hätte, würde ihr Ende nicht so nahe geglaubt haben. Sie war stark im Glauben. „Er hat es gesagt! Er! es sind seine Verheißungen!" Das war ihre Stärke. Oft konnte man dieselbe sogar mitten in ihren Leiden bemerken. So sagte sie einmal: Alle Züchtigung, wenn sie da ist, dünkt uns nicht Freude zu seyn, sondern Traurigkeit; aber darnach, liebe Schwester, darnach! darnach! und dann setzte sie mit einem himmlischen Lächeln hinzu, wird sie geben eine friedsame Frucht der Gerechtigkeit. — „Meine körperlichen Leiden nehmen zu, aber sie gehören mit zu dem Heilplan, den mein mitleidigster Arzt mit mir vor hat." Oft sahe sie den Arzt selbst leiden in seinem Kreuzesbilde, und freudig nahm sie sein Kreuz, als eine Versicherung seiner Liebe, als ein Vermächtniß seiner Huld auf sich. Sahe sie noch größere Schmerzen kommen, so erfreute sie sich an der Frage in

der Offenbarung Johannis: Wer sind denn die? Diese sinds, die da kommen sind aus großer Trübsal, und haben ihre Kleider gewaschen und sie helle gemacht im Blute des Lammes. Nach solchen Betrachtungen sagte sie unter den heftigsten Krämpfen gern: Dennoch, dennoch bleibe ich stets an Dir, denn Du hälst mich bey Deiner rechten Hand!

Eines Tages fragte sie der Vater, ob sie das heilige Nachtmahl verlange. Da schien ihr plötzlich das Wort zu dem letzten, dunkeln Wunsche ihres Herzens gegeben zu seyn. Sie freute sich sichtlich darauf, und da man die nächste schmerzlose Stunde dazu bestimmt hatte, schien sie sich recht eigentlich darnach zu sehnen. Diese Sehnsucht ist das Letzte gewesen, das ihr Herz hienieden bewegt hat. Am Abende ließen die Krämpfe auf eine kurze Zeit nach. Für die Seele bedurfte es in solcher Verfassung keiner besondern Vorbereitung, als nur der Freyheit von dem körperlichen Schmerze. In feyerlicher Stille trat der väterliche Greis mit den Geschwistern herein. In der Sterbekammer war die Stille, die der Erde geziemt, wenn sich das Himmlische naht. Der Vater sprach die Consecration. Die Sterbende lag etwas aufgerichtet und empfing des Herrn Nachtmahl. Die Geschwister knieten und empfingen es nach ihr. Der Vater zuletzt. Was Worte nicht aussagen dürften, wenn sie auch könnten, ist von allen empfunden worden. Auf Erden nennt man es das Geheimniß des Glaubens, und die Kräfte der unsichtbaren Welt. Im Himmel wird es anders heissen.

Nach diesem höchsten Siegel ist sie in einen sanften Schlummer gefallen, der sie auch in den folgenden Tagen

beglückte. Die letzte Sehnsucht war erfüllt. Sie hatte auf Erden nichts mehr zu suchen. Immer vernehmlicher schien sie den Ruf von drüben her zu hören. Jene Sehnsucht hatte früher ihre wenigen Kräfte noch gespannt. Die Spannung war vorüber. Die Schwäche nahm überhand. Selbst der Schmerz schien nicht mehr deutlich gefühlt zu werden. Sie war schon gestorben. — Das Wort der Danksagung nach dem Abendmahle muß als das Letzte angesehen werden, das sie eigentlich lebend geredet. Seitdem hat sie nur Unbedeutendes gesprochen, aber viel nach oben geschaut und den Ihrigen die Hände gedrückt. Bestimmten Abschied hat sie von keinem genommen. Sie schien es für etwas Ueberflüßiges zu halten, das einen weltlichen Schmerz erreget, und da nicht Noth thut, wo einer vorangeht in die Heimath und die andere zu folgen möchten hoffen.

Noch einige Tage lag sie stille, wie harrend. Endlich kam der Sonntag. Der Arzt hielt ihren Mann zurück, der im Vertrauen auf das, was Gott überschwänglich an uns thun kann, zur Kirche gehen wollte. Der Amtsbruder übernahm den Dienst, und verkündigte der Gemeinde, daß die Schwergeprüfte im Sterben liege, und forderte die Versammlung zum Gebete auf.

In diesen Augenblicken, am Sonntage, als die Gemeinde für sie zu dem Allerbarmenden flehte, kam der Todesengel. Die Sterbende begehrte Hülfe, um anders zu liegen. Die Schwester, die ihr von Anfang liebend beygestanden, half ihr. Sie schien sich wohl zu befinden, drückte die hülfreiche Hand, blickte nach oben, und in diesem Blicke enteilte der Geist und war erlöset.

Da scholl der Gesang der Gemeinde in die Sterbekammer. Stumm standen die Verwaiseten neben der Leiche und beteten.

Die Erde war um eine glaubende Seele ärmer, der Himmel um eine schauende reicher geworden.

4.

Die Hausandacht.

Auf Psalter und Harfe! sagte der ehrwürdige Vater zu seiner Schwiegertochter, indem er sich aus seinem Lehnsessel erhob, und dem königlichen Tonwerk entgegen ging. Die Kinder sprangen alle auf, um ihm zuvorzukommen. Die Schwiegertochter war am ersten an der hohen Königsharfe, und entschleyerte sie.

Wache auf, meine Ehre, wiederholte der Vater. Mein Herz ist bereit, daß wir singen und loben! Habe ich doch auch lange nicht gehört, wie des einheimischen Fremdlings Hände in die Saiten rauschen zu unserm Sang und Lob.

Es war an dem ersten Abende eines Besuches, den wir in das älterliche Haus machten. Wenn Kinder ein Mal einem eigenen Hause vorstehn, so sind sie, wie der Vater sie nannte, einheimische Fremdlinge. Fremd, weil sie nun gleichsam in einer andern Erde wurzeln, und doch einheimisch, weil die Wurzeln der Abschößlinge unter der Erde gleichsam fortgetrieben sind, und durch ein unsichtba-

res Band mit dem Stamme zusammenhangen. Man fühlt, das älterliche Haus mag noch bestehen oder nicht, zuweilen eine eigene Sehnsucht, sich von neuem, wenn man so reden darf, mit dem Geiste des Vaterhauses anzufüllen, und zu der Quelle zurückzukehren, von der unser Leben ausgegangen. Diese Sehnsucht ist der Grund jenes süßen Heimwehs, das nirgend den Kindern fehlt, welche in dem rechten Verhältniß zu den Aeltern stehen. Wir hatten dieses Heimweh gefühlt, und an einem ernsten Wintertage über die Frostbahn uns aufgemacht, das theuere Vaterhaus zu besuchen. Von den Empfindungen, mit denen ich mich der Heimath näherte, von den süßen Erinnerungen, die der Anblick so vieler Stellen meiner Kindheit in mir weckte, von dem Gefühle des Ganzen und Zusammenhangenden im Leben, welches jedesmal die Rückkehr in Heimath und Kindheit begleitet, und von der Freude, dieß Alles nun einem theuern Weibe mittheilen zu können — will ich dieses Mal nichts sagen. Auch von dem Augenblicke nicht, in dem wir eintraten und das theuere Angesicht des Vaters und der Mutter sahen, welcher nicht anders empfunden wird, als wie ein Vorbild von dem seligen Wiedersehen jenseits, auf das keine Trennung mehr folgen wird. Dieses Alles will ich jetzt nur berühren, denn ich eile zu etwas Anderem, das nicht weniger meine ganze Seele bewegte. Es war die häusliche Andacht, zu welcher wir so eben den Vater einladen hörten.

Ich hatte mich schon lange auf diese Hausandacht gefreut. Nicht allein, weil sie als ein göttlicher Schluß allen Bewegungen des Herzens und Lebens an einem solchen Tage die höhere Weihe gibt, und deswegen im Volke den

bezeichnenden Namen des Abendsegens trägt: sondern auch weil ich das ganze Familienleben im Vaterhause mir nirgend vollständiger und reiner festhalten kann, als in dem Bilde von der Hausandacht. In diesem Hause ist alles nach alter Sitte und Weise, wie man sie so gern in einem Pfarrhause sieht. Vorzüglich altväterlich ist das Verhältniß des Vaters, der hier noch Lehrer, Richter und Herr in Einer Person ist. Was der alte Pfarrer im weiteren Umfange für die Gemeinde ist, eben das ist er auch in einem engeren Kreise seinem Hause, und das Amt, das er Sonntags öffentlich vor der Gemeinde ausrichtet, das richtet er mit nicht geringerm Segen Abends und Morgens in seinen Hausandachten aus. Die Hausandacht steht in der Mitte zwischen dem Gottesdienste des Herzens, und dem öffentlichen Kirchenwesen, und wenn sie in dem Leben eines Pfarrers fehlt, so mangelt jenem die Feyerlichkeit, die nur aus dem Oeffentlichen kommen kann, und diesem die Innigkeit, die nur aus dem innern Gottesdienste entspringt. Das rechte Vermittelnde gebricht, und so steht jedes allein, und kann auch für sich nicht das seyn, was es in dem Zusammenhange mit dem Ganzen seyn würde, zu dem es gehört. Daher kommt es, daß die Geistlichen sowohl, als auch die Uebrigen zu unserer Zeit weder im öffentlichen Gottesdienste die Innigkeit und das Lebendige, noch in dem stillen, geheimen Wandel des Herzens vor Gott, die Aufhülfe und die tägliche Erfrischung genießen, welche unsere Väter so reichlich in ihren Hausandachten fanden. Weil ein Hauptglied fehlt, ist alles übrige schwankend, und die mannigfaltigen Versuche der Besseren, auf irgend eine Weise in den noch geretteten Theilen das Feh-

lende zu ersetzen, mißlingen oder helfen nur augenblicklich. Dabey bildet sich in den Hausandachten für das häusliche Leben der Punkt, in dem sich Menschliches und Göttliches berühren, und wer das Glück gehabt hat, in einem Hause erzogen zu seyn, in dem diese schönste und herrlichste Sitte aus der alten Zeit in Ehren gehalten wurde, der wird eingestehen, daß es für ihn nichts gebe, worin er Vaterhaus und Kindheit reiner und vollständiger wieder finde, als in der Erinnerung an die Hausandacht. Unvergeßlich sind und bleiben mir besonders jene Stunden häuslicher Erbauung, die am Abende vor meinem Abgange zur hohen Schule, am Abende vor der Einsegnung, an einigen früheren Weihnachtsabenden, und sogar die in früheren Jahren Statt fanden, wo ich nur einen Gesammteindruck des Ganzen empfangen und in das Verständniß des Einzelnen noch nicht eingehen konnte. Deshalb war es mir wie ein festlicher Glockenschlag, als der ehrwürdige väterliche Greis, aus seinem Lehnsessel aufstand, und nach Psalter und Harfe rief.

Das Gesinde trat herein. Der Vater setzte sich an seine gewöhnliche Stelle oben an den langen Familientisch. Vor ihm lag die große Hausbibel, in der auf jeder Seite einzelne Sprüche unterstrichen waren, die bey dem vieljährigen Durchlesen wichtig geworden. Zu einer Seite saß die Mutter, zur andern die Harfenspielerin; dann die Kinder, das Gesinde und die Enkel, ohne weiteren Unterschied.

Auf, Psalter und Harfe! sagte der Vater noch ein Mal. Wenn ich dein Spiel höre, mein Töchterlein, so fällt mir David ein, der bräunliche Jüngling Isai's.

Möchte sein kindlich frommer Sinn heute unter uns seyn. Er sagt: frühe will ich auf seyn. Wir wollen es umkehren, wie es den Abendländern geziemt, denen der Abend für ihre Andacht ist, was den Morgenländern der Morgen war. Spät wollen wir auf seyn, daß wir singen und loben.

Der Greis entblößte sein Haupt. Das war das Zeichen, daß die Andacht beginne. Einige Griffe in die Saiten bereiteten vor. Dann sangen wir:

Der lieben Sonne Licht und Pracht
Hat nun den Tag vollführet.
Die Welt hat sich zur Ruh gemacht,
Du weißt, was dir gebühret.
Tritt an die Himmelsthür
Und bring ein Lied herfür.
Laß deine Augen, Herz und Sinn
Auf Jesum seyn gerichtet hin.

Die Harfentöne lispelten einige Augenblicke nach. Der Vater schlug die große Hausbibel auf, die schon mehrere Geschlechter hindurch im Hause gewesen, und sprach:

Da wir in dieser Zeit aus dem Munde des lieben Johannis die Erzählung von dem Leben unsers Herrn vernehmen, so sind wir nach dem erhabenen und tiefsinnigen Eingange zu der Schilderung der Taufe gelangt, und darauf zu der einfach großen Art, wie unser Herr seine ersten Jünger zu sich nahm. Heute kommen wir zu der Geschichte von der Hochzeit zu Kana.

Das ist etwas aus dem häuslichen Leben, wie wir es in der heiligen Schrift zuweilen, aber doch nicht oft antreffen. Da in diesem Buche die wahre, eigentliche Ge-

schichte der ganzen Menschheit enthalten ist, so ist es natürlich, daß sie mehr mit den größeren Dingen sich beschäftigt. Wie hoch aber das häusliche Leben in dem Wort des lebendigen Gottes angeschrieben stehe, mag man daraus sehen, daß auf seinen ersten Blättern der Ehestand schon als eine Anordnung des Schöpfers gepriesen wird, und auffallend ist es, daß der Heiland jedesmal einen großen Abschnitt in seinem Leben mit einer häuslichen Freude, die er gibt oder empfängt, beginnt. Die letzte Verkündigung seiner Ankunft lesen wir in einer Geschichte, wo dem Hause der beyden alten Priesterleute Zacharias und Elisabeth Heil wiederfährt. Bey dem Antritt seiner drey Lehrjahre sehen wir ihn zu Kana auf der Hochzeit. Vor seinem Leiden gibt er den Schwestern den gestorbenen Bruder wieder. Vor seinem Tode schenkt er Maria einen Sohn an seiner Statt. Seine Himmelfahrt geschieht zu Bethanien, da, wo er am meisten das stille Glück des häuslichen Lebens in seinen letzten Jahren genossen hat. Weil wir nun in dieser Reihe die Geschichte zu Kana sehen, so sey sie uns auch dadurch theuer. Wir wollen sie recht in ihren kleinen, häuslichen Zügen durchgehen, wie man es vor der Gemeinde nie vermag. Sie ist so recht für eine Hausandacht geeignet, und gleichsam das Wort der Weihe für diese gesegneten Gottesdienste. Wahrlich gesegnet! fuhr er fort. Ich kann dir sagen, mein Sohn — damit wandte er sich zu mir — fast ein halbes Jahrhundert diene ich meinem Herrn in seinem Weinberge, allein ich weiß nicht wie ich manche Mühe und Noth würde ertragen haben, wenn ich mich nicht jeden Abend mit den Meinigen in seinem Wort und seiner Nähe gestärkt hätte.

Weißt du denn auch wohl, lieber Vater, fiel die Mutter ein, daß du mir diese Geschichte vor vierzig Jahren am ersten Morgen nach unserer Hochzeit vorgelesen und erklärt hast? Das war unsere erste Hausandacht. Ich denke jedes Mal daran, wenn wir wieder an diese Geschichte kommen.

Ich weiß es wohl, liebe Mutter, erwiderte er, der Segen jenes Morgens hat sich über viele Jahrzehnte ausgebreitet, und darum preise ich auch diesen Abschnitt als den rechten Anfang für den häuslichen Kreis der Bibelabschnitte. Wie oft haben wir seitdem das theure Buch durchgelesen, und wie glücklich sind wir, daß wir es durchs ganze Leben als Seelenspeise genossen haben!

Jetzt las der Vater, wie Jesus und seine Jünger auch auf die Hochzeit geladen waren. Er mußte gleich inne halten, so voll war sein Herz. Er kommt zu Freude und Leid, sagte er, und wohin er kommt, bringt er immer Frieden und Trost. O, man kennt den Herrn wenig unter den Menschen aus Erfahrung, sonst würde man statt der vielen Wünsche nur den Einen haben, daß er uns immer fühlbar nahe sey.

Aber laßt mich auch sagen, wie ich mir seinen Eintritt ins Hochzeitshaus denke. Nun schilderte er, wie Jesus den Friedensgruß ins Haus gebracht, wie er die Brautleute angesprochen, ihre Hände in einander gelegt, sie mit dem Segen Abrahams gesegnet, wie vielleicht das Brautpaar gerührt vor ihm niedergefallen, er es aufgerichtet, wie er sich dann zu Tische gelegt, und mit frommen Gesprächen die Gesellschaft erbaut habe. Glaubt mir, sagte der Vater, sich in unserm Kreise umsehend, wo Er

so als ein Gast kommt, da bleibt er auch eine Zeitlang zur Herberge, und macht endlich Wohnung daselbst. Das haben die Mutter und ich erfahren, und wir reden, Kinder, was wir gesehen und gehöret haben.

Als er nun an die Stelle kam: Weib, was habe ich mit dir zu schaffen, sahen wir jene Züge des edlen Zorns, die jedesmal sein Antlitz, ich möchte sagen, mit dem Feuer des Himmels verklären, wenn er über etwas wahrhaft Schlechtes redet. Ernst und stark sprach er wider die Entheiligung der Geschichte des Herrn, wenn man hier Unmuth und unkindlichen Tadel der Mutter sehe. Wären diese Worte auch in der Grundsprache so rauh wie in der Uebersetzung — was sie nicht sind —, so bin ich doch gewiß, der Mann der Liebe würde sie mit solchem Tone ausgesprochen haben, daß die Mutter ein Wort kindlicher Ergebenheit zu hören gemeint hätte.

Wie lieblich lös'te sich dieser Ernst in sanfte Herablassung und rührende Kindlichkeit auf, als er bei den Worten der Maria was er euch sagt, das thut, sich an die Enkel wandte, und sie belehrte, daß dieß immer noch das rechte Mutterwort sey aus solch einem lieberfüllten und doch nicht aus sich, sondern demüthig aus einem höheren Auftrage befehlenden Herzen. Dann mußte der älteste Enkel vor ihn treten. Er kam weinend, sich seiner Schuld bewußt. Der Vater strafte nur Abends, wenn das Vergehen nicht augenblickliche Ahndung forderte, und verschob das meiste, wie Gott, zur Stunde des Gerichtes. Als er ihn weinen sah, sprach er: siehst du, die Sünde bringt nur Thränen. Schluchzend reichte der Kleine die Hand, und die Sache war abgemacht. Da hingen sich die übrigen En-

kel an seine Knie und liebkosten seine Hand. Er und die Mutter schienen wie mit einem Blumenkranze umwunden zu seyn.

Auch das Gesinde ging nicht leer aus; denn nun schilderte er die Thätigkeit der Diener, das Füllen der Wasserkrüge, und ihre freudige Rührigkeit. Indem der Vater die Knechte und Mägde anredete, sprach er: lieben Kinder, Gott gibt wohl im Schlafe, aber nicht durch Schlaf. Fleiß und Treue fordert der Herr von uns allen, und nicht wahr, ihr seyd nie froher, als wenn ihr auf Gottes Wegen geht, und das Eurige getreu verrichtet? Ja wohl, antworteten alle mit einem Ausdruck von Ehrerbietung und Zutrauen, wie man ihn jetzt selten mehr bey dem Gesinde sieht. Wie habt ihr es heute in dem Walde gefunden? fragte er die Knechte. Sie traten demüthig vor, berichteten, und erzählten offen, wie ihre Unachtsamkeit Schaden gebracht. Gut, daß ihr es sagt, sprach der Vater milde, ich vergebe euch gern, aber bittet auch Gott um Vergebung, und macht es künftig besser. Die Knechte sahen aus, als wenn sie nie wieder ihre Pflicht vergessen könnten. So kam die ganze Tagesgeschichte des Hauses am Abende bey der Hausandacht in einer edleren und schöneren Gestalt wieder vor, und ehe das Tagewerk irdisch beschlossen, wurde es vor Gott geendet.

Die Betrachtung war bis zu dem Wunder gekommen, durch welches Wasser in Wein verwandelt wurde. Wasser in Wein! rief der Greis gerührt aus, wer kann das nicht täglich erfahren! Mir wurde der Gang zu einem Kranken heute sehr schwer, und ermüdet kam ich in dem entlegenen Hofe an. Allein, als ich sah, wie der Kranke den

Rath des Evangelii befolgt hatte, wie er so ergeben und geduldig, so froh über des Herrn Gnade, und so freudig über die Zukunft war, da wurde mein Herz voll Dankes, meine Ermüdung verlor sich, und ich bin, wie ein Jüngling, heimgekehrt. Das war auch Wasser in Wein verwandelt. Gestern beklagten wir es, daß wir euch, ihr lieben Kinder, in unserm hohen Alter nicht um uns haben, und — heute sehe ich euch alle, wie in jenen früheren Zeiten, um den älterlichen Tisch versammelt.

Ach nicht alle, Vater! sagte die Mutter, unsere Sophie sehen wir hier nicht wieder.

Gedulde dich, Mutter! erwiderte er, aus Wasser Wein! Wir Alten sehen sie doch zuerst wieder. Da geht die Thränensaat in Freudenärnte über. Das Wiedersehen wird himmlischer Wein aus irdischem Wasser seyn, und diese da — auf die Enkel weisend — sind uns bis dahin die Bürgen, der irdische Wein. Frage dein Herz, Großmutter, ob dir in den Kindeskindern nicht zwiefältig das gestorbene Kind wieder gegeben ist, und ob dir nicht jede Freude bey ihrem Anblicke sagt, du siehst deine selige Sophie wieder.

Wir waren bey einem Gegenstande, den das häusliche Gespräch nicht leicht verläßt, wenn es ihn einmal ergriffen. Mancher Zug aus dem frommen Leben der Vollendeten wurde aufs neue erzählt, ihrer letzten Stunden gedacht, und erinnert, wie sie so oft, und zum Segen in unserem Kreise gesessen. Auch das Gesinde sprach gerührt über die gute, selige Frau, wie sie immer mit so vieler Liebe und Sanftmuth sie ermahnt, und was es für frohe Tage gewesen, wenn sie hernach zum Besuche kam. Wir waren alle sehr bewegt, aber der Vater sagte: aus Wasser

Wein! Sie hat es nun besser, und sie war es vor uns allen werth, zuerst den Wein des ewigen Lebens zu kosten. In diesem Augenblicke schien der Mond in's Zimmer. Mutter, Mutter! rief der kleinste Enkel, und streckte die Händchen nach dem Monde herauf. Weil man ihm oft gesagt, seine Mutter sey im Himmel, so waren ihm endlich Sonne, Mond und Sterne und alles, was er am Himmel sah, Zeichen seiner Mutter. Die ganze Versammlung wurde ergriffen. Die Schwester nahm weinend das Kind in ihre Arme, und führte es zum Fenster. Der Vater sagte endlich: ja ja, es bleibt doch dabey, aus Wasser Wein!

Nun beschrieb er die Verwunderung des Speisemeisters, die Erzählungen der Diener, die dankbare Freude des Brautpaars, die Ueberraschung der Gäste, den wachsenden Glauben der Jünger, die stille Wonne der Maria, und Jesu einfache, erhabene Größe. Kinder! rief er endlich bewegt aus, seine Jünger glaubten an ihn, als es geschehen war; uns kommt es zu, an ihn zu glauben, da es noch geschehen wird. Aus Wasser wird Wein, aus Zeit Ewigkeit. Wer das glaubt sucht Christi Gemeinschaft, und in dieser Gemeinschaft steigert sich schon hienieden alles. Durch sie wird das Leiden in Prüfung, die Trauer in Wehmuth, die Wehmuth in Trost, der Trost in Freude, die Freude in Seligkeit verwandelt. Das ist das Eigenthümliche des Christenthums: es erhöhet alles. Es zieht nach oben, nach dem Himmel, und durch diesen Zug nimmt alles Irdische eine höhere Stufe ein. Und solch eine Hausandacht am Abende ist auch eine Steigerung des Lebens, eine höhere Stufe des verlebten Tages. Laßt uns unser Lieblingslied singen:

Vor Jesu Augen schweben,
Ist lauter Seligkeit,
Ein unverrücktes Leben
Mit ihm schon in der Zeit.
Nichts können und nichts wissen,
Nichts wollen und nichts thun,
Als Jesus folgen müssen:
Das heißt im Frieden ruh'n.

Man steht aus seinem Schlafe
In Christi Freundschaft auf,
Man fürchtet keine Strafe
Im ganzen Lebenslauf.
Man ißt und trinkt in Liebe,
Und hungerte wohl auch,
Und hält im Gnadentriebe
Beständig einen Brauch.

Ist nun der Tag geendet,
So legt man sich zur Ruh,
Von Ihm unabgewendet
Thut man die Augen zu,
Und wünschet selbst den Träumen,
Wenn's denn geträumt muß seyn,
Nichts anders einzuräumen,
Als Christi Gnadenschein.

Gewiß wer erst die Sünde
In Christi Tod ertränkt,
Und dann gleich einem Kinde
Ihm unverrückt anhängt.
Der wird auch heilig handeln,
Und kann dann anders nicht;
Herr Jesu! lehr' uns wandeln,
In Deiner Augen Licht.

Dieses christliche Hauslied pflegte der Vater jedes Mal zu singen, wenn er sich im Hause recht wohl fühlte,

und nannte es deßwegen auch schlechthin den Hauspsalm. Es war eine unaussprechliche, innere Fröhlichkeit, die aus jedem Tone athmete, wenn er es sang, und doch ein Ernst, der sich gar nicht wie irdischer Ernst anhören ließ.

Der Vater schlug die Bibel zu. An einem Menschen, der sein Leben immer nur für Einen Zweck und in Einem Sinne gelebt, wird zuletzt alles bedeutend und sinnbildlich. Man sah es der Art an, wie er seine Bibel zuschlug, daß er es oft mit einem staunend dankbaren Gefühle gethan. Er schien jedes Mal dabey sagen zu wollen; ich habe tausend Mal in meinem freuden- und schmerzenreichen Leben sie zugeschlagen, allein jedes Mal steigt meine Bewunderung und mein Dank. Seine Hausgenossen sahen immer mit einer gewissen Andacht hin, wenn er es that, und mir war es insbesondere überraschend, in diesem einzelnen Zuge den Vater wiederzufinden. Es ist überhaupt ein eigenes Gefühl, mit dem man einen theuern Menschen in einem unwillkührlichen, gewohnten Zuge wieder erkennt; und spricht sich in demselben etwas Göttliches aus, so vereinigt sich mit der Freude über das wiedererkannte Menschliche die Ehrfurcht vor dem Heiligen.

Jetzt that er noch einige Fragen über das Hauswesen, über einige Vorfälle in der Gemeinde, über ein Paar Aufträge an Arme, und dgl., worauf ihn der Gang der bisherigen Betrachtungen noch nicht geführt. Und dieß alles wurde dergestalt in Einem Geiste behandelt, daß man es als etwas, das nothwendig zur Hausandacht gehöre, ansehen mußte. Das Göttliche wurde dadurch nicht erniedrigt, aber das Menschliche wurde durch eine solche Verbindung erhöhet. Oft sagte er: dadurch bekomme jedes ir-

dische Geschäft eine himmlische Einfassung, die mehr werth sey, als die Gemälde selbst. Die Hausandachten waren ihm überhaupt das ganze häusliche Leben, wie er vor Gott gebracht, und durch göttliches Licht erhellt wird. So gehörte auch die Vergangenheit hinein, und es war seine Gewohnheit an jedem Morgen, in der kürzeren Hausandacht einige geschichtliche Vorfälle in Erinnerung zu bringen, die sich in früheren Jahren an diesem Tage entweder mit der Familie, oder der Gemeinde und dem Ort, oder auch sogar mit Völkern und großen Männern zugetragen. Er hatte sich eine reiche Sammlung für jeden Tag gemacht, und wollte damit jedem Hausgenossen einige Gegenstände des Nachdenkens in müßigen Augenblicken geben.

Nachdem nun jene einzelne Betrachtungen vollendet waren, mußte das Wichtigste in der Andacht, das gemeinsame Hausgebet folgen. Der Vater kniete zuerst nieder, dann alle Anwesenden. Ein feyerliches Gebet sollte immer kniend gesprochen werden, denn es ist die Handlung der tiefsten Demüthigung vor Gott. In unsern Kirchen wird es aus äußern Ursachen unterlassen, aber mich dünkt, mancher hätte auch da zuweilen gern äußerlich gethan, was er innerlich in seinem Herzen that. Was man mit ganzer Seele thut, das drückt sich auch gern in der sichtbaren Gestalt aus, und eine stehende Stellung ist im Gebete nicht selten ein Widerspruch gegen die kniende Unterwerfung des Geistes.

Das Gebet, das gesprochen wurde, war kurz, aber es entströmte dem Herzen. Allgemeine Ausdrücke kamen wenig vor. Jeder Dank und jede Bitte, jede Demüthigung und jedes Gelübde ging durchaus hervor aus besonderen

Verhältnissen. Das Allgemeine betraf nur die Gemeinde, welche mit Recht in dem Hausgebete einer Pfarrerfamilie nicht fehlen darf. Ein solches Gebet ist die Krone des häuslichen Lebens, und wenn man in ihm eine ganze Familie in solcher Andacht und heiligen Empfindung vor Gott liegen sieht, so möchte man ausrufen: siehe da, eine Hütte Gottes bey den Menschen!

Der Vater erhob sich. Die Uebrigen blieben auf den Knien. Da sprach er den priesterlichen Segen über ihre Häupter hin, und die Worte fielen in die Herzen.

Nun ertönte das Harfenspiel noch einmal, und wir sangen zum Schluß jenen köstlichen Vers:

An dem Platz, wo Sanct Johann gelegen,
Legen wir uns jetzt zur Ruh u. s. w.

Es schlug zehn Uhr. Das Gesinde reichte der Herrschaft und uns allen die Hand, der Vater umarmte uns mit dem Kusse des Friedens und sagte zu mir: Siehst du, in diesem Hause bleibt's beym Alten.

4.

Die Betstunde.

Der Unterschied der Zeiten und der Wechsel der Stimmung wird in keinem Stande schmerzlicher empfunden, als in dem geistlichen. Die Thätigkeit in demselben soll so sehr Geist und so wenig Buchstabe seyn; es kömmt in allen Leistungen so viel auf die Gemüthsverfassung an,

und die Ansprüche, die man auf die Wirksamkeit des Amtes macht, sind mit Recht so groß: daß, wenn ein mal nach der guten Stunde eine böse und nach der reichen eine arme kommt, sich keine unglückseligere Lage denken läßt, als die des Geistlichen. Freylich kommt dem Redner der Religion hier sein Gegenstand zu Troste, wie sonst keinem andern, und man sollte sagen, bey geziemendem Vertrauen auf die göttliche Kraft des Wortes würde er gerade seine eigene Stimmung am wenigsten hoch anschlagen. Aber abgesehen davon, daß das Wort des Herrn auch nur dann zu wirken pflegt, wenn es in gehöriger Klarheit und Deutlichkeit vorgetragen wird: so ist schon das eine schwere Prüfung, Wahrheiten andern zum Segen darzustellen, von denen man jetzt selbst ungesegnet bleibt, und willkührlich wird man an des Apostels Wort erinnert: andern predigen und selbst verwerflich werden. Genug, in dem Maße uns der Beruf in den gesegneten Stunden theuer wird, in dem Maße fühlen wir uns in den kalten, geistlosen Zeiten gedrückt und unglückselig.

In einer solchen Stimmung hatte ich mich schon seit einer Woche befunden. Ob ich mich übler dem Körper oder der Seele nach befand, wußte ich nicht; — aber es war, als sey mir aller Geist genommen, kalt und leblos traten die Gedanken hervor, frühere Wendungen und Gedankenreihen, entbehrend der anfänglichen Frische, kamen wieder, und mit immer tieferer Wehmuth verließ ich den Lehrstuhl, als ich ihn bestiegen. Für die Amtsführung im Ganzen geben solche Erfahrungen allerdings Gewinn. Es ist zuweilen der Fall, daß ein Vortrag, unter solchen Umständen, in dem Drange eines tief gefühlten Bedürfnisses

gesprochen, den Segen doppelt an den Zuhörern beweiset, den er für den Sprechenden entbehrt. Das lehrt uns, daß das Wort Gottes mächtig ist und schärfer, wie ein zweyschneidig Schwerdt, wenn es auch von schwachen Lippen ertönt, und es stärkt den Glauben, daß alles Gute als ein freyes Geschenk von oben her betrachtet werden müsse. Und beydes führt uns dann zu der Demuth, ohne die der Geistliche kein wahrhafter Geistlicher seyn kann.

Durch solche Betrachtungen suchte ich mich zu trösten, als ich eines Sonntags am Abende mit innerer Wehmuth einen Blick auf die letzten Amtsarbeiten warf. Das arme, leere, geängstigte Gemüth demüthigte sich mit ihnen vor dem, der nach seinem Willen gibt und nimmt, und durch Geben und Nehmen unser Bestes fördert. Zufällig fiel mein Auge, als ich sinnend und in einer Art von geistigem Erwachen am Schreibtische stand, auf einen Grundriß von dem heiligen Lande, den ich ungern in einem solchen Zimmer vermisse. Das Anschauen der Gegenden, in denen der gewandelt, der unter den zahllosen menschlichen Leiden auch gewiß dieses durchempfunden, hatte mich schon oft getröstet und gestärkt. Mein Blick ruhte dieß Mal auf Bethanien. Du lieblicher Flecken, dachte ich, wie oft mag der Heiland müde des Treibens der Welt, und matt von dem Lehren eines so halsstarrigen Volks sich unter deinen Oehlbäumen und zwischen deinen Weingärten erholt haben! Jene Geborgenheit in der Einsamkeit einer herrlichen Natur, jene stillen Stunden im Kreise seiner vertrauten Freunde, auch jene Tage, kurz vor seinem Tode, als er sich Abends aus Jerusalem hieher zurückzog, und endlich jener selige Augenblick seiner Auffahrt — das alles

trat vor meine Seele. Alles durchempfunden! dachte ich weiter, alles, was unser Herz drückt und wornach unser Herz sich sehnt. Da war es auch, wo er sprach: Eins ist Noth.

Ich kann nicht beschreiben, wie dieses: Eins ist Noth, plötzlich meine Seele bewegte. Ich erinnere mich noch, wie es auf mich als Knabe wirkte, da ich es zum ersten Male hörte. Aber so hatte es noch nie auf mich gewirkt. Mit ungekannter Gewalt drang es in die Tiefen meiner Seele. Ja, so ist dir auch nur Eins Noth, in Freude und Leid, in reichen und armen Stunden, für dich selbst und für dein Amt.

In diesem Augenblicke fühlte ich die frühere Freudigkeit und den alten Muth wiederkehren. Hier, wie immer in höheren Dingen, war mit dem Bedürfniß zugleich die Befriedigung gegeben. Man kann mit Worten die Wonne des wiederkehrenden Lebens nicht schildern, die man in solchen Augenblicken empfindet. Es ist mehr wie die Freude über das Morgenroth, das nach langer, kalter Winternacht anbricht, wie das Frühlingsgefühl nach ödem Winter, wie das Entzücken beim Wiedersehen eines todt geglaubten Freundes.

Was ich auch beginnen mochte diesen Abend, das Wort des Herrn blieb der Mittelpunkt, auf den ich immer zurückkam. Am andern Morgen war es wieder mein erster Gedanke. Da faßte ich den Entschluß, morgen in der Betstunde die Geschichte vorzutragen, in der dieses Wort gesprochen ward, und sie mir selbst zu predigen. Es ist bey jeder Predigt leicht zu bemerken, ob sich der Redner künstlerisch in Verhältnisse versetzt, die eben jetzt seinem

Herzen fremd sind, und so die Rede nur eine äußere Beziehung habe, oder ob sie in die Reihe seines eigenen, innersten Lebens gehöre. Daher ist es so nothwendig, daß der Geistliche mit der Gemeinde lebe, damit ihr allgemeines Gefühl zu einer bestimmten Zeit sich lebhaft durch ihn ausspreche. In einer Betstunde will es sich überhaupt auch mehr geziemen, in einem nähern, vertraulichen Verhältnisse mit den Zuhörern zu seyn und freyer das Herz zum Herzen reden zu lassen, da es gewöhnlich nur die nähern Freunde der Kirche sind, die sich hier einfinden, und überhaupt die Feyerlichkeit und Größe des Gottesdienstes am Sonntage nicht Statt findet.

In der Nacht auf den Tag, wo Abends die Betstunde gehalten werden sollte, hatte es zum ersten Male gefroren. An allen Zweigen und Hervorragungen hing langer Reif. Es war, als ich Morgens heraus sahe, als wenn ein zweiter Frühling komme und die Natur im Nachblühen seye. Die Novembertage, in denen wir plötzlich das frische Winterantlitz zum ersten Male sehen, gehören zu den schönsten und erweckendsten des Jahrs. Doch diese äußere Frische war nur ein Bild von dem frischen Leben meines Herzens. Jenes Wort blitzte immer von neuem über mein ganzes Gemüth, und — wenn das Leben nur das ausgedehnte, ausgesprochene Gemüth ist — über mein ganzes Leben und in tausend Ereignissen fand ich es bestätigt. Bald erhob sich die Gemeinde vor meiner Seele, und es stellte sich mir mancher meiner jedesmaligen Zuhörer dar, wie für ihn gerade dieß Wort eine besondere Bedeutung gewinnen würde. Es gibt gewiß keinen zartern und himmlischern Umgang unter den Menschen, als den, welchen ein Pfarrer

mit seinen Gemeindegliedern pflegt, wenn er während der innern Vorbereitung auf seine Rede im Geiste diesen und jenen sieht und ihm gleichsam in die innerste Seele schaut. Alle persönlichen und äußeren Verhältnisse sind wie abgefallen von den unsterblichen Geistern, und es ist nur ein Verkehr zwischen Geist und Geist, zwischen Gemüth und Gemüth, wie er etwa jenseits seyn mag.

O, ihr köstlichen Stunden der Vorbereitung auf die Predigten, ihr unvergeßlichen Abend- und Mitternachtsstunden, ihr reichen begeisterten Morgenstunden, voll Freude, voll Gebet, voll Hoffnung, euer kann ich nicht anders als mit Dank gegen Gott gedenken! Ihr ragt aus meinem Leben, wie strahlende Sonnenhöhen, und so selig, wie in euch, bin ich in wenigen andern gewesen! Wenn ich die Bergesspitzen in meinem Leben suche, die das Frühroth meiner Kindheit und Jugend noch immer erhellt und vergoldet, indeß die Tiefen und Ebenen im Dunkel liegen, so finde ich sie in euch, Stunden der Demuth, des sich selbst Verlierens in eine ewige Wahrheit, der hingebenden Liebe zu meinem Herrn und meinen Brüdern. Euer werde ich jenseits nicht vergessen, wenn ich schon längst tausend andere vergessen habe, denn in euch ahnete ich ein Leben in Wahrheit und Liebe, wie es uns dort vollendet aufgehen wird! Den Gedanken geht es, wie den Menschen. Bey ihrer Geburt freut man sich ihrer am innigsten und reinsten. Die Begeisterung ist nie voller und höher, nie ruhiger und besonnener, nie stiller und friedevoller, als in dem Augenblick, wo sie vom Himmel in unser Herz herabsteigt, und mit ungehinderter Kraft sich in ihm entwickelt. Da erfährt man den Grund der Behauptung eines geistreichen

Mannes: die Predigt sey das Höchste, was ein Mensch leisten kann, und diese Ansicht thut sich in der demüthigen Furcht und der gläubigen Hoffnung kund, die sich in euch so lieblich bedingen. O kommt mir noch oft, ihr herrlichen Stunden und verliert nie an eurer Weihe und euerm Segen!

Es gibt wenige Menschen, die ein Pfarrer vor seiner Predigt sprechen darf. Er hat einen reinern, höhern Umgang mit seinen Brüdern gepflogen, und diesen Eindruck darf das alltägliche, unheilige Leben nicht verwischen. Das ist wieder ein Umstand, der auf die Eingezogenheit der Geistlichen hinweiset; oder auch, der eine andere Seite des Eins ist Noth darbietet. Darum brachte ich den Mittag und die folgenden Stunden in Gesellschaft der Meinigen zu und sahe nur einen vertrauten Freund.

Jetzt waren noch wenige Stunden bis zum Gottesdienste übrig. Das sind eigene Stunden. Ich möchte sie steigende Weihungen nennen. Sie haben nicht die glänzende Herrlichkeit des ersten Auffassens, aber es ist mehr Herrlichkeit der Demuth in ihnen, die sich auf menschliche Sorge und Schwachheit gründet. Im Gebet zeigt sich mehr Bitte, als Dank und Anbetung. Wenn sich in den ersten Stunden der Vorbereitung das Gemüth mehr in den Gegenstand verliert, so verliert sich hier die Wahrheit mehr im Gemüthe. Und so wird der Redende selbst zuerst durch sie geheiligt. Eins ist Noth! — Dir, dir insbesondere, für dein Leben bey dir selbst, für dein Wirken in der Gemeinde — das war es, was unaufhörlich in meinem Innern sprach.

Als ich hinaus sahe, gewahrte ich Flocken in der Luft.

Der erste Schnee! Winterblüthen, die nicht wie des Frühlingsblüthen von unten herauf sich erschließen, sondern von oben herab auf die Gesträuche fallen! Wenn an einem Wintertage, wo die Erde von Frost geschlossen ist, der erste Schnee so rein und weiß, wie ein Unschuldsgewand vom Himmel auf die Erde herabfällt, da denkt auch wohl der Weltliche an das Eine was Noth ist, wenn der Frost des Todes ihm die Augen geschlossen hat, und ginge er weiter, so würde es ihm klar werden, warum gerade im Winter, da die Natur todt ist, Christi Geburt gefeyert wird, und gerade im Frühlinge, wo sie so herrlich auflebt, Christus starb.

Es wurde in die Betstunde geläutet. War es Euch, meine Brüder, nicht auch zuweilen bey den ersten Anklängen des feyerlichen Geläutes, das Euch und Eure Gemeinden ins Gotteshaus rief, wie es vielleicht den Gläubigen seyn wird, wenn die ersten Klänge der Posaunen des Weltgerichts sie rufen und sie nun aufstehen und dem großen Tage entgegen gehen, im Glauben an ihren Herrn, aber in Beschämung über ihre Schwächen und Sünden?

Wunderbar erregend hallten die Glockenschläge durch die nächtliche Stadt. Die Thüren öffneten sich an den Nachbarhäusern, und die Kirchengänger zogen die Straße hinab, durch Nacht und Schnee zum Tempel des Herrn.

Die Abendgottesdienste haben viel Anziehendes. Außer dem Traulichen haben sie etwas Gesammeltes, und so bilden sie den Uebergang aus der Tempel-Andacht zur Haus-Andacht. Der Feyerabend ist da. Das lästige Gewirre des Tages verläuft sich; man will sich noch einmal gemeinschaftlich erbauen; auch der Arme und der gern in

den heiligen Augenblicken der Andcht ungesehen bleiben möchte, nahen sich zutrauensvoll, und das verkündete Wort bildet sich sinnlich in dem Licht ab, das die Dunkelheit der Nacht erhellt.

Ein großes, freudiges Gefühl durchdrang mein Innerstes, als ich in das erleuchtete Gotteshaus trat. Die vielen Lampen von allen Seiten vereinigten sich mit dem strahlenden Kronenleuchter in der Mitte und warfen auf die stille, andächtige Menge eine Verklärung herab, in der man die Gemeinde des Herrn gern sieht. Eine versammelte Gemeinde erscheint überhaupt Abends in einem andern, höhern Glanze als bey Tage; vielleicht schon darum, weil alsdann der Einzelne mehr übersehen wird und das Ganze hervortritt, und die von den Pfeilern und Emporkirchen hingeworfenen Schatten dem Eindruck einen Ernst geben, den er bey Tage entbehrt.

Die Gemeinde versammelte sich unter dem vorbereitenden Spiele der Orgel, das so recht wie sanfte Abendmelodie, sammelnd und beschwichtigend in die Versammlung herabfloß. Man sang darauf das bekannte Abendlied:

Ach, mein Jesu, sieh, ich trete,
Da der Tag nunmehr sich neigt ꝛc.

Unter diesem Gesange trat ein Leichenzug herein, der von dem Grabe einer Großmutter und ihres Enkels kam. Die lange Reihe von Männern und Frauen in weiten Trauermänteln, und das durch den Gesang hörbare Schluchzen der Leidtragenden ergriff in dieser Abendversammlung die Gemeinde mehr, als sonst wohl zu geschehen pflegt.

Mit dem Bewußtseyn, das Eine, was Noth ist, mehr zu bedürfen, als alle, denen ich es verkündigen sollte, trat

ich auf den Redestuhl. Wie theuer war mir die alte Sitte der Geistlichen, beym Auftritt vor der Gemeinde still um die Mittheilung des heiligen Geistes zu bitten! Der Gesang schwieg. Nach einem kurzen Gebete begann die Rede also:

Das Gebet war das Erste, wozu sich meine Lippen öffneten. So ziemt es sich, daß der Mund, der über heilige Dinge zu so vielen Menschen reden soll, zuerst Den anrede, der zu Allem die Weihe verleihen muß. Aber nun wende ich mich zu Euch, und mein erstes Wort an Euch sey eine Frage, die diesem Orte und dem Gegenstande unsrer gemeinsamen Betrachtung ziemt. In welcher Stimmung, meine Freunde, seyd Ihr hergekommen? Ich weiß wohl, was die Erde gibt und in welcher Stimmung sich das Herz in der Welt befindet. Ich weiß wohl, daß Hunderte sich aus den Geschäften und ihren Verdrießlichkeiten, und Hunderte aus den Gesellschaften und ihren Armseligkeiten, und abermals Hunderte aus den Werkstätten und ihren Mühseligkeiten sich hierher begeben haben. Wie habt Ihr Euern Fuß bewahrt, da Ihr heute zum Hause des Herrn ginget? In welcher Verfassung befindet sich jetzt Euer Herz? Darauf kommt es bey Allem an, was diese stille Abendstunde Euch geben soll. Hat die Dunkelheit des Abends und die Ruhe der Feyerstunde nach des Tages Unruhe und Streit Euer Gemüth gesammelt? Hat die erste Erscheinung des Winters, die ihr im Hergange beobachtet, Euch ernster und reger gestimmt? Hat der Anblick dieses in nächtlicher Finsterniß erhellten Gotteshauses Euch an seine Bedeutung gemahnt? Hat das uralte Abendlied Euch an die tausend bewegten Herzen

Eurer Väter erinnert, von deren Lippen es weiland geströmt, und zu Euch gekommen ist, als ein theueres Vermächtniß aus ihren frommen Abendstunden? Hat der schwarze Leichenzug Euch die Empfindungen zurückgerufen, die auch Euch früher hier erfüllt? Mit Einem Worte, sucht Ihr hier das Eine, das Noth ist? So seyd willkommen. Aber prüft Euch!

Doch, — fuhr ich fort — vielleicht seyd Ihr noch nicht in dieser Stimmung, aber Ihr wolltet sie hier gewinnen. Ach, es wird uns oft so schwer, die rechte Verfassung des Herzens in der Welt und im Hause zu gewinnen, und wir eilen denn in des Herrn Haus, um sie hier zu empfangen. Aber auch hier ist Gebet das einzige Mittel, sie zu gewinnen. Habt Ihr gebetet?

Im Ganzen, hieß es denn ferner, kommt es auch zunächst darauf an, in welcher Stimmung wir uns während des Gottesdienstes und nach demselben befinden; und oft besteht der Segen eben darin, daß die Stimmung nach dem Gottesdienst recht verschieden ist von der vor demselben, und durch den Gottesdienst geschieht eben der segensreiche Uebergang.

Damit wandte ich mich zu demjenigen Theile der Versammlung, der von den Gräbern hereingekommen. Ich wünschte, daß der bittere Schmerz sich im Gotteshause zur sanften Wehmuth gestalten möge. Der Trost des Evangeliums nehme den Schmerz nicht aus der Seele, aber er mildere und weihe ihn durch eine große Hoffnung. Das sage ihnen ja auch der außerordentliche Umstand bey diesem Begräbniß. Eine alte Großmutter im Sarge, die ihren Enkel im Arme habe. Die Mutter war

unlängst gestorben. Nun habe die im Tode nicht erkaltete Liebe des Mutterherzens den verwais'ten Säugling zu sich gerufen, und die alte, lebensmüde Großmutter sey von dem Gott der Liebe bestimmt, das Kind an das verklärte Herz der Mutter zu bringen. O, rief ich aus, nennt es Zufall, Ihr Klugen der Welt, daß es sich also ereignete; ich nenne es weise, zarte Anordnung der ewigen Liebe, die uns gleichsam im Bilde zeigen wollte, wie reich sie in ihren Gaben ist.

Hier schien der Punkt zu seyn, wo die gerührten Gemüther auf das Ewige gewiesen werden mußten. Nun denn, fuhr ich fort, so laßt uns der ewigen Liebe Raum geben, damit an uns allen ihr höchster Wille in Erfüllung gehe. Eins ist Noth, das hat der gesagt, der am Kreuze für dieß Eine starb, und es uns geben will. Laßt uns vernehmen, wo und wie er es gesagt, damit wir verstehen, wie er es heute bey uns wiederholt.

Ich schlug die Geschichte der Unterredung Jesu mit Martha und Maria auf und las sie vor. Dann begann ich, unbekümmert um die engen Vorschriften der Neuern, nach Weise der alten Väter der Kirche die Geschichte in ihren einzelnen Zügen durchzugehen und Eins und das Andere zu erörtern, das jetzt nützlich seyn könne. Ich redete frey. Das Gemachte und Vorbereitete erweiset sich in seiner Kälte nirgend klärer, als in solchen Reden. Freylich mag die Rundung und Zierlichkeit der Sprache dabey einbüßen; allein die Gewalt der Rede und die hinreissende Kraft des gegenwärtigen Gefühls ersetzt diesen geringen Verlust. Wenn das Herz erfüllt ist von einer Geschichte, wenn man nicht versäumt hat, früher die rechte, geweihte

Stimmung zu suchen, und wenn der Redner mit sich selbst und den Bedürfnissen der Gemeinde vertraut ist: so muß auch heute auf diese Weise noch wirken, was Jahrhunderte so segensreich gewirkt hat.

Schon das erste Wort der Erzählung: „da sie wandelten," fesselte den Zug nach dem Hauptgedanken. Der Zusammenhang dieser Geschichte in der letzten Reise unsers Herrn gen Jerusalem wurde aufgewiesen. Wie von selbst entstand ein Gemälde von dem Wandeln Jesu auf Erden, von dem Glück der Jünger, und von den Bewegungen im Volke. Das waren die schönsten Tage unserer Erde, als der Sohn Gottes auf ihr wandelte. Und wer stimmt bey ihrer Betrachtung nicht gern in den Wunsch des geistreichen Dichters:

O hätt' auch damals ich gelebt,
Als Er auf Erden wallte,
Auch meine Thräne ihm gebebt,
Als Lob und Dank ihm schallte!
Getrost hätt' ich Ihn angeblickt
Und Ihm die Segenshand gedrückt!

Wir begleiteten den Herrn auf seinem Wandeln nach Bethanien, dem stillen Flecken bey der geräuschvollen Hauptstadt, zu dem man den Oehlberg herauf kam; der rings von Weinbergen umgeben war, und in dem eine von den stillen Familien im Lande wohnte, die Jesus zu dem Heiligthum seiner Erholungsstunden geweiht hatte. Wir kamen an die Stelle: „Da war ein Weib mit Namen Martha, die nahm ihn auf in ihr Haus." Diese Stelle forderte, von dem frommen Familienleben zu handeln, und vor allen die Hausfrauen anzureden, die den

schönen Beruf haben, den Herrn in das Haus aufzunehmen. Die Geschichte führte uns darauf zu dem Verhältnisse der beyden Schwestern, Martha und Maria, zu denen noch der Bruder Lazarus kommt. Aufgemuntert durch den Eingang, den die erste Ermahnung an die Hausmütter gefunden zu haben schien, redete ich jetzt die Geschwister an, und warnte sie vor dem gewöhnlichen Falle, daß Geschwister, eben weil sie sich so nahe sind, wähnen, es sey ihnen alles gegen einander erlaubt, und bauend auf die Bande des Bluts sich um die Bande der höhern Liebe nicht bekümmern. O Ihr, rief ich aus, die ihr unter demselben Herzen das Leben empfangen, und von derselben Liebe groß gezogen seyd, würdet Ihr dem Herrn, wenn er Euch besuchte, einen solchen Anblick geben können, wie er ihn zu Bethanien hatte?

Nun sahen wir Maria, die Stille, Andächtige, zu Jesu Füßen sitzen, und vergegenwärtigten uns die Stunden, wo auch wir da saßen, und fühlten uns gedrungen, sie die seligsten des Lebens zu heissen. Dann kamen wir auf die Verschiedenheit der Schwestern. „Martha, die sich viel zu schaffen machte, Jesu zu dienen, trat hinzu und sprach: Herr, fragst du nicht darnach, daß mich meine Schwester läßt allein dienen? Sage ihr doch, daß sie es auch angreiffe.“ Nach einer kurzen Bemerkung über das Licht, welches dieser kleine Zug über die Art des Umgangs der Freunde mit Jesu verbreitet, gingen wir in den Gegensatz der Gemüthsbeschaffenheit beyder Schwestern ein. Beyde Jüngerinnen des Herrn, beyde lebend das höhere Leben einer heiligen Liebe; aber die eine thätig, die andere ruhig, die eine nach außen, die andere nach innen wirkend, die eine feurig, die andere sanft. So theilen sich überhaupt die

Menschen. Die Art und Weise unsers Lebens ist schon bey unserer Geburt angelegt. Aber das soll nirgend die Liebe stören. Jeder sorge nur, daß seine Art geheiligt werde, und hüthe sich vor dem vergeblichen und gefährlichen Hinübergreifen in eine fremde Art des Seyns. Das ist eben die Herrlichkeit im Reiche der Gnade, wie im Reiche der Natur, daß das Leben in so großer Mannigfaltigkeit sich bewegt, und doch in allen nur Ein Leben ist. Alle Freundschaften, die durch Jahrtausende ihren Namen fortgetragen haben, beruhten neben der Einheit auf dieser Verschiedenheit und wurden wohl durch dieselbe erst das, was sie geworden. So kann man sagen, daß in des Herrn Gemeinschaft das eben zum Grunde der innigsten Verbindung wird, was in der Welt die Menschen aus einander hält und sie feindlich sich gegenüber stellt.

Endlich kamen wir zu dem Mittelpunkt, zu dem, was man die Seele dieser Geschichte nennen kann, „Jesus sprach: Martha, Martha, Du hast viel Sorge und Mühe. Eines aber ist Noth. Maria hat das gute Theil erwählt, das soll nicht von ihr genommen werden.“ Durch die Gedankenreihe, die sich so eben entwickelt hatte, waren wir aus dem frühern Ton der Ermahnung in den der ruhigen Auseinandersetzung gekommen. Aber hier galt es nun den Hauptpunkt unsrer Betrachtung und die Hauptsache des Christenthums. Jetzt mußte alles angewendet werden, um hier die gehörige Klarheit hervorzubringen. Ich hub an:

Laßt mich Euch ein Gleichniß erzählen. In grauer Urzeit, als es noch nicht lange war, daß die Menschen erschaffen, und sie noch vieles nicht kannten, was uns zur täglichen Gewohnheit geworden, wünschten sie die Zeit zu

theilen. Und der Eine zählte die Stunden nach Hunger und Durst: aber das war eine ungewisse Rechnung. Der Andere maß sie nach der Entfernung der Ortschaften: aber das gab für verschiedene Menschen eine verschiedene Dauer. Der dritte urtheilte nach dem Laufe des Wassers; aber das war nur augenblickliche Hülfe. Als die Menschen nun so in Verlegenheit waren, trat ein Mann Gottes auf, öffnete seinen Mund und sprach: Ihr Männer, lieben Brüder, Gott sprach bey der Schöpfung: Es werden Lichter an der Feste des Himmels, die da scheinen Tag und Nacht und geben Zeichen, Zeiten, Tage und Jahre. Da es nun Mittag war, wies er sie zur Sonne hinauf und sprach: Jetzt ist es Mittag, denn die Sonne steht am höchsten. Und da es Nacht ward, wies er sie abermal gen Himmel und sprach: Jetzt ist es Mitternacht, denn die Sterne haben darnach ihren Stand. Deß verwunderten sich die Menschen. Er aber gab ihnen die Lehre und sprach: Lieben Brüder, man kann nur am Himmel sehen, welche Zeit es auf Erden ist.

Meine Zuhörer, fuhr ich fort, was die Zeit in den Dingen der Welt ist, Regel, Maß und Gesetz, das bedürfen wir auch in den ewigen Angelegenheiten unserer Seele. Aber auch bey ihnen kann man nur am Himmel sehn, welche Zeit es auf Erden ist. Außer dem sichtbaren Himmel gibt es auch einen unsichtbaren. Jesus Christus ist an ihm die Sonne der Gerechtigkeit. Durch ihn können wir lernen das Eine, was Noth ist. Was Maria that, ihre Gesinnung und ihr Genuß, ist das Eine, was Noth ist. Zu Jesu Füßen saß sie und sahe zur Sonne der Gerechtigkeit auf: da entschwand ihr die Welt, da hatte sie

Frieden im Herzen, Vergebung der Sünde, Kraft und Anweisung zum Guten, und Hoffnung des ewigen Lebens. Dieser Glaube an den Herrn, aus dem sich Friede der Seele, Liebe und Hoffnung entwickeln, diese stille Andacht, diese freudige Hingabe, diese Verleugnung seiner selbst und diese Entsagung der Welt, dieses selige Opfer des Herzens: das ist das Eine, was Noth ist. Ich bedarf nicht vieler Gesetze und einer lästigen Menge von Vorschriften, die das Herz zerstreuen und doch nicht fördern. Nur Eins ist Noth. Habe ich dieß Eine, so habe ich in Einem Alles: Licht für meinen Geist, Trost für mein Herz, Kraft für mein Leben. Dieses Eine ist das Reichste und Höchste, das Allgemeinste und Besonderste, das Leichteste und das Schwerste. Aber dieses Eine ist auch wahrhaft Noth! Mehr wie Liebe dem hülfslosen Kinde, mehr wie Arzney dem Kranken, mehr wie Brot dem Gesunden, mehr wie Gesetz, Regel und Zeit dem Arbeitenden, ist unsrer Seele dieß Eine Noth. Wer nicht fühlt, daß dieß Eine ihm Noth ist, gleicht einem Bettler, der vom Reichthum, und einem Lahmen, der vom raschen Laufe träumt. Wir müssen erwachen, meine Brüder! wir müssen uns selbst kennen lernen, wir müssen eingestehn, das Eine ist Noth. Es ist und bleibt uns ewig Noth; von der Stunde der Geburt bis in Ewigkeit bleibt es uns Noth, es ist das Bedürfniß jedes Augenblicks, es sey das Gebet jeder Stunde, und die Gabe jedes Tages! Wer es nicht erlangt, entbehrt das Höchste, entbehrt es in der Stunde des Todes, entbehrt eine ganze Ewigkeit hindurch, was sein unsterblicher Geist verlangt und ersehnt. Die Zeit eilt, die Stunden fliehen, das Leben läuft ab: wir müssen erwachen!

Zufällig schlug in diesem Augenblicke die Kirchenuhr mit lauten und starken Schlägen sechs. Ich schwieg betroffen. Eine ängstliche Stille lag auf der Versammlung.

Das war der Ruf des Todes, sprach ich; das war der Puls der Zeit, das war die Stimme einer scheidenden Stunde des Lebens. Eins ist Noth, ihr sterblichen Menschen! Laßt uns das gute Theil erwählen, das nicht von uns genommen werden soll. Amen.

Die Gemeinde stand auf. Wir waren alle in der rechten Verfassung zu einem gemeinsamen Gebet und trugen dem Herrn die allgemeinen und besondern Bedürfnisse vor. Zum Schluß wurden einige Verse aus dem unvergleichlichen Liede: Eins ist Noth, gesungen, in denen die Gemeinde gleichsam bekräftigend den Vortrag wiederholte.

Das Gefühl, in dem ich mit der Menge aus der Kirche ging und durch die winterliche Nacht nach Hause eilte, will ich nicht zu beschreiben suchen. Ich war gewiß, nicht ohne Segen geredet zu haben, denn ich trug das Unterpfand in meinem eigenen Herzen. Aber ich dankte dem Herrn, daß die Betrachtung seines Worts im Stande sey, dem Geistlichen nach der bösen, leeren Stunde wieder eine gute zu geben.

6.

Das Fest der heiligen drei Könige.

Ziemt es sich, meine Zuhörer — so redete ich die Gemeinde am Tage der heiligen drei Könige an — ziemt es sich, da wir in jedem Jahre so viele kirchlichen und vaterländischen Feste feyern, grade das Fest zu übersehen, in dem beyde Reihen sich vereinigen, und das eben so sehr kirchliches als vaterländisches Fest ist? Ich meine, das Fest der Bekehrung unserer Väter zum Christenthume.

Vor einer Stunde sahen wir das glänzende Schauspiel der schwindenden Winternacht, und des kommenden Tages. Wen hat nicht der Anblick des goldenen Morgenrothes erfreut, das dem heutigen Tage aufging, und das noch durch die bunten Scheiben unserer alterthümlichen Kirche vom Himmel zu uns hereinleuchtet. Der christlichen Kirche in unserm Vaterlande, dem hellen Sonnentage des Evangeliums ging ein solches Morgenroth vorher. Und wenn wir jenes alltäglich mit Freude betrachten, ziemt es sich dann nicht, alljährlich in Mitten der Gemeinde sich dieses höheren, geistigen Morgenrothes zu erinnern? Der heutige Tag, an dem der Geschichte gedacht wird, wie die Erstlinge der Heiden bey dem neugebornen Heilande erschienen, ist viele Jahrhunderte hindurch der Tag des Lichtes geheißen worden, und überall, wo er gefeyert wird, freut man sich, daß die Stellvertreter der heidnischen Welt,

so frühe bey dem Könige Israels sich eingefunden. Aber eine Betrachtung hat nur dann Leben, wenn wir jede große allgemeine, die ganze Welt umfassende Angelegenheit in der nächsten Beziehung auf uns erwägen, und so die allgemeinen Verhältnisse durch unsere eigenen hindurch erblicken, und diese in jenen gegeben finden. Darum müssen wir den Tag des Lichtes als einen Tag unsers Landes ansehen, und die Erscheinung Christi für die heidnische Welt als eine Erscheinung Christi in unserm Vaterlande preisen.

So sey uns denn das heutige Fest ein Heidenfest, an dem wir die Bekehrung unserer Väter vom Heidenthum zum Christenthum feyern.

Auf diese Weise hatte ich eine Feyer eingeleitet, an die ich seit langer Zeit mit begeistertem Vorgefühl gedacht, wenn ich einen Blick in die Vorzeit der christlichen Kirche warf, oder an merkwürdigen Stellen der Geschichte unserer Gegend stand, oder das neu erwachende Leben des Glaubens in unserer Zeit betrachtete. Eine solche Feyer hat einen noch unbenutzten Reichthum an Aufforderungen zum Dank, zur Freude und zu neuem Eifer, und ein Herz, dem Kirche und Vaterland theuer sind, muß in ihr eine Fülle heiliger Beziehungen finden.

Hat in Euch, liebe Leser! diese Einladung nur einen Theil der Aufmerksamkeit angeregt, die sich in der Gemeinde befand, so werdet Ihr mir erlauben, daß ich den Gang unserer Betrachtung Euch mit Wenigem nachzeichne.

Um den Gegenstand des Festes in der Gründlichkeit und weltgeschichtlichen Tiefe aufzufassen, welche der christlichen Darstellung eines einzelnen Ereignisses ziemen, mußten wir uns in jene Zeiten der Verheissung versetzen, in

denen die Welt sich in Juden und Heiden theilte. Wir mußten uns erinnern, daß in den hohen Weissagungen der Propheten derjenige, den man als den Trost Israels ersehnte, auch als das Licht der Heiden verkündigt, und so der Erwartung eine die ganze Menschheit betreffende Größe gegeben wurde. Wir mußten auch einen Blick auf die heidnische Welt werfen, und hier einige, wenn gleich dunkele Hinweisungen auf den Heiland berühren, der vom Himmel kommen soll. Dann verweilten wir bey der anziehenden Geschichte des Festtages, und betrachteten die Erscheinung der Weisen aus dem Morgenlande vor dem gebenedeyten Kindlein. Darauf gedachten wir jener merkwürdigen Versammlung, in welcher zwey Apostel sich zu Heidenbothen weiheten. Von den ersten herrlichen Anfängen, und den großen, weithinreichenden Wirkungen, die ihr Eifer bereitete, kamen wir auf die alten Sagen über die Verkündigung des Evangeliums in unsern Gegenden, auf den Muth und die Heldenkraft unserer ersten Heidenbothen, auf die Verfolgungen und den Tod, den sie erlitten, und auf die freudige Annahme der frohen Bothschaft von dem erschienen Gottessohne, die sie in einigen Gemüthern fanden, und so von der Menschheit zu dem Volke, von dem Volke zum Stamm, von dem Stamme zu unserm Thale fortschreitend, bemerkten wir endlich, wie grade in ihm, wo vor Zeiten drey Götzenhaine gestanden, nun die Thürme dreyer christlicher Gotteshäuser emporragen.

Alsbald vergegenwärtigten wir uns die unzähligen Vorzüge, die grade unser Volk aus diesem Ereigniß empfangen, wie die Wälder gelichtet, und die Sitten gemildert, wie die Sümpfe bebaut, und das Leben verschönert

worden, und wie selbst unsers Tempels kreuzförmige Bauart, die waldartige Dämmerung und die geheimen Schauer, die das Nahen des Unbegreiflichen verkündigen, ein stehendes Bild der Gemüthsverfassung unserer Vorfahren sey. Vor allen erhob sich unser Herz, als wir erwogen, wie erfreulich es sey, in einer Gegend zu wohnen, in der schon länger als ein Jahrtausend Christen gewandelt, Christenlieder erschollen, Christengebete emporstiegen, und Christenwerke geübt seyen, und wie sehr es uns ermuntere, solch ein Vaterland als ein ehrwürdiges und geheiligtes Land mit besonderer Ehrfurcht und Liebe zu betrachten, und wie viel Trost es gewähre, einem Volke anzugehören und von Vätern entsprossen zu seyn, unter denen gewiß Tausende schon auf Erden ein seliges Leben geführt, und jenseits den Lohn des Glaubens empfangen haben.

Jene geschichtliche Betrachtung und diese Beherzigung brachten uns dann endlich zu der Einsicht, daß man das Gedächtniß solcher großen Wohlthaten mit dem aufmerksamen Nachdenken über das fortgehende Werk des Herrn feyern müsse. Die Erscheinung Christi in unserm Lande ist nur ein einzelner Punkt in der Linie, die in vielfachen Beugungen und Abweichungen die ganze Erde umläuft. In Jerusalem fängt sie an; seitdem ist sie immer im Vorrücken gewesen, auch in unsern Tagen bricht mit ihr die neue Zeit in fernen Welttheilen an, und nicht ruhen wird das Werk, bis es vollendet, und die Erde voll ist von der Erkenntniß der Ehre des Herrn. Sollte uns denn bey dem Andenken an den Aufgang der Wahrheit in unserm Lande nicht besonders der Aufgang derselben in unserer Zeit nahe liegen, und sollten wir nicht die Männer ehren,

und ihre Arbeit fördern, die Vaterland und Freunde, alte Gewohnheit und Bequemlichkeit verlassen, und an rauhen Seegestaden, in unbebauten Inseln, in Wäldern und Wüsten den Namen des Herrn verkündigen? Freilich darf uns diese Theilnahme nicht von uns selbst entfernen, sondern sie soll uns vielmehr mit dem freudigsten Gedanken gegen Gottes Huld erfüllen, die uns so frühe zu Theil geworden, und uns begeistern, das Werk des Glaubens in uns selbst fortzusetzen, damit das Heidnische, das sich noch in jedem Menschen und in jedem Hause findet, hinweggethan, und so der Eine wichtigste Beruf im Leben der Völker und des Einzelnen, der ohne unser Zuthun von aussen an uns begonnen, mit Bewußtseyn innerlich in uns vollendet werde.

Das waren die Festgedanken, in denen ich der Gemeinde die Feyer meines Herzens darzustellen suchte.

Oft hatte ich die alte, ehrwürdige Kirche, mit einem eigenen Gefühle der Ehrfurcht betrachtet, aber nie mit dieser kindlichen Anhänglichkeit, und dieser demüthigen Verehrung, die ich nach der Predigt empfand, als die Gemeinde dieser Zeit sich entfernt hatte, und ich allein stand in dem Werke alter Zeit, und unter den Denkmählern verschollener Tage, aus denen nur noch eine dunkele Kunde zurückgeblieben ist.

Das empfand ich am Nachmittage noch vielseitiger und ruhiger, als ich in der Kirche die Ankunft einer Taufgesellschaft erwartete. Ich wanderte durch die Hallen und Kreuzgänge. Ich blickte zu den gemahlten Fenstern auf. Ich betrachtete die Leichensteine unter meinen Füßen, deren Schrift durch den Gang der Jahrhunderte schon abgetreten ist. Ehe diese Kirche hier stand, dachte ich, wie

mancher deiner Väter mag über diese Stelle seinen Weg zu Jagden, Kriegen und Götzenmahlen genommen, und eine Ahnung in sich getragen haben, zu der er das Wort nicht einmal kannte. Als diese Kirche vor vielen Jahrhunderten erbaut wurde, wie werden die Werkleute, die Geistlichen, die Anwohner sich des christlichen Tempels gefreut, und des Segens gedacht haben, den kommende Geschlechter empfangen würden. Wie wenige christliche Vorfahren mochte das erste Kind zählen, das hier getauft wurde! Wie viel heidnischer Brauch mochte sich noch auf der ersten Hochzeit finden, zu der hier die Trauung Statt fand! Wie oft mochte der erste Todte, der hier begraben ward, noch Heidenfamilien in seinem Leben gesehen haben! Ich dachte an die folgenden Zeiten; an die Priester, die dort am Altare gekniet, an die vielen Geschlechter der Menschen, die auf diesen Sitzen geweint und gebetet, und die Hoffnung des ewigen Lebens empfunden hatten. Wie viel Zeiten von Volkesnoth aller Art, Zeiten der Pest, des Krieges und der Hungersnoth, haben ihre Klagen in diesen Hallen ausgeschüttet! Wie viel menschliche Ansichten und Weisen sind in diesem Tempel genannt und gehegt, sind in ihm erschienen und neu gewesen, und in ihm daran gegeben und alt geworden, bis endlich er selber, ein alter Bau, einsam unter den neuen Tempeln anderer Zeiten dasteht! Ist es doch uns Nachkömmlingen, wenn wir in ihn hereintreten, als wenn wir aus unserer Zeit ausgingen, und die in dunkele, dämmerige, schauerliche Vorzeit hinabstiegen. Dort hängt ein Ueberbleibsel aus der Heidenzeit, wie man sagt. Es ist schön, in solch einem christlichen Tempel auch ein Ueberbleibsel aus

jenem Glauben zu sehen, der durch die Verkündigung des Evangelii unterging. Es hängt da, wie ein Siegeszeichen der Predigt vom Kreuze. Auf dieselbe Weise mahnt es uns immer freundlich an den Tempel zu Jerusalem, wenn wir in einem alten Gotteshause die dreyfache Eintheilung in Chor, Schiff und Vorhalle finden.

Dieser Gedanke führte mich auf eine Vergleichung des Christenthums mit Heidenthum und Judenthum, in der ich unterbrochen wurde, als die Gesellschaft mit dem Täufling sich dem großen Taufsteine am Haupteingange der Kirche nahete.

Der Kirchner hob die eherne Bedeckung ab, eine große, steinerne Wanne mit dem Taufwasser lag vor uns. Ich fragte nach dem Namen, welcher dem Täuflinge beygelegt werden sollte, und wurde überrascht, als ich den gemeinschaftlichen Namen der Brüder vernahm, die in dieser Gegend die ersten Heidenbothen gewesen. Unwillkührlich wurde ich an die Bedeutung des Tages erinnert, und fuhr in der so eben abgebrochenen Betrachtung fort, und begann die Taufrede also:

Dieses Kind ist zur Taufe hergebracht. Durch die Taufe soll es ein Christ werden. Ein Christ seyn, und ein neuer Mensch seyn, wird überall in der heiligen Schrift für dasselbe gehalten. Das Christenthum trägt überall das Gepräge des Neuen, und immer wird es das ewige Neue, nie Alte seyn, bis keine Zeit, also auch kein Altes und Neues mehr ist. Indeß wenn das Christenthum das ewige Neue ist, so müssen wir uns wohl hüten, an fortgesetzten, endlosen, irdischen Wechsel zu denken. Ist es das Neue, so ist es auch das Eine. Man muß das

Christenthum als das ewig Neue, und doch auch als das immer Eine ansehen. Was folgt daraus? Dem Neuen und Einen steht das Alte und Vielfache entgegen. Vernehmt diese wichtige Wahrheit in den Worten der Schrift ausgesprochen: Christus hat aus zweyen Einen neuen Menschen in Ihm selber geschaffen und Friede gemacht. Diese zwey sind die Alten, die dem Einen Neuen entgegen stehen — Heidenthum und Judenthum. Wie wunderbar wiederholt sich diese Führung des ganzen Menschengeschlechtes in jedem einzelnen Menschen! Auch der Mensch, der als Christ ein neuer und in sich einiger Mensch wird, geht aus einem alten zwieträchtigen Zustande heraus. Jeder Mensch hat etwas Heidnisches in sich, das Fleisch herrscht in ihm, und er ist den Naturgewalten anheim gegeben. Jeder Mensch hat das Wesen des Judenthums in sich, ihm wird das Gesetz gegeben, und er fühlt sich demselben unterthan. Glücklich der Mensch, dem beydes alt wird, in dessen Herzen Friede gemacht, und der zu einem neuen einigen Menschen in Christo erschaffen wird! Der Glaube erlöset ihn aus der Gewalt der Natur, und von der Bürde des Gesetzes; der Glaube schlägt die Fesseln der Sinnlichkeit auseinander, und die Knechtschaft des Gesetzes hört auf. Dieses Glück schenkt dir die Taufe, theurer Säugling, und durch das Bad der Wiedergeburt und der Erneuerung des heiligen Geistes wird dir jener Friede zugesagt, noch ehe die Trennung in dir begonnen ist. Auch in Dir will Christus aus zweyen Einen neuen Menschen in Ihm selber schaffen. Der Geist unsers Herrn Jesu Christi sey mit deinem Geiste! Amen!

Damit waren wir zu dem Augenblick gekommen, in dem das heilige Sacrament der Taufe an dem Täuflinge vollzogen werden sollte. Der Vater hielt ihn über der Taufe, die Umstehenden verharrten in stillem Gebete, und der Geistliche sprach die geweiheten Worte der Kirche.

Als die heilige Handlung vollzogen war, begleitete ich die Taufgesellschaft in das Haus der Aeltern. Es waren fromme und gebildete Menschen, mit denen ich gern die übrigen Stunden des Festtages verleben mochte. Wir begrüßten die harrende Mutter, die in stillem Entzücken das Kindlein vom Altare an ihre Brust, von einem höheren Mutterherzen an das ihrige zurück empfing. Der Gedanke der Taufrede wurde ihr mitgetheilt, und wir sprachen den Wunsch aus, daß an ihrer glaubens- und liebevollen Brust der neue Mensch schon im Voraus den beyden *alten* einen Vorsprung abgewinnen, und gleich zu Anfange schon zuvorkommen möchte.

Ach, was die Mutter betrifft — rief der Vater mit einem Blick unaussprechlicher Zärtlichkeit aus, so ist sie außerdem nie unter dem Gesetze gewesen, es ist ihr besser geworden als dem Vater, aber dafür wird sie auch den Knaben unter dem Gesetze nicht zu handhaben wissen.

Desto besser, rief der geistvolle Switbert aus. In edeln Frauen wohnt des Volkes Herrlichkeit ja immer am treuesten.

Man fragte ihn, wie er das meine.

Ich will es Euch sagen, fiel Ewald ein, denn er würde sich doch schämen, es selbst zu sagen, in dieser Gesellschaft. Er meint, der neue Mensch behalte in den Frauen immer etwas Heidnisches, wie in uns immer etwas Gesetzliches.

Ist das auch rechte Gevatterliebe? entgegnete jener. Seine Deutung beweiset wenigstens an ihm selber, was er von den Männern sagt.

Das Auslegen ist Priestergeschäft, sagte ich, Switbert preiset des deutschen Volkes Glück an unsern Müttern. Wie jenes überspringen sie zuweilen die zweyte Stufe, und werden Christen, ohne des Gesetzes Arbeit durchgekämpft zu haben, die wir leider nachholen müssen.

Wohl, fügte der Vater hinzu. Eben darum sind sie so herrliche, ja einzige Erzieherinnen, und bey dir, holder Knabe, soll der Vater auch nur dann nachhelfen, wenn du deines Volkes und deiner Mutter Weise verlassen willst.

Die Mutter wollte an so feyerlichem Tage mit diesen Spitzfindigkeiten nichts zu thun haben, und sandte uns in den Saal hinab, damit wir durch einige Erfrischungen aus Zukunft und Vergangenheit wieder zur Gegenwart gelangen möchten, die dem Christenthum doch, meinte sie, so ganz eigentlich gehöre. Im Saale war eine größere Gesellschaft, und die Bemerkung einer Frau, wie es bey dem Einbruch der Heiden gestanden (eine bildliche Redensart in dieser Gegend, die eines Kindes Geburt bezeichnet), brachte uns schnell auf den Gegenstand des Tages zurück. Manche Sage aus der Zeit der Bekehrung unserer Väter, von Karl dem Großen und seinem gewaltsamen Wirken, und der stillen, vorbereitenden Arbeit der frommen damahligen Heidenboten aus England wurde erzählt. Am längsten verbreitete sich das Gespräch über diejenigen Stellen des Landes, an denen geschichtliche Erinnerungen aus jenen Zeiten fortleben. Inzwischen schien das Abendroth frisch durch die zugefrornen Fenster, und dieses Licht und der muntere Frost belebte die ganze Gesellschaft.

Ewald sah hinaus, und trat dann plötzlich mit dem Vorschlage zu uns, jetzt im Abendroth und dann bey Fakkelscheine die Wallfahrt zu der Stelle zu machen, wo der erste Apostel unsers Landes gefallen. Allen schien dieser Zug ein nothwendiges Stück zu den beyden vorhergehenden Stücken des Festes, der Predigt und der Taufe zu seyn. Die Frauen freuten sich der Gelegenheit zu noch fernern Anordnungen, und in einigen Augenblicken waren wir in der Ausführung des passenden Vorschlages begriffen.

Es war ein schöner Winterabend. Die Erde war zugefroren, ein wenig Schnee hatte die Oberfläche bedeckt, und die Strahlen der untergehenden Sonne spiegelten sich in dem blinkenden Eise. Wir zogen in ziemlich großer Gesellschaft über einige Hügel, deren Bäume wie winterliche Blüthenbäume aussahen, durch dunkele Thäler und Schluchten, neben alten Bauernhäusern mit Strohdächern vorbey, und hier und da begrüßten wir einen Landbewohner, der im Ernst und in der Kraft eines alten Sassen vorwärts schritt. Aus einem Oberhofe, durch dessen Bezirk wir gingen, strahlte ein hohes Holzfeuer vom Heerde die Scheuer herab, und wir bemerkten einige Nachbarn um den Heerd herumsitzen. Alles versetzte uns ein Jahrtausend in die alte Sachsenzeit zurück. Endlich standen wir in einem dunkeln Eichthale vor einer Anhöhe. Die Bäume schüttelten ihren blüthenden Reif auf uns herab. Hier soll unter heiligen Eichen ein alter Götze verehrt, und ihm zur Sühne einer unserer Heidenbothen getödtet seyn.

Schauerlich wehte uns der Athem des Alterthums aus den Eichen an. Das rothe Laub rasselte uns unter den

Füßen, und nach seiner Farbe schien es, als sey es mit dem Blute des Märtyrers gefärbt. Die Fackeln weheten wild in dem frischen Winde. Die Sterne schienen von oben herab und vollendeten das Grauen beym kühnen Blicke durch die enthüllte Ritze des Alterthums. Dort stand die Mauer des Hofes, dessen Herr die Unthat vollbracht. Der Heiden blinde Götzenwuth und des Märtyrers gläubiges Ende traten vor unsere Seele. Im Hintergrunde drohten die Kolben und Spieße der unbekehrten Wehrmänner, wir meinten des Gaues Grafen mit dem Heerbann, dann weiter Carol mit seinen Franken, und des Kreuzes Panier zu sehen, und endlich Hallelujah zu hören. Alle solche Bilder aus jenen Zeiten wurden in unserer Seele wach, mit seltsamen schauerlichen Gefühlen umringten wir unter dem Lichte der wenigen Fackeln den Hügel, wo die Gebeine des Heroldes Jesu Christi lagen, und sangen:

Wo gingt ihr hin? Wo kamt ihr her?
  Ihr grünenden Gebeine?
Dir nach, je länger und je mehr,
  Du Herzog der Gemeine!
Sie kamen aus der Friedensstadt,
Vom Seelenhunger müd' und matt.

Gelobt sey euer muntrer Gang,
  Und eurer Füße Rauschen!
Und wollt ihr Freyheit gegen Zwang,
  Ruh für die Unruh tauschen.
Geht hin, der euch gerufen hat,
Rüst't andere aus an eurer Statt.

Die wenigen einsamen Stimmen um den Hügel her gaben dem Gesange in der Stille der Nacht eine Feyer-

lichkeit, und ich kann es nicht anders ausdrücken, eine Ferne, daß unsere eigenen Töne uns aus dem Grabe der Jahrhunderte herzuschweben schienen. Nach dem Gesange sprach keiner. Ein seltsames Schweigen war in der Schlucht. Jeder schien sein Gefühl im Innern zu bewahren, aber gewiß zu seyn, daß das, was in ihm vorging, auch in den andern empfunden werde. Endlich rief Switbert: Hallelujah! Die Saat der Thränen und des Bluts ist aufgegangen! Die Gebeine grünen nach eilf Jahrhunderten!

Wir ordneten uns, vertheilten die Fackeln, und der Zug setzte sich in Bewegung. In den Eichwaldungen ragten die kahlen Säulen der tausendjährigen Stämme mit ihren nackten Zweigen gen Himmel. Dunkel und braun lag die Waldwand uns gegenüber, und nur einzelne schneebedeckte weiße Stellen leuchteten aus dem finstern Grunde herauf. Am Himmel zogen einige dunkele Wolken, und dort oben, wie unten am Boden, war scharf Licht und Schatten, Helle und Finsterniß neben einander. In unserm Zuge nicht weniger. Die einzelnen flackernden Fakkeln schienen Sterne zu seyn, die uns, wie die Weisen aus Morgenland aus Nacht zu Licht führen sollten.

Auf der Höhe begegnete uns ein Bauer, der, als er mich sah, Gottlob! rief, ihr seyd es, Herr Pfarrer, und es sind doch lebende Menschen mit Fleisch und Blut. Mein Weg führte mich dort über die Höhe, da sah ich Fackeln um den Heidenberg, und hörte wunderbare Gesänge. Man erzählt sich viel Gräuliches, das da umgeht. Eiskalt durchlief es mich. Nun seh ich doch, daß es nichts ist.

Wir zogen weiter, und das Gespräch wurde wieder

lebendiger. Eben waren wir beym Ausgange des Eichwaldes, und sprachen über das Glück, welches Christus bringt, und welches man so recht eigentlich das furchtlose nennen kann, da er Licht und Liebe gebe, und wo beydes sey, schwinde die Furcht, und weil die Seele des Unglükkes die Furcht ist, auch alles Unglück. Da traten uns drei weiß gekleidete Jünglinge entgegen, welche nach alter Sitte an diesem Tage von Hofe zu Hofe ziehen, und mit der Erinnerung an die Wohlthat des Herrn eine Gabe zu verdienen meinen. Ihrer sind drey, um die Zahl der drey Weisen aus Morgenland anzudeuten. Einer ist schwarz, um an den Mohrenkönig zu erinnern, der unter ihnen gewesen seyn soll. Alle tragen ein weisses Gewand, um durch das Gewand der Täuflinge in alter Zeit den Eingang der Heiden in die christliche Kirche zu erkennen zu geben. Sie drehen einen großen Stern herum, und singen dazu ein Lied. Mit diesem Liede sangen sie auch uns entgegen, und der kleine Sängerlohn entging ihnen nicht.

Nur Schade, sagten wir, daß die alten schönen Volksbräuche ihren Sinn nicht zugleich mit sich selbst im Volke erhalten haben. Denn die Vergebung, die uns das weiße Gewand abbildet — das himmlische Licht des Sternes, das uns ewiges Leben in der Nacht der Erde verheißt, — und die Gewalt des Glaubens, die im Gesange hervortritt, und das ganze Leben zu einem frommen und fröhlichen Liede nach mancherley abweichender Weise bildet: diese drey himmlischen Gaben machen ja das hohe Glück aus, welches Christus uns gebracht hat.

7.

Die erste Predigt.

Es ist schon eine Reihe von Jahren, seit ich meine erste Predigt gehalten habe, und doch steht sie und die ganze Reihe von Empfindungen und Gedanken mit allen Einzelheiten der Umgebung noch so lebhaft vor mir, daß ich, indem ich diese Erinnerung niederschreibe, nur kürzlich Vergangenes zu erzählen glaube. Das Bild, das mir von diesem Ereignisse in der Seele zurückgeblieben ist, hat sich derselben so tief eingedrückt, daß ich es nie verlieren werde: und wenn ich die wohlthätigen Wirkungen bedenke, die es bey jedesmaliger Betrachtung auf mich macht, so halte ich es für Pflicht, vorzügliche Sorge zu tragen, daß es treu und unverletzt in meinem Innern aufbewahrt bleibe.

Freylich bin ich mir wohl bewußt, daß das, was eine erste Predigt merkwürdig macht, ihr nur Werth für einen sehr kleinen Kreis zu geben vermag; ich verhehle mir es nicht und wußte es auch schon damals sehr gut, daß die Leistung gering, unsicher und unbedeutend war, und ich mußte es schon damals gestehen, daß, da es der größte Segen eines Vortrages ist, wenn der Redner über der Rede vergessen wird, bey der ersten Predigt gerade das

Gegentheil Statt findet und man bey ihr die Rede über den Redner vergißt. Aber bey dem Allen ist mir keine spätere Amtshandlung in allen einzelnen Zügen so gegenwärtig und so nahe geblieben, als diese Predigt.

Es war der erste Advent und ein trüber Novembertag, an dem ich sie hielt, und doch möchte ich ihn den schönsten Tag meiner Jugend nennen.

Das Erste in allen Verhältnissen scheint eine besondere Gabe von Gott zu empfangen, und bey aller Unvollkommenheit bleibt es doch das Erste, Frischeste, Hoffnungsvollste. Vielleicht eben darum, weil man hier weniger, als bey den fernern Handlungen selbst macht und alles mehr gegeben und angenommen wird. In allen höheren Dingen hat das Gegebene für unser Herz mehr Werth, als das selbst Gemachte, wenigstens dann, wenn wir uns selbst kennen.

Wenn es mir gelänge, meine Stimmung bey der ersten Predigt ganz treu und vollständig zu schildern, so würde ich nicht allein eine der glücklichsten Zeiten meines Lebens, sondern auch meine Ansicht von dem geistlichen Berufe, und die Art, wie ich ihn ergriffen, darstellen. Indeß fühle ich wohl, daß dieß eben deswegen unmöglich ist, und ich werde mich freuen, wenn mir nur einige Andeutungen gelingen.

Indem ich nun diese allgemeinen Bemerkungen niederschreibe, strömen mir so viele Erinnerungen zu, scheint das Gefühl, das mich an jenem Tage so mächtig beherrschte, in seiner früheren Stärke wiederzukehren, und mein Herz ist so eigen bewegt und überwältigt, daß ich mich sammeln muß, um mit Ruhe und Ordnung die Erzählung zu beginnen.

Wahrlich, alle spätern Freuden und Leiden des Amtes, alle Begeisterung und alle Beschämung, alle große Erhebung und alle tiefe Demüthigung, die ich reichlich erfahren, waren in dem Gefühle dieses Tages zusammen gedrängt. Die erste Predigt ist der heilige Augenblick der Weihe, der mit viel weissagenden Empfindungen ein ganzes Leben eröffnet, und in Einem unaussprechlichen Gefühl die Stimmungen und innern Schicksale der künftigen Tage vorbildet. Jede bedeutende Erscheinung in meinem innern Leben, als eines Geistlichen, kehrt unwillkührlich zu dieser ersten zurück und findet sich da schon angelegt und begonnen. Es ist, als wären alle in ihr schon gegeben, und jede trete forthin nur einzeln und abgesondert auf, um sich für sich bestimmter zu entwickeln, und müßte alsdann, groß gezogen, zu der Mutter zurück, um sich bey ihr zu erinnern, wie sie nur ein einzelnes Glied der Familie, ein Theil des Ganzen seye. So zieht sich durch das ganze künftige Leben ein eigener, wohlthuender und alles Folgende ordnender Glaube an die Fülle des Ersten. Er kommt uns auch bey vielen andern Verhältnissen entgegen. Das erste Bild, das wir von einer großen, durch lange Zeit sich ausdehnenden Handlung im Gemüthe entwerfen, muß dasselbe schon ganz enthalten; es darf nachher nichts Wesentliches hinzukommen, wenn die Handlung dieselbe bleiben soll, und in jedem folgenden Fortschritt müssen wir immer zu ihm zurückkehren, um nicht allein der Einheit mit demselben uns bewußt zu bleiben, sondern auch um uns den Muth und die Freudigkeit des Anfangs zu erhalten. Auf gleiche Weise erfahren wir, daß das erste Bewußtseyn einer neuen Gesinnung dieselbe mit allen ihren

Gründen und Beschaffenheiten schon in sich trägt, und daß in ihr das göttliche neue Leben schon vollständig geboren sey, und darum nennen wir es Wiedergeburt. Die darauf folgende Heiligung ist nur Entwicklung, Durchführung, Bestätigung. Daß diese nothwendig sey und mit dem Anfange der Fortgang nicht überflüssig werde, erhellt schon daraus, daß das Erste nicht das Erste seyn könnte, wenn es nicht eine Reihe des Folgenden anfinge. Aber das bleibt gewiß, ein begeisterter Anfang, ein tief empfundenes Erstes und der entscheidende Eintritt in ein neues Leben behalten einen Werth, den ihnen keine Zeit raubt.

Jeder Mensch muß für den Beruf geboren seyn, welchen er hernach ergreifen und zufrieden ausüben soll. So gewiß ein jeder mit allen seinen Anlagen und Kräften durch das eigenthümliche Verhältniß, welches zwischen ihnen besteht, ein eigener, besonderer Mensch ist: so gewiß muß ihm in einer Welt, die eine ewige Weisheit regiert, durch dieses Verhältniß auch der Wirkungskreis vorher bestimmt seyn, in dem er sich entwickeln und auf andere wirken soll. Es liegt etwas auf dem tiefsten Grunde unsers Gemüthes, das uns schon frühe mit einer dunkeln Gewalt beherrscht und sich schon dann äußert, wenn wir noch nicht darüber klar werden können. Das ist die Ahnung des Berufes. In den Träumen und Spielen des Kindes kommt sie zuerst herauf. Der junge Mensch geht sinnend und forschend umher, wo sich dann das finden wolle, was seinem innern Drange antworten und ihm sagen könne, was er will. Endlich kommt der glückliche Augenblick, in dem eine That des Vaters oder anderer Erwachsenen ihn mit unbeschreiblicher Sehnsucht erfüllt, das große Räthsel seiner Neigung

löset, und alle seine jungen Kräfte in Bewegung setzt. Ich erinnere mich noch sehr deutlich einer feyerlichen Hochzeit, von der lange vorher gesprochen war und auf die man sich mit außerordentlichen Zurüstungen vorbereitete. Ich war ein Knabe von fünf Jahren. Die Erzählungen und Erwartungen meiner Nachbarn und Gespielen hatten mich aufs höchste gespannt. Als nun der Hochzeitstag kam und unzählige Menschen in festlichen Kleidern und mit frohen Angesichtern sich in dem Hause und dem Baumhofe versammelten, unter den hohen Eichbäumen die lodernden Flammen einer dahin verlegten Küche aufstiegen, dann die Hochzeits-Musik ertönte, der Bräutigam in einem langen Zuge von Jünglingen und die Braut in einem gleichen Zuge von Jungfrauen zu dem im Freyen errichteten Traualtare geführt wurden, und nun eine allgemeine Stille eintrat, ein feyerlicher Gesang ertönte und verstummte, mein Vater dann allein redete, und sich plötzlich die Augen von so viel frohen Menschen mit Thränen füllten, und nach der Rede manche zu ihm kamen und dankend ihm die Hand drückten: da erschien mir mein Vater in einer Würde und Hoheit, daß ich nicht wagte, mich ihm zu nahen. Der Eindruck, den dieser Vorfall auf mich machte, der erste von der Gewalt der Rede, wurde mir nie alt; aber nach und nach bildete sich der Gedanke in mir, daß ich doch ein überaus glücklicher Mensch seyn würde, wenn mir einst Aehnliches vergönnt wäre. Daß ich nicht unterlassen konnte, im Stillen und selbst in den Spielen jener Jahre das zu versuchen, was seitdem mein Leben und meine Sehnsucht geworden, läßt sich leicht errathen. Mit angestrengter Aufmerksamkeit wohnte ich dem öffentlichen Got-

tesdienste und allen Amtshandlungen bey, und wenn in benachbarten Kirchen ein fremder Prediger auftreten sollte, ging ich gerne einige Stunden, ihn zu hören. Als der Amtsbruder meines Vaters gestorben war, und seine Stelle wieder besetzt werden sollte, gab es vielleicht in der ganzen Gemeinde keinen, dem die Wahl mehr Herzenssache war, als mir. Späterhin, als mir die Herrlichkeit des Christenthums, die Erhabenheit des Glaubens und das dringende Bedürfniß der Erlösung kund wurden, erhielt das, was bisher nur Spiel und Andeutung der Neigung für die Form des geistlichen Wirkens war, die tiefere Begründung durch die Sache selbst, und die Neigung wurde Bedürfniß der Seele, Verlangen des ganzen Menschen, alleinige Richtung des Gemüthes. Dabey empfing ich aus den Gesprächen und Amtshandlungen meines Vaters und aus dem Anblick der jugendlichen Liebe, mit der er noch in höhern Jahren sein Amt versah, immer neue Nahrung für meine Sehnsucht. Am Abende, wenn sich die Familie versammelte, fiel jedes Mal das Gespräch auf kirchliche Gegenstände, und wenn dann zuweilen die Mutter auf meine erste Predigt die Rede brachte: so kam mein ganzes Wesen in eine solche Bewegung, daß ich nicht selten hinaus in die Einsamkeit gehen mußte. In stillen Stunden, wo ich allein war, machte es die anziehendste Beschäftigung aus, mir das Bild von der ersten Predigt immer aufs neue auszumalen. Dieß hatte für eine Zeitlang eine sonderbare Folge. Weiter als zur ersten Predigt kam ich zuletzt nie. Dadurch zog sich nun die Betrachtung des Predigerlebens in diesen einzigen Punkt zusammen und hielt ich nun das kalte, leere, matte Wesen vieler ältern Predi-

ger dagegen, so mußte, da ich ihnen doch die erste Begeisterung zutraute, der Wahn entstehen, als wenn nach dieser Höhe es immer mehr hinabgehe. Das Heilige wollte ich lieber gar nicht, als wie etwas Vergängliches besitzen. Daraus bildete sich der Wunsch, daß mir verliehen werden möge, die höchste Begeisterung in der ersten Predigt zu erfahren und dann zu sterben. So oft derselbe zum Vorschein kam, wurde er, wie billig, zurückgewiesen, allein er war doch gekommen und zeugte von der Hoffnung, Erwartung und Sehnsucht, mit denen ein jugendlich Gemüth dem Tage der ersten Predigt entgegen sieht.

Kaum war ich von der hohen Schule zurück, so wurden schon Veranstaltungen zur ersten Predigt getroffen. Es fügte sich, daß gerade der Sonntag, an dem das neue Kirchenjahr beginnt, für den bequemsten geachtet wurde. Man liebt es nicht ohne Ursache daß ein neuer Abschnitt in dem Leben des Einzelnen mit einem Abschnitt, den die Gemeinde feyert, zusammen falle, denn so scheint die Freude und die Bitte des Einzelnen vom Ganzen getragen zu werden, und an die gemeinschaftliche Erinnerung knüpft sich fernerhin die besondere, einzelne. Gespannter bin ich innerlich nie gewesen, als in den vierzehn Tagen, die dem ersten Advent vorhergingen. Viele Zurüstungen, Gebete und Betrachtungen mußten mich vorbereiten, ehe ich eines Morgens mich niedersetzte, die Predigt zu schreiben. Ich konnte keinen Anfang finden, der für eine so heilige Rede gewählt und geweiht genug sey. Mit zitternder Hand schrieb ich das Gebet nieder, welches das erste unter so vielen seyn sollte, die ich öffentlich vor Gott bringen würde. Aber als ich nun tiefer in die Darstellung der Wahrheit ge-

rieth, die ich vortragen wollte; als mit jedem Augenblick das Gewicht dieser Wahrheit mir fühlbarer wurde und der Zweck der Arbeit, eine ganze Versammlung zu erbauen: da war alle Wahl und Aengstlichkeit entflohen, in rascher Theilnahme drängte sich mein volles Herz an jedes Wort, und Gedanke und Wort strömten in ungewohnter Fülle. Mich dünkte, meine ganze Seele sey in den Worten. Ich glaubte auch, der roheste und kälteste Zuhörer werde nicht widerstehen können; eine solche Wahrheit müsse ihn ergreifen, überzeugen und zu Gott führen. Die Predigt handelte von der unsichtbaren Gemeinschaft der Heiligen, und gewiß habe ich sie nie lebhafter erkannt und gewaltiger empfunden, als in diesen Stunden. Könnten wir in spätern Zeiten immer mit der zugenommeuen Fertigkeit in der Behandlung noch diese anfängliche Gegenwart der ganzen Seele bey jedem Wort verbinden, und bey der wachsenden Gewalt über den Gegenstand diese erste Liebe, dieses eigene Ergriffen-seyn, dieses sich selbst Verlieren in den Gegenstand bewahren: wie viel mehr würden die geistlichen Reden wirken! Aber jede Zeit scheint ibre eigenen Vorzüge zu haben und nur in seltenen Stunden vereint sich ungerufen beydes. Gott Lob, daß doch diese auch kommen, wenn gleich nur zuweilen.

Als ich zu Ende war und das ganze Werk vor mir lag und ich nun Amen schrieb, wurde ich von einem unerklärbaren Gefühle ergriffen. Ich ließ die Feder sinken, unwillkührlich falteten sich meine Hände und ich brachte dem gnädigen Gott meine innige Freude als ein Opfer des Dankes dar. So freut sich nur der Anfänger seines ersten vollendeten Werkes. So dankt nur er dem Herrn

für das glückliche Ende. Mit dieser Innigkeit wird der Mensch nie wieder seines Thuns froh, und er soll es auch nicht. Wie hier die Freude ihn stärkt, so soll hernach der Schmerz über so viel Fehlerhaftes ihn stärken und weiter führen. Lobt man nicht das Kind, und tadelt den Knaben? Sollen wir nicht fröhlich seyn mit dem Fröhlichen, der beym ersten Schritte in das Reich Gottes Vergebung findet, und weinen mit dem Weinenden, der in der Arbeit seiner Reinigung über die Langsamkeit seiner Fortschritte trauert? Ich konnte meine Freude nicht allein tragen. Ich mußte hingehen und sie dem Vater mittheilen. Der Vater in seiner väterlichen Weisheit störte sie nicht, aber er mäßigte sie.

Der Abend war ein Festabend für die Familie, und in der Hausandacht konnte ich nur danken. Des andern Morgens war ich am frühesten auf, und durch mehrere Tage war des Besserns, Einlernens und Versuchens kein Ende. Am Freytag Abend war ich fertig. Jetzt sollte der Versuch im Großen vorgenommen werden. Die Familie versammelte sich in dem großen Saale. Die Mutter wollte, daß ich in der vollen Amtskleidung reden sollte. So trat ich denn auf, und redete mit einem Ernste und einer Anstrengung vor diesem kleinen Kreise, die vor Tausenden hingereicht hätten. Der Vater war wiederum unerbittlich strenge, und beklagte am Ende, daß ein angehender Geistlicher so viel aufwenden müsse an Liebe, Lust und Kraft, bis er die Form in seiner Gewalt habe, und ermahnte mich, für sie, wie oft geschehe, nicht so viel zu verwenden, daß für die Hauptsache hernach nichts mehr übrig bleibe. Ich nahm eine große Hoffnung auf den

Sonntag aus diesem Versuche mit und benutzte am Samstage die Winke, die mir der Vater gegeben. Als nun die Dämmerung kam, erschien mein vertrautester Freund zum gewöhnlichen Feyergange. So nannten wir, ähnlich dem Feyerabende, einen Spaziergang, welchen wir regelmäßig jeden Samstag Abend zu einer Anhöhe machten, von der sich das Einläuten des Sonntags ungemein feyerlich ausnahm. Wie, als wenn ich ein neuer Mensch aus der Fremde in diesem Augenblicke heimgekehrt wäre, begrüßte ich jede theuere Stelle meiner Kindheit. Nie hatte mein Herz so hoch der Vaterstadt entgegen geschlagen, als jetzt, da ich sie von der Anhöhe sah mit dem Gedanken, morgen das Wort Gottes in ihr zu verkündigen. Als wir ihre Häuser und Thürme, ihre Wiesen und Waldungen, die Gärten unsrer Freunde, die Bleichen und die ersten süderländischen Berge, den Lauf des klaren Baches und alle die Stellen überblickten, die uns an die Tage unsrer Kindheit erinnerten, — es war als läge unsre Kindheit selbst vor unserm Blicke — da dachten wir, wie oft wir hier gestanden, wie oft wir hier dem Geläute mit einer Andacht zugehört hatten, als wäre es eine erbauliche Rede, und wie wir dann fast jedes Mal von diesem Abende gesprochen. Das Geläut erschien uns, wie das Bild von der höhern christlichen Weihe, die unserm frühern Freundschaftsbunde nicht gemangelt hatte. Wir umarmten uns mit dem Wunsche, daß er solcher Weihe immer folgsamer werden möchte. Das Festgeläut endete, und mit der Wehmuth, die man in ähnlichen Stimmungen oft bei den vereinzelten, immer dumpferen, langsam verhallenden Nachschlägen der Glocken empfindet, gingen wir still und schweigend hinab-

Die Nacht schlief ich wenig. Als ich am Morgen aufstand, fühlte ich eine Zuversicht, die mir späterhin nur zuweilen vor wichtigen Reden zu Theil geworden. Ich sahe sie als eine Erfüllung des väterlichen Segens an, und das mehrte sie. Worte waren mir für mein Morgengebet zu wenig. Es war ein stummes Niederwerfen der Seele vor Gott, und ein kindliches, mich mächtig aufrichtendes Vertrauen, das mich anhaltend erfüllte.

Die Mutter und die Schwestern kamen, mir die Amtskleidung anzulegen. O, nie vergesse ich es, theure, fromme Mutter, nie, nie, so lange ich lebe, wie deine betenden Lippen zitterten, als du mir den weißen Kragen anlegtest, mit vielen Thränen mich an Dein mütterlich Herz drücktest, und aus der Fülle Deines Herzens mir Gottes Beystand wünschtest. Unter dem ersten Geläute ging ich in den Garten hinab, und sahe die geliebte Kirche und die Menschen, die ihr zueilten. Die falben Blätter am Boden kamen mir wie Blumen vor, das röthliche Gras wie das hellste Grün der Hoffnung, Es wurde zum zweyten Male geläutet. Getrost nahm ich die Bibel und ging zur Kirche. Ich öffnete die Thür — aber hier, in diesem Augenblick sank alles Vertrauen, und ich meinte zu versinken. Das ist der Augenblick unbeschreiblicher Angst, der keinem fehlt, welcher zum ersten Male in einer Gemeinde reden soll. Sie ist der Zoll, den der Einzelne bezahlen muß für das Wagniß, an eine ganze Versammlung reden zu wollen.

Der Vater sprach das sonntägliche Morgengebet am Altare. Wie war es Deinem väterlichen Herzen, ehrwürdiger Vater, als Du der Gemeinde die Worte der Fürbitte für den Anfänger in den Mund legtest, der Dein Sohn

war! Nach diesem Gebete sang die Gemeinde wieder. Die Mutter saß in der Chorkammer und weinte still unter dem Gesange. Sie hatte vorgezogen, nicht gesehen und nicht sehend der Predigt zuzuhören. Jetzt fängt der letzte Vers an, sagte der Vater. Er umarmte mich nnd sprach: „Gehe mit Gott, mein Sohn." Muth und Furcht stiegen zu gleicher Zeit in meinem Herzen. Ich ging zur Kanzel. Der Gesang endete. Es entstand eine Todesstille und in der That, es ist mir nie vorher, nie nachher, eine Stille so still, so furchtbar, so recht als Todesstille vorgekommen. Ich sprach das Gebet, und alles, was in mir war, betete. Nun begann der Eingang. Die Versammlung kam mir in den ersten Augenblicken vor, wie Ein ungeheurer Mensch, an den ich zu reden hätte. Zuerst führte ich aus, wie jeder Anfang das Unvollkommenste und doch Schwerste sey, und darum Nachsicht begehre; wie er aber auch das Feyerlichste sey, und darum von großer Wichtigkeit, und wenn man der äußern Darstellung mit allgemeiner Milde, Schonung und Verzeihung zu Theil werden lasse; so müsse man doch mit Recht fordern, daß das erste öffentliche Wort in der Sache selbst nicht irre, die vor einer christlichen Gemeinde von einer heiligen Stelle verkündigt werden soll. So halte auch ich denn für Pflicht, fuhr ich fort, es gerade heraus zu sagen, was meines Glaubens Grund und der Wunsch und das Streben ist, die ich darauf baue. Das Wort Gottes soll meines Fußes Leuchte und ein Licht auf meinen Wegen seyn. Das Heil des ewigen Lebens, und den Glauben an den Heiland der Welt, womit man dieses Heil ergreift, und den Frieden und die Kraft zur Besserung, die uns dieses Heiles Unterpfand

werden, soll ich verkündigen. Ich darf nicht für den Ruhm arbeiten, den eiteln, flüchtigen von einem vergänglichen Geschlechte. Ich soll mich nicht schämen das Evangelii von Jesu Christo, das eine Kraft Gottes ist, selig zu machen alle, die daran glauben. Doch ich bin ein sündiger Mensch und dazu ein schwacher Jüngling. Darum hilf du mir von oben herab, Geist Gottes, daß die Schwachheit Stärke und die Jugend Erfahrung empfange! Was meine Seligkeit, die ewige, unverlierbare, was das Glück meiner Jugend, und die Hoffnung meines Alters ausmacht — o Herr, gib mir Bedürfniß ins Herz, Geschick in den Geist, und Kraft in das Wort, es zu bekennen vor der Welt!

Ich zitterte, indem ich dieses Gelübde aussprach. Mit diesen Worten war mein ganzes Leben und Reden entschieden.

Das große Wort, nach dem schon lange mein Herz verlangt hatte, war ausgesprochen; das heilige Gelübde, dessen Stunde ich Jahre lang ersehnt, war abgelegt: ich wußte, der Geist des Herrn war mir nicht fern. In solchen entscheidenden Augenblicken, wo ein lange gefühltes Bedürfniß des Herzens befriedigt wird, und etwas Unausgesprochenes sein Wort gefunden hat, empfindet man eine unbeschreibliche Ruhe. Doch es ist nicht Ruhe allein, es ist auch Antrieb und Aufforderung. Eine große, feste Sicherheit verbreitet sich im Innern. Man fühlt sich in der Gewißheit, das Rechte gewählt zu haben, über alles Irdische erhaben und selbst über das Gefühl der eignen Schwäche. In dieser Stimmung redete ich weiter, und wie meinem Gelübde selbst nichts näher liegen konnte, als die Betrachtung des großen Reichs Gottes, das ihm zum

Grunde lag, so versetzte die innere Verfassung des Gemüthes, die durch das Gelübde hervorgebracht war, mich in die Möglichkeit ruhig und geziemend diese Betrachtung auszuführen. Ich war ungemein glücklich, ich möchte sagen, überirdisch glücklich unter dem Vortrage, aber als ich geendigt hatte, empfand ich das, obwohl leiser, was ich später gewöhnlich erfahre. Das Gefühl über eine Predigt ist in keinem Augenblick weniger tröstlich, als gleich nach derselben. Vielleicht weil es auch eine Abspannung des Geistes gibt; vielleicht, weil hier die Wonne der Begeisterung aufhört; vielleicht, weil man beim Rückblick wahrnimmt, daß man das Eigentliche, Innerste nicht habe aussprechen können.

Aber nun öffnete sich die Thür der Chorkammer. Vater und Mutter breiteten zugleich mir die Arme entgegen, und zogen mich segnend an ihr Herz. Ein heiliger Augenblick! Die Schwestern kamen auch herzu. Es kamen noch viele Bekannte, die Jugendfreunde, die alten Lehrer und wünschten mir Glück. Doch was war das Alles gegen Vater- und Muttersegen!

Glockentöne.

Drittes Bändchen.

Vorrede.

Eine freundliche Aufnahme muß um so dankbarer anerkannt werden, je mehr Nachsicht dabey geübt worden. Dem ersten und zweyten Bändchen der Glockentöne ist der Weg zu manchem Herzen gebahnt, das ihre leisen, oft zitternden Umrisse durch den eigenen Reichthum ausfüllen konnte. Ich weiß es, wer es ist, der ihnen den Weg gebahnt, und bete ihn an, der zuweilen das Geringe und Mangelhafte wählt, daß Er es segne.

Habt aber auch Ihr Dank, Ihr lieben, verwandten Seelen, für die schonende Güte, womit Ihr bisher diesen Glockentönen Euer Ohr zugewandt. Laßt Euch nun gleichfalls die gegenwärtigen gefallen. Wenn sie Euch veranlassen können, den Propheten mächtig von Thaten und Worten vor Gott und allem Volk, von dem sie zeugen, selbst zu hören, so werdet Ihr bessere und höhere Töne vernehmen.

Wie ich gesprochen, folgen jetzt einige Mittheilungen, welche das wesentliche des Christenthums näher angehen. Diejenigen Leser, welche von den frühern eigentlich gesucht worden, werden auch wohl von diesen gefunden werden. Ich weiß freilich, daß gegen den Mittelpunkt hin die Kreise immer enger werden. Auch bekenne ich gern, daß ich um so mehr die Gebrechen der Darstellung fühle, je höher ihr Gegenstand wird. Aber es bleibt doch ewig wahr, daß erst das innere Wesen den Formen Halt und Werth gibt.

Elberfeld, den 22sten Sept. 1819.

1.

Der Geburtstag.

Wenn die ersten lauen Lüfte über das Erdreich hauchen und die frühesten Blumen des Jahres sich zeigen, im Aufgange des Lenzes: dann erscheint auch alljährlich meinem Pfarrhause ein theures Fest. Es ist der Geburtstag der Pfarrfrau. Das ganze Haus sieht ihn als den gewißesten Bothen des Frühlings, als den festlichen Eingang in eine wärmere, hellere Zeit und als das häusliche Freudenthor an, das wir aus der Ferne schon sich erheben sehen, und durch dessen Bogen wir in die Tage des Sommers ziehen.

In einer Familie kann eigentlich nur der Geburtstag der Hausmutter, als ein großes Fest begangen werden. Dem Hausvater kommt eigentlich erst, wenn er ein Greis ist, die äußere Haltung, die ein solches Fest von seinem Gegenstande fordert, und dem Kinde fehlt die Betrachtung, ohne welche eine solche Feyer nicht möglichst ist. Bey der

Hausmutter vereinigt sich beydes, und sie ist überdieß der Mittelpunkt des häuslichen Lebens. In ihr wohnt die ganze Wärme, die dasselbe beseelt: sie ist die Bewahrerin aller lichten Farben und aller milden Töne, die dasselbe verherrlichen; und man könnte sagen, wie ihr Geburtsfest begangen wird, so werden alle anderen häuslichen Feste begangen. Wie schön ist es deßhalb, wenn ihr Geburtsfest in eine Zeit des Jahres fällt, die alles belebt und erhebet! Sie ist ja, in manchem Sinne, der innere Frühling des Hauses, der selbst im Alter noch bleibt; wie lieblich deutet dann die Zeit ihres Geburtsfestes seinen Inhalt an! Eine Frau, die mit den Blumen geboren, erklärt ihrem Manne schon in diesem Umstande, woher es komme, daß erst bei ihrem Erscheinen die harte Erdrinde seines Herzens aufthaute vor dem mildern Frühlingshauche ihres Sinnes.

Uebrigens ist es eine eigene Sache mit einem solchen Feste, deren nächster Gegenstand ein Mensch ist. Es setzt bey dem, welchem zu Liebe es begangen wird, eine Demuth und bey denen, welche es ihm zu Liebe begehen, eine heilige Scheu voraus, die beyde angetroffen werden müssen, wenn nicht ein arger Fehlgriff mit unterlaufen soll. Gefeyert werden darf nur das Göttliche, und es wird oft schwer dieses festzuhalten, wenn es uns in einer bestimmten menschlichen Person erscheint. Unter den Männern habe ich selten einen gesehen, der an solchen Tagen die Würde der Demuth gezeigt habe, die alsdann nicht zu erlassen ist. Aber bei Frauen sieht man oft jene Zucht des Geistes, jene Keuschheit des Selbstbewußtseyns, jenes geheimnißvolle Schweigen über sich selbst und jene angeborne

Selbstverleugnung, in der sie das von Natur zu haben scheinen, was uns erst durch Gnade wird und nach langen, schweren Führungen.

Von diesem Standpunkte aus versuche ich, Euch von dem Geburtsfeste der Pfarrfrau zu erzählen, und wenn ich nur das Geringere in Worte zu bringen vermag, so wünsche ich jedem Leser die Erfahrung, daß, wie nichts leichter ist, als ein solches Fest der dankbaren Liebe zu feyern, so nichts schwerer, als von ihm zu erzählen.

Wie die Pfarrfrau den Tag in der Stille für sich gefeyert, ehe sie der Feyer des Hauses sich hingab, das habe ich wohl errathen können, aber sie hat sich nicht darüber geäußert. Ueber dieser stillsten, geheimsten Feyer vor Gott liegt billig für jedes Andre menschliche Auge ein Schleier. In der Natur beginnt jeder neue Abschnitt der Zeit in äußerer Ruhe und verschwiegener Stille, um anzuzeigen, daß das neue Leben nur aus der Tiefe heraufkommen kann. Die Mühe und Freude des Tages verstummt; alles ruht in tiefem Schlafe; Dunkelheit bedeckt die Erde; und nun wird in geheimnißreicher Mitternacht der neue Tag geboren. Der Schooß der Erde hat im Herbste seine Fruchtbarkeit erschöpft; der öde Winter verhüllt seine Oberfläche; Nacht und Kälte nehmen überhand; die Erde wendet sich gleichsam in sich selbst zurück und nun wird in diesen dunkeln, kalten Wintertagen das neue Jahr geboren. Unsere Seele bedarf in ihrem geistigen Leben gleichfalls der neuen Abschnitte, und sollte es bey ihnen anders seyn, als in der Natur? Sie treten jedesmal ein, wenn unser Geist einen neuen Zufluß bekommt aus der Fülle, aus der wir nehmen Gnade um Gnade, und

billig sollte ein neues Jahr unsers Lebens nach irdischer Rechnung auch ein neues Jahr in unserm geistigen Leben mit sich bringen. Das ist eigentlich die Bedeutung der Feyer, und der innere Grund, warum sie angestellt wird. Aber jenes Bedürfniß der Erneuerung und Stärkung, das unser Gemüth am Ende eines vergangenen Jahres fühlt, und jenes selige Empfangen neuer Kraft und neuen Muthes, womit wir das folgende Jahr beginnen, weisen auf die Nähe dessen hin, der nur in der stillen, heiligen Einkehr der Seele vernommen wird. Die Augenblicke, in denen diese Einkehr Statt findet, machen die eigentliche Feyer aus, von der alle Weihe des äußern Festes herkommen muß, wenn sie mehr als leeres Gepränge und sinnliche Ergötzlichkeit seyn soll. Aber eben deßhalb sind sie verschwiegene Augenblicke, über die man nicht spricht und von denen man nicht erzählt.

Wie das Haus indeß den Tag äußerlich feyerte, davon wäre mehr zu erzählen, und manches davon zu sagen, wie nicht blos die Verwandten, sondern auch das Gesinde und selbst einige uns besonders nahen Glieder der Gemeinde daran Theil nahmen. Aber wenn der, dessen Geburtstag begangen wird, von sich selbst schweigt, müssen dann nicht auch die, welche ihn begehen, von dem schweigen, was ihre Liebe thut? Doch es gibt ein Mittleres, was nicht rein äußerlich, und nicht rein innerlich ist, sondern beydes zugleich, und davon mag man erzählen. Ohne unheilig Hand an das Geweihete zu legen und ohne sich in das Gemeine zu verlieren, wünschen unsere Mittheilungen auf dieser feinen Mittellinie hinzugehn, um hinlänglich das Eigenthümliche zu offenbaren, so doch, daß sie

nicht anmaßend seyen, und um das gleichgestimmte Gemüth zu berühren, so doch, daß sie nicht zu allgemein werden.

Der Morgen des Festtages war mehr unter stiller Sammlung, einzelnen leisen Andeutungen und innigen Grüßen vergangen, und erst der Mittag schien ein größeres, allgemeineres Fest herbeyzuführen, das alle Hausgenossen, jeder nach seiner Weise, begingen. Aber die Frühlingssonne schien so mild und lieblich in die häusliche Wohnstube, daß wir bald aufbrachen, den Tag auch im freyen Sonnenschein zu feyern. Wir besuchten die nächsten Hügel und Gründe. Ein häusliches Fest soll sich nicht auf die Wohnung beschränken, denn auch die umgebende Natur gehört zum Hause. Doch ich hatte noch einen andern Zweck. Ich suchte und fand das erste Veilchen des Jahrs. Das ist die Blume der Demuth, denn verborgen und unscheinbar blüht sie im Thale, aber ihr feiner, zarter Duft verkündigt ihr Daseyn. Sie trägt die Farbe des Glaubens und der Treue, die zwar auf Erden nicht grell hervorsticht, aber in die sich der Himmel kleidet. Ich überreichte diesen Erstling des Frühlings der, welcher es in so vieler Hinsicht gebührte. Die Augenblicke, in denen solche kleinen, aber durch ihren Sinn bedeutenden Darbringungen im Anfange des Lenzes geschehen, üben eine wunderbare Gewalt über die Eheleute aus. Sie versetzen sich ein Paar Jahre, welche dazwischen liegen, zurück in die Tage eines höhern Suchens und Findens, eines herrlicheren Gebens und Annehmens.

Mit diesen Erinnerungen geht eine ganze Welt dem Gemüthe auf, die äußerlich wohl untergehen konnte, allein

dem Herzen immer wieder aufgeht. Vielerley kam aus ihr wieder empor und trat in seiner ersten frischen jugendlichen Gestalt vor unsre Seele. Der Hintergrund war nur lichter und blauer geworden, und aus dem Vorgrunde trat nichts Hinderndes dazwischen, aber viel, das ein neues Licht auf diese Gestalten warf. In jeder Rücksicht war uns der Frühling gekommen, als ich die Pfarrfrau heimführte.

Auf der Hausflur trat uns ein feyerlicher Mann mit silbernem Haar entgegen. Es war der alte Nachbar, der die Pfarrerin als Kind noch auf dem Arme getragen, und seit Jahren, an diesem Festtage zu erscheinen, nie vergessen hat. Nicht bloß das Alter hat ihm die Haare gebleicht, sondern auch das Unglück. Darum lebt er von der Liebe anderer, aber nicht von Wohlthaten. Er erscheint immer mit einem Segenwunsche, und man fühlt, er ist der Gebende und wir sind die Empfangenden. Er nimmt nichts als von Menschen; man sieht es ihm an, er nimmt von seinem himmlischen Vater durch die Hand der Menschen, und wenn er dankt, was mit unbeschreiblicher Demuth geschieht, so ist es klar, er gibt nicht seinen menschlichen Dank, sondern er verheißt den Lohn der Gnade, der nicht verdient ist. Man möchte das Haupt entblößen, wenn er es nun bedeckt, und sich ihm verbunden achten, daß er nicht verschmäht, was wir bittend reichen. „Ich bin desselbigen in guter Zuversicht, daß der in euch angefangen hat das gute Werk, der wird es auch vollführen bis an den Tag Jesu Christi," sagte er dieß Mal, und als er Amen sprach, fiel die Pfarrfrau ein, und beyde sprachen es zusammen. Als ich Euch auf meinen Armen trug,

Frau Pfarrerin, fuhr er fort, und Ihr ein so liebes, freundliches und bescheidenes Mägdlein waret, habe ich des Spruches mich oft über Euch gefreut, und als ich jetzt in das Haus trat, fiel er mir wieder ein. Ich stand ja an den Stellen, wo ich so oft mit Euch gespielt und dieses Wortes froh geworden. Darum kann ich jetzt nichts anders wünschen und erbitten, und die Erfüllung liegt auch schon darin. Wir baten ihn den Abend mit uns zuzubringen; allein es schien, er könne nur segnen und müsse, wenn sein Amt gethan, so fort von dannen gehn. Nicht um zu arbeiten, denn heute war ein Festtag, sondern um den letzten Unterredungen der Pfarrfrau und des Greises nicht gegenwärtig zu seyn, ging ich auf meine Bücherstube. Sie folgte mir nicht lange hernach.

Es war gerade heute ein Samstag, wie auch damals, als die Pfarrfrau geboren ward. Der alte Andreas, als er noch in seiner irdischen Brust das Heimweh trug, das ihm nun aus der triumphirenden genommen, pflegte, wenn von seinem Geburtstage die Rede war, zu sagen, daß er ihn nur alle fünf oder sechs Jahre feyere. Nur dann sey der rechte Geburtstag, wenn der jährliche Tag mit dem Wochentage zusammenfalle. Er meynte, wer am Sonntage geboren, könnte ihn unmöglich am Mittwoch feyern, und umgekehrt. So kirchlich war der selige Greis, daß er nur nach Wochen und Feyertagen zählte, und fast möchte ich sagen, so prophetisch, daß er keine Jahre, sondern im großen Style Jahrwochen gelten ließ für das schöne Fest unsers Daseyns. Es liegt viel Wahres in seiner Aeußerung. Der menschliche Körper erneuert sich auch erst nach einer solchen Reihe von Jah-

ren. Darum freuten wir uns insbesondere des dießjährigen Geburtsfestes, wenn wir bedachten, daß auch der selige Andreas es würde gelten lassen. Der alte feyerliche Nachbar hatte uns an ihn lebendig erinnert. Der Besuch des lebenden und die Erinnerung an den vollendeten Greis gaben unsrer Stimmung eine irdische Weihe, denn einem häuslichen Leben, zu dem keine Greise gehören, fehlt der höhere Ernst, wie dem, zu welchem keine Kinder gehören, die höhere Heiterkeit fehlt.

Indeß nicht blos des alten Andreas Aeußerung, sondern was heute im ganzen Hause als Tagesgeschäft der Feyer zur Seite ging, führte uns darauf, wie wir es als eine besondere Gunst anzusehen haben, daß der Pfarrfrau Geburtstag auf einen Samstag gefallen. Nur in einem Pfarrhause erscheint der Samstag, sonst der geringste unter allen Wochentagen, in seiner kirchlichen Herrlichkeit. Indeß der Pfarrer unter den Vätern der Kirche auf seiner Bücherstube sitzt und aus Gottes Wort hervorlangt, was er morgen der Gemeinde vortragen will, und sein Geistesohr an den Mund jener ehrwürdigen Diener des Wortes legt, ob durch die Jahrhunderte und Jahrtausende hindurch nicht ein Laut ihres Geistes zu ihm herüber wehen wolle, geht die Pfarrfrau leise und sorgend durchs Haus, ordnet bald die Rüstungen auf den Tag des Herrn an, und empfiehlt den Kindern und dem Gesinde möglichste Stille, bald steht sie den vielen Gemeindgliedern im Namen des Pfarrers Rede, die irgend in frohen oder traurigen Umständen, für Hochzeit und Kindertaufe, oder für Krankenbesuch und Beerdigung den Dienst der Kirche suchen. Dann

geht sie auch wohl still und kaum bemerkbar durch des sinnenden Pfarrers Stube, um für ihn insbesondere Eins und das Andere zu beschicken. Könnte ihr liebend Auge wohl auf den, nur in solchen Stunden ihr schweigenden Mann, blicken, ohne alsbald gen Himmel sich zu wenden, bittend, daß der Geist des Herrn heute und morgen vorzüglich auf ihm ruhen möge? Und eben dieses stille, so hoch wichtige und doch so wenig anerkannte Amt der Fürbitte ist die höchste Krone im Berufe der Pfarrfrau. Aber wird sie selbst dadurch nicht so recht eigentlich zu einem heiligen Samstag-Abend? Ich kann das Wort eines geistreichen Mannes nicht vergessen, der in dem höchst anziehenden Gemälde einer wahrhaften Pfarrfrau sagt, daß sie nur ein heiliger Samstag-Abend gewesen.

Unsere Pfarrfrau war sogar an einem Samstag-Abende geboren und hatte somit schon in ihrer Geburtsstunde die Verkündigung ihres künftigen Berufes. Ihr erster Gruß in die Welt hatte in das Abendgeläut auf den Tag des Herrn getönt, unter dem in früherer Zeit noch manches andächtige Gemeindglied sein Haupt entblößte, oder wenigstens die Hände faltete, um sich und dem Seelsorger einen gesegneten Sonntag zu erflehen.

Alle diese Einzelnheiten kamen in unserm Gespräche auf der Bücherstube vor. Die Pfarrfrau hatte Tisch und Stühle geordnet und bath mich nun, ihr meine morgige Predigt vorzulesen. Dieß ist gewöhnlich meine liebste Samstagsfeyer, fügte sie hinzu: heute darf sie mir um so weniger fehlen.

Es geht den Pfarrfrauen umgekehrt, wie den Ge-

meinden, versetzte ich, sie ziehen eine gelesene Predigt der frey gesprochenen vor.

Die Mütter lieben die Kindheit, sagte sie. Ein Mensch, der noch auf der Mutter Schoße liegt, ist uns wichtiger, als ein Jüngling, der in selbsteigener Kraft einherschreitet. Vielleicht weil wir das Kind besser verstehen, oder weil das Frische und Neue, das, was eben aus Gottes Händen kommt, uns mehr gefällt als das, was schon durch vieler Menschen Hände gegangen ist. Darum ist uns auch ein Gedanke erbaulicher, der so eben dem Geiste entsprungen und gleichsam noch den warmen Athem des Lebens an sich trägt, als derselbe, wenn er groß gezogen und erwachsen, sich kühn vor aller Welt hinstellt. Wir haben auch noch einen andern Grund, dessen wir uns gleichfalls nicht schämen dürfen. In Mitten des versammelten Volkes hören wir nur den allgemeinen Seelenhirten, und Euch in solcher Entfernung und Entfremdung zu sehen, ist dem Herzen oft sehr peinlich. Aber hier auf der Bücherstube lieset der Mann und der Vater unsrer Kinder, und der ist uns näher und verständlicher. Es mag auch wohl die Eigenliebe darin ihr Spiel mischen, die uns zuflüstert, wir bildeten nun die ganze Gemeinde, indem wir allein zuhören. Freilich bedenken wir dann auch, daß wir so viel Dank und Liebe als eine ganze Gemeinde zusammen dafür erwidern müssen. Doch dem sey, wie ihm wolle; laß mich hören, in welcher Eigenschaft Du willst, und lies.

Ich entgegnete, in dem ersten Bilde bleibend, daß ja ein Geisteskind nicht besser groß gezogen werden kön-

ne, als an solchem Mutterherzen, nahm das Blatt und fing an zu lesen.

Die Predigt handelte von der Forderung, welche der Apostel that, das Geheimniß des Glaubens in reinem Gewissen zu haben, und zeigte, wie hierin das ganze Christenthum ausgesprochen sey. Zuerst wurde von dem Gesetze geredet, das Gott jedem in sein Herz gegraben, und dann auch noch klärer in Steine: wie sich keiner davon lossagen darf, es nach Kraft zu erfüllen, und wie so jeder ein reines Gewissen zu erlangen trachten müsse. Allein damit ist das ganze Gebieth unsers innern Lebens nicht ausgemessen. Es wohnt in jeder Menschen-Brust eine Sehnsucht, die ihn oft unwillkührlich ergreift, und wenn er ihr Raum gibt, eine unüberwindliche Gewalt in ihm ausübt. Sie entsteht aus der Einsicht, daß er das Gesetz nicht vollkommen erfüllt, und offenbart sich dann in den verschiedensten Weisen. Er schaut in die untergehende Sonne, oder steht am Grabe seiner Lieben; er blickt in den sternebesäeten Himmel oder sieht auf sein armes, unvollkommnes Leben: dann rinnt plötzlich eine Thräne in seinem Auge, es wird ihm so wehe in den Schranken der Zeit, er fühlt wohl, daß er nicht so glücklich ist, wie er seyn könnte und möchte, und es treibt ihn ein Etwas, er weiß nicht was, zu einem unbekannten, die ganze Seele befriedigenden Gute. Das ist die letzte, heilige Spur, daß wir von Gott sind, die uns aber auch zugleich lehrt, daß wir das höchste Gut verloren haben. Es ist das einzige Band, das uns mit ihm noch zusammen hält, und das zu einem Seile der Liebe wird, an dem wir wieder zu ihm herauf gezogen

werden können. Spotte dieser innern weissagenden Sehnsucht oder betäube sie, womit du willst, es sey Erdenfreude oder Erdensorge: so bist du verloren und sinkst in eine öde, schaurige Gemeinheit herab. Doch das ist nicht die einzige Gefahr. Das Kind hat sich dieser morgenrothen Sehnsucht hingegeben, und meynt, sie in irdischen Dingen befriedigen zu können, doch es weiß noch nicht, was es thut. Aber der Jüngling fühlt auch dieses Verlangen, und selbst in dem Manne erstirbt es nicht; jener wähnt sich in Menschen, dieser in Ansichten und Gütern befriedigt zu finden; in ungeheuerer Verblendung tragen sie auf diese Gegenstände ihre unendliche Sehnsucht über; der Gegenstand ist zu klein, sie müssen sich ihn aus eigner Kraft vergrößern, und siehe da die Schwärmerei in ihren tausend Gestalten. Aber über der Gemeinheit und der Schwärmerei erhebt sich das Licht der ewigen Wahrheit. Sie beleuchtet die Sehnsucht und weiset der unbefriedigten Liebe einen unendlichen Gegenstand an: Gott! Kaum hat die suchende Seele Ihn gefunden, da ist ihr Verlangen erfüllt, sie fühlt sich zum ersten Mahle in ihrem rechten Verhältniß, sie ist selig in dem Anhangen an der unendlichen ewigen Liebe, und das ist Glaube. Nichts ist klärer als das reine Gewissen, nichts geheimnißvoller als der Glaube; denn dort ist menschliche Begreiflichkeit, hier ist göttliche Unendlichkeit! Aber beydes thut uns Noth! Ist auch dieses etwas Ewiges und jenes nur der Zeit angehörig, dieses etwas Empfangenes und jenes erworben, und kann auch dieses nur unsere himmlische Verhältnisse zu Gott und jenes das irdische Verhältniß zu den Menschen angehen: nur wo

beyde sind, da ist das ganze Leben des Christenthums, inneres Wesen und äußere Gestalt, Wandel im Himmel und Friede auf Erden! In einem Geheimnisse sind alle Räthsel des Lebens gelöset, und durch die klare Sprache des Gewissens wird jede That des Lebens geordnet. Die Thräne rinnt noch wohl im Auge, aber es ist die Thräne der demüthigen Freude. Wanken dann auch die Knie im Laufe, ermüden die Hände in der Arbeit, blutet das Herz in den Leiden der Welt: die wankenden Knie beugen sich auf Golgatha, mit den müden Händen umfaßt man das Kreuz des Herrn, und das blutende Herz legt sich an die wunde Brust der leidenden und versöhnenden Liebe! Selig wer das Geheimniß des Glaubens in reinem Gewissen trägt; das Höchste des Lebens hat er gefunden, und ist nicht blos ein Diener Gottes in der sichtbaren, streitenden Kirche voll Noth und Leid, sondern auch da, wo die Perlenthore sich an den Mauern von Jaspis öffnen, in der Stadt des lebendigen Gottes, wie der Seher sie sahe am Tage des Herrn. Dort, wo weder Sonne scheint noch Mond, sondern die Herrlichkeit Gottes sie erleuchtet, da darf er wandeln auf den goldnen Gassen in demselbigen Lichte und mit den Knechten des Herrn Ihm dienen, Sein Angesicht schauen und Seinen Namen an der Stirne tragen! Das sind dunkle Worte, aber dunkel vor Glanz eines ewigen Lichtes — mit einem Worte: Geheimniß des Glaubens! Und dieses Geheimnisses Zeuge ist allein wiederum das reine Gewissen. O selige Tiefe des Lebens, das mit Gott in Christo verborgen ist! Geheimniß des Glaubens in reinem Gewissen! goldner Apfel des Glaubens in der silbernen Schale der Liebe!

Eine Predigt, die noch erst gehalten werden soll, ist für einen Pfarrer eine ganz andere, als dieselbe, wenn sie schon gehalten ist. Ich möchte sie einem Obstbaume im vollen Knospenreichthum, an dem erst einige Blüthen erschlossen sind, vergleichen, und der auch für jedes Menschenherz ein anderer ist, als derselbe, wenn er im Herbste seine Früchte schon abgegeben hat. Eine solche Predigt am Samstag-Abende ist und bleibt eine noch nicht vollendete, wenn auch keine Sylbe an ihr verändert wird, und das Herz voll Liebe und Gebet schwebt an ihr auf und ab, und immer von neuem lebt es sich in die Betrachtung hinein. Die Pfarrfrau hat sie mit Recht einem Kindlein verglichen, das mit Sorge oder Glauben, mit Angst oder Hoffnung, mit Thränen oder Freuden erst gepflegt werden muß, wie es eben kommt, und geliebt und gezogen wird wie ein Kind. Aber darum kann ein Pfarrer solch eine Predigt auch nur der Gattin oder dem vertrautesten Freunde am Samstag-Abende vorlesen.

Ich legte das Blatt zur Seite, und Rede und Gegenrede verbreiteten sich über die Fülle und Herrlichkeit eines solchen Lebens, wie das Evangelium es fordert und gibt. Das Gespräch nahm bald die Richtung auf den heutigen Festtag. Wir betrachteten jetzt seine einzelnen Seiten in dem Lichte der Worte des Apostels, und bald gewannen wir in demselben einen Ueberblick über unser ganzes Leben, der von dem heiligsten Standpunkt aus genommen ist. Wir sahen, daß, wenn das Geheimniß des Glaubens unser Leben in Gott in sich faßt, das reine Gewissen, das Leben in uns selbst angeht. Aber

zwischen beiden, gleichsam vermittelnd und von beider Wahrhaftigkeit zeugend, steht das Leben der Liebe, das wir in andern führen. Diese drei Ansichten erschöpfen das Leben. Wir haben Selbstbewußtseyn und leben in uns; wir sind im besten Falle, in Christo von Gott gekannt, geliebt, und leben in ihm; aber auch andere Menschen tragen ein Bild von uns in sich, und wir leben, so zu sagen, in ihnen.

Wie reich ist ein Leben schon, das sich dieses dreifache Lebens nur erst bewußt ist, sagte die Pfarrfrau.

Wie reich muß ein Leben seyn, in dem alle drey zusammenstimmen und ein ungetheiltes Daseyn ausmachen, versetzte ich; wo man Gott liebt über alles und darum den Nächsten als sich selbst!

Das wird vollkommen wohl erst jenseits erscheinen, erwiderte sie, und ich fügte hinzu, daß unsere Liebe der Maßstab sey, wie weit es hienieden mit uns in dieser Uebereinstimmung gekommen sey. Der Glaube, durch den wir in Gott leben, wird an der Demuth erkannt; die Demuth aber, die das heilige Element des Lebens in uns selbst ist, wird an der Liebe offenbar, durch die wir in andern leben.

Es wurde darauf gefragt, auf welches Leben sich dann ein Geburtsfest beziehe? Wir mußten gestehen, daß es sich eigentlich nur auf das Leben in uns selbst beziehe, wie denn das Tauffest auf das Leben in Gott weise. Die Pfarrfrau äußerte, daß dieß einen Gedanken berühre, welcher ihr den ganzen Tag über oft störend im Sinne gelegen. Sie habe gedacht, es sey doch viel schöner und frömmer gewesen, wenn unsere Väter das

Tauffest gefeyert und das Geburtsfest hintansetzten, und daß wir nur den Geist der Eigenliebe zu unserer Zeit offenbaren, indem wir des Tauffestes wenig gedenken und nur das Geburtsfest begehen. Zeigen wir damit nicht deutlich an, daß wir die Geburt zu diesem armen Zeitleben höher achten, als die Geburt zu dem ewigen Leben, das uns durch die Taufe im Reiche Gottes aufgeht? — Aber die Demuth, in der ein frommes Gemüth den Geburtstag begeht, ist doch das Kennzeichen des Glaubens, wandte ich ein. Sie gab das zu und nannte es den einzigen Trost bey dem Nachtheile, in den unsere Zeit uns gegen die Vorzeit gesetzt; aber die ganze Schönheit eines solchen Festes, das den Anfang unsers Lebens bezeichnet, kann nur an einem Tauftage empfunden werden.

Ich umarmte das liebe, kirchliche Weib, das gerne sogar seinen Samstag daran gegeben, um den Sonntag desto herrlicher auszuschmücken. Was war es anders, als jene Rüsttags-Demuth, die mit Freuden sich großer Arbeit und Unruhe unterziehet, um den Tag des Herrn so frey und festlich darzustellen wie möglich.

Noch viel schwebte mir auf der Zunge, das ich hierüber sagen wollte, als ein Brief, der hereingebracht wurde, uns unterbrach.

Es ist des Vaters Handschrift, rief die Pfarrfrau, es sind seine großen deutlichen Züge!

Der Brief wurde entsiegelt und verlesen. Der ehrwürdige Greis hatte seine Gedanken und Wünsche zu dem Geburtsfeste der geliebten Schwiegertochter auf eine sinnreiche Weise eingekleidet. Er begann damit, daß unser inneres Leben ein immerwährendes Gebet seyn müsse.

Darum habe auch der Herr in dem Gebete, das er selbst uns gegeben, die Grundzüge des Menschenlebens entworfen und dasselbe nach seinen sieben Stufen in heiliger Verklärung vorgebildet. Es sey merkwürdig, daß dies Gebet mit dem ersten und innigsten Worte beginne, welches unser kindlicher Mund stammelt, und mit dem Schlußworte, unter dem wir verscheiden möchten, endet und in seinen sieben Bitten, die zwischen Anfang und Ende liegenden, sieben Hauptstufen des Lebens andeute. Du warst kaum geboren unter dem Abendgeläute am Samstage, fuhr er nun fort, und Deiner Aeltern Herz hatte kaum einige Tage in Vater- und Mutterfreude geschwebt, da erbot sich Dir der Herr des Himmels und der Erde zum Vater und weihete Dich durch seinen Namen zu seinem Kinde, und war so die Taufe nicht Anfang und Erfüllung zugleich der Bitte: Geheiliget werde dein Name! Du erwuchsest, und nahe an den Jahren der Jungfrau hattest du mit der Erkenntniß deiner selbst die Erkenntniß des ewigen Heils empfangen, und als Du nun knietest am Altare und weinend und betend eingesegnet wurdest, was war es anders, was erbeten wurde, als: Dein Reich komme! Das Herz erstarkte in diesem Segen, nun sollte es auch einen eigenen Kreis um sich bilden. O ich sehe Euch noch als die neu Verlobten, wie Ihr vor den Vater tratet, der auch als Diener der Kirche vor Euch stand, und unter Thränen und Gebeten aller Anwesenden Eure Hände über dem Herzen des Vaters zusammen legtet, und über demselben von dem Herrn Trauungssegen erflehtet! Wir beteten mit Euch: Dein Wille geschehe auf Erden,

wie im Himmel! Indeß die Ehe, diese von Gott gestiftete Ordnung hat ihre Herrlichkeit in Gott, aber auf Erden ihre Mühe. Wenn nun die Kinderschaar sich um den häuslichen Tisch lagert, und Vater und Mutter mit eben so viel Sorge als stiller Herzensfreude in dem Kreise sich umsehen, und aller Hände sich falten, der Vater sein Haupt entblößt, und aller Augen warten auf den Herrn, offenbart sich dann nicht alle irdische Mühe und alle himmlische Herrlichkeit der Ehe in der Bitte: Unser täglich Brod gib uns heute! Indeß ein solches häusliches Leben tritt in gar vielerley Verhältnisse zur Welt; da werden Pflichten versäumt, Hoffnungen betrogen, und man fühlt es wohl, daß sie im Argen liegt. O Kindlein, eilet zum Altare des Herrn, und bittet um innern Frieden des Herzens und *gelobt* den äußern mit der Welt; empfahet das *heilige Nachtmal* des Herrn, damit ihr in beyden gestärkt werdet, und die Bitte Erhörung finde: Vergib uns unsre Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern! Allein wer könnte solche Erfahrungen machen, ohne daß sein Vertrauen in sich selbst gebrochen, und dagegen die Zuversicht auf die Gnade des Herrn gemehrt werde? Man will fortan nur wandeln an der Hand einer allmächtigen Liebe, nur ruhen unter den Flügeln einer allweisen Barmherzigkeit, nur streiten unter dem Zeichen einer allgegenwärtigen Gnade. Nun ist das innere Leben mit Gott auf seiner Höhe angelangt, wie früher das kirchliche und häusliche, und da ertönt die geheimnißvollste, aber seligste Bitte: Führe uns nicht in Versuchung. Wenn dann endlich Fallen und Aufstehen,

Siegen und Unterliegen, sich Freuen und sich Betrüben lange genug gewechselt, und ein Greis, wie Euer alter Vater an den Abschied denkt, o laßt Euch sagen, der hat alles in die Hände jener ewigen, zuverlässigen Erbarmung gelegt, er flehet jetzt nur, daß der Herr ihm, wenn sein Stündlein kommt, ein seliges Ende bescheeren und mit Gnaden aus diesem Jammerthale zu sich nehmen möge in den Himmel. Kommt es dann, so sprecht ihr Amen und ich auch, und in meinem Amen liegt noch die Bitte, daß Ihr es auch einmal sprechen möget in gewisser Hoffnung und bis dahin betet mit mir Erlöse uns von dem Uebel.

Wir waren unter dem Lesen in große Bewegung des Herzens gekommen und schwiegen. Da klangen die Töne des Abendgeläutes herein. Das waren die Augenblicke, in denen die Pfarrfrau einst das Licht der Welt erblickt hatte. Eine stille, heilige Feyer war unter uns, viel unausgesprochener Dank, viel Gebet, das nicht laut wurde. Die geweihten Laute drangen immer heller und freudiger in die stille Kammer, und machten dem tief bewegten Herzen Raum, daß wir weinen konnten vor Freude. — Solche Augenblicke können nur angedeutet werden für die, welche sie kennen. Ewigkeit! — das ist das einzige Wort, das für sie paßt, in allen seinen Beziehungen.

Nach einer Weile hörten wir Kindes-Tritte. Der kleine Adolf war es. Er schlug an die Thür und rief: Mutter! Mutter! Die Mutter öffnete ihm die Thüre. Er lief auf sie zu und umfaßte ihre Knie mit einem wunderbaren Blick. Sie hob ihn auf, und er legte sich still an ihre Brust. Dann sah er mit funkelnden Augen

empor und reichte der Mutter einen Kranz von Immergrün, aus dem einige Veilchen hervorsahen. Die Mutter konnte nicht antworten, Thränen drangen aus ihren Augen, und sie streichelte dem Knaben die Wangen.

Ich soll Euch rufen, sagte er. Sie sind alle da, Großvater, Großmutter und die übrigen alle. Ich reichte der tief bewegten Gattin den Arm und führte sie in den glänzend erleuchteten Saal.

Eine Menge von Kerzen strahlte uns entgegen. — Kunstvoll war eine reiche Bescheerung auseinandergelegt. Eine große Gesellschaft hatte sich eingefunden und unbemerkt versammelt. Ueberrascht, beschämt, fast niedergedrückt von so viel Liebe und Zuneigung sank sie in die Arme der Mutter und des Vaters.

O, es ist eine nicht hoch genug zu preisende Wohlthat des Herrn, wenn uns an unserm Geburtsfeste das Herz noch entgegen schlägt, unter dem wir das Leben empfangen, und die väterlichen Arme uns noch umschlingen können, die uns damahls unter den Thränen der Freude zum ersten Mahle segnend emporhoben! Gewiß, die gerührteste Feyer des Geburtsfestes ist am Herzen des Vaters und der Mutter, und wen der Herr lieb hat, dem erhält er sie bis in späte Jahre!

Die Aeltern nahmen die Tochter in ihre Mitte. — Adolf hing sich an das Kleid der Mutter. Die Geschwister begannen einen Festgesang, in dem wir alle einstimmten.

2.

Der Ostermorgen.

Es dämmerte in den Straßen der uralten Stadt. Die ersten matten Strahlen des kommenden Tages flossen mit dem Lichte des erblassenden Mondes zusammen. Milde und verheißungsvoll bey ihrem Verbleichen schauten die Sterne herab, und es war als ahne die ganze Natur ein großes festliches Kommen. Da schlug es von den vielen Thürmen zugleich über die stillen Gassen und verschlossenen Häuser vier Uhr. Wir gingen zu Sophiens Grabe.

Die heiligen Ostern sind das Fest eines allgemeinen Wiedersehens. Das ist oft gesagt, aber eben weil man nicht müde wird, es immer von neuem zu sagen, so muß ein tieferer Gehalt in dieser Ansicht liegen, den jeder in Hoffnung hat endlich ans Licht zu bringen, der das Gesagte aufs neue sagt. An jenem Sabbathe sehr frühe, als die Sonne aufging, erfüllte sich so unerwartet herrlich den Jüngern, was ihr Herr ihnen verheißen: Ich will euch wiedersehen und euer Herz soll sich freuen, und eure Freude soll niemand von euch nehmen. An demselbigen Ostertage sahe die Menschheit ihr verlornes Erbe wieder, und der verschüttete Eingang zum Himmel, den lange Jahrtausende mit Thränen gesucht, war wieder erbrochen und geöffnet. Nun feyern die Gläubigen an diesem Feste ihres Herrn

Auferstehung und in derselben ihre eigene. Die Leidtragenden gehen zu den Gräbern und stärken ihre Hoffnung auf die Stunde, wo auch diese Gräber sich wieder öffnen werden. Und in allen Freunden, die in der irdischen Entfernung fühlen, wie nahe sie sich geistlich angehören, regt sich um Ostern ein sonderbarer Zug, sich wiederzusehen und im Bilde voraus zu nehmen, was ihnen einst ewig zu Theil werden wird. Oder sollte es blos der Aufgang des Frühlings nach langem Winter, und nicht vielmehr auch ein geheimer, in der kirchlichen Zeit begründeter Trieb seyn, der sie erregt?

Als wir am heiligen Abende vom Gebirge in die Ebene kamen, wandelten ganze Schaaren von Ostergängern vor uns hin. Wir sahen, daß mit uns noch mehrere jenen Zug gefühlt hatten und ihm gefolgt waren. Die Pfarrfrau meinte, man könne uns Emmahusgänger nennen, und es zeige sich dann auch hierein, wie die Eine Begebenheit an den ersten Ostern sich, wie alle die großen Erscheinungen an jenen Tagen in viel tausend Mal vervielfacht, durch den Lauf der Zeit wiederhole. Vor uns lag die uralte Stadt am Strome, mit den Kirchen und Plätzen, an denen schon vor anderthalb Jahrtausend der heilige Abend von Christen gefeyert worden. Hinter uns schlugen die Flammen der Osterfeuer von den Bergen gen Himmel. Vergangenheit und Gegenwart, Nähe und Ferne liefen gleichsam in einander, und alle Zeit der Welt erschien uns endlich in unsern Gesprächen nur als ein großer Osterabend, in den bloß die Nacht herabsinken darf, um uns die ewigen Ostern zu geben. Die gewaltigen Glockenschläge vom Dome erschollen, als wir über den

Strom schifften, und zwischen ihnen, gleichsam auf ihnen, als den Grundtönen, erklang das fernere, zartere Geläut aus den andern Thürmen, und es war uns, als töne der dumpfe, ernste Schall von Sophiens Grabe über die Stadt her und lade uns ein, an ihm das Vorfest des Wiedersehens zu feyern.

Nun war es Ostermorgen, und in erster Frühe machten wir uns auf, das theure Grab zu besuchen. Im ganzen Jahr schwebt kein so lichter, himmlischer Glanz um die Gräber, als an diesem Morgen, und man könnte den Ostermorgen den Festmorgen der Gräber nennen. Das Grab bewahrt freylich nur die irdischen Ueberreste, die Trümmer des abgebrochenen Tempels, in dem ein edler Geist gewohnt. Aber aus den Trümmern des ersten Tempels bauten ja die Erlösten, die ins gelobte Land zurückkehrten, den zweiten Tempel, in dem Christus wandelte, und der darum herrlicher war, als der erste. Das Grab eines frommen Menschen ist eine heilige Stelle sowohl für unsre Hoffnung, als für unsere Erinnerung.

Aber das tagende Licht, in dem wir zum Grabe wandelten, hatte die Finsterniß noch nicht überwunden. So konnten die Strahlen der himmlischen Hoffnung auch noch nicht unsere irdische Wehmuth durchbrechen. Unwillkührlich erfüllte die Erinnerung an die schöne Vergangenheit noch unsere ganze Seele.

Die Pfarrfrau hatte an jeder Hand einen der Söhne Sophiens. Der Bruder und ich schlossen von beyden Seiten die Reihe. Oft blieben wir stehen, als wollten wir uns etwas sagen, aber das Wort erstarb auf der Zunge. O wenn man zu solch einem Grabe geht, hat man zuerst

nur Thränen, die an Statt der Worte reden. Selbst die Kinder schwiegen.

Endlich brach die Pfarrfrau das Schweigen, die für Freud und Leid das Wort dann sicher empfängt, wenn sie beydes in einem biblischen Gleichniß erblickt. Sie sagte: Von Maria, Lazari Schwester, hieß es, sie geht zum Grabe, daß sie daselbst weine.

Der Gang ist weit und dauert lange, versetzte der Bruder.

Wenn wir am Grabe nur den Herrn finden und den lebenden Todten, wie Maria! fügte ich hinzu.

Das Gespräch stockte. Ich sann den Gängen nach, welche uns die Liebe gehen heißt und die so verschieden sind im Leben. Es trat jener Frühlingsabend vor meine Seele, wo die Vollendete so voll Liebe mir entgegen kam, wo mich der Frühling des Jahres geringe dünkte gegen den geistigen Frühling im Herzen der blühenden Schwester, und wo sie sprach: O wäre der alte, ehrwürdige Vater doch hier, noch heiliger wäre mir dieser schöne Abend. Dann dachte ich des frohen Ganges, den ich in brüderlicher Liebe in ihre Wochenstube gethan, als sie mir ihren ersten Knaben entgegen reichte und sprach: Gib ihm auch deinen Segen; du sollst sein Taufzeuge seyn. Ach in dieselbe Stube that ich hernach den Gang zu der Sterbenden, von der ich ohne Wort mit einem Händedruck schied, weil das Herz zu viel zu sagen hatte, als daß es Worte hätte finden können. Und nun dieser Gang zum Grabe der frühe Vollendeten am Ostermorgen mit ihrem Wittwer und ihren Waisen!

Die andern mochten in ähnlichen Bildern die Vergangenheit mit der Gegenwart verglichen haben, denn der Bruder sagte:

O welch einen dunkeln Weg hast du noch wandeln müssen, schmerzenreiche Gattin, die ich schon frühe eine Vollendete glaubte! Durch welche unsäglichen Kämpfe, Ueberwindungen und Verleugnungen, durch welche Kreuzigung auch der allerfeinsten Höhen der Eigenliebe hast du dich hindurchwinden müssen, bis der Sieg auf dem Angesichte der Entschlafenen glänzte, wie der Mond uns noch helle scheint, wenn das Licht schon längst von ihm ausgegangen ist. Sie hat in der That erfahren, was jenes Lied sagt:

Es glänzt der Christen inwendiges Leben,
Obschon sie von außen die Sonne verbrennt.

Dieses Lied und jenes andere von dem Durchbrecher aller Bande hatte sie sich noch in der Krankheit abgeschrieben und immer zur Seite. Ach, wie oft erscheint sie mir noch, wie sie im furchtbarsten Kampfe die Hand ausstreckte und rief: Und dennoch, dennoch bleib' ich stets an Dir! Darum war unserm Freunde der Anblick der entseelten Leiche so auffallend, als er um eilf Uhr in die Todtenkammer trat. „Das ist nicht Sophie, sagte er, das ist nur die abgestreifte Hülle, das ausgezogene Gewand!“ So sichtbar war die Scheidung des irdischen Bildes vom himmlischen, und jenes schien sich selbst nicht mehr ähnlich, als dieses nicht mehr hindurch strahlte. Wir bemerkten ja alle in den letzten Tagen, daß sie nur noch an dem großen, reinen, wahrhaft herrlichen Auge kenntlich war. Als auch dieses sich schloß, hielt ich mich an das himmlische Bild, und als

mir der Herr Kraft gab, vierzehn Tage nachher wieder zu predigen, konnte ich sagen: Fahre nur hinab in's Grab, du irdisches Bild, das himmlische lebt in mir und ist droben unsterblich!

Nach einer Pause rief er aus: O ihr Leidensstunden, ihr bangen Tage und Nächte, die noch beängstigend auf meinem Herzen lasten, bleibt mir immer gegenwärtig, damit nie in mir die göttliche Traurigkeit ersterbe!

Ich sahe immer nur bey Sophien, sagte die Pfarrfrau, das himmlische Bild im irdischen, und ich kann nicht sagen, daß bey irgend einem andern Menschen mir dieses so ganz vor jenem verschwunden und schon bey Leibes-Leben untergegangen sey.

Zwei Grundzüge waren in ihrem Wesen, fuhr der Bruder fort, die sich in ihren Leiden fast als die *alleinigen* Kräfte ihrer Seele hervorthaten und gleichsam *zusammen* zu fließen schienen, um für sich allein ein menschliches Wesen zu bilden. Der eine Zug war ihre Liebe zum Heilande, in der das Holdselige und Unbewußte gegründet war, das Einfache und Geheime, das jungfräulich Verborgene in ihren Gefühlen und Empfindungen, das Zarte und Geistige, das sich vor der Welt mit einem Schleier verbirgt, aber dem Herrn sich öffnet wie eine Rose dem Sonnenstrahl. „So wir im Lichte wandeln, wie Er im Lichte ist, haben wir Gemeinschaft unter einander, und das Blut Jesu Christi, seines Sohnes, macht uns rein von aller Sünde." Das war ihr Denkspruch beym letzten Abendmahle, welches der Vater ihr reichte, und es ist die Losung ihres ganzen Lebens gewesen. Der andere Grundzug ihres Wesens war das Heimweh nach oben. Auf Erden war sie nirgend ganz

daheim. Wie die flatternden Schwalben mit der blendend weißen Brust und dem sonst schwarzbläulichten Trauer- und Glaubensgewande umherfliegen, bis sie endlich sich dem großen Zuge ins wärmere Land gesellen können; oder wie die Taube aus der Arche umherflog, wohl ein Oehlblatt des Friedens pflückte, es brachte, um andern Freude zu machen, aber nirgend für sich auf der Erde einen Ruhepunkt finden konnte: so war es auch mit ihr. Die große, überströmende Heiterkeit, die man oft an ihr sahe, beruhete auf Liebe gegen andere, und auf dem himmlischen Frieden ihres Herzens, die in solchen Stunden ihr zum Bewußtseyn kamen. Dieser Zug nach der Heimath gab ihrem tiefen Gemüthe die sinnige Beweglichkeit, das still Wartende, das sanft Gespannte und jenes Aufstreben, das man in ihrer Nähe als Aufforderung nach oben fühlte. Alles, was sie an das Streben, das sie nur ein Heimgehen nannte, erinnerte, war ihr besonders werth; jede Freude und jedes Leid gewann in ihrem Herzen gleich die Gestalt der Ahnung, und oft ist es mir zum Verwundern gewesen, wie sowohl der Schmerz, als die Wonne nach kurzem Aufblitzen, alsbald in der mittlern Empfindung einer ungemein wohlthuenden Rührung sich verloren. Unter allen Blumen liebte sie vorzugsweise das Märzglöcklein auf dem Schnee, das, ihr und uns unbewußt, das Bild ihres schnellen Blühens und Verwelkens in dieser rauhen Winterluft der Erde war. Es war ihr ja auch leicht etwas zu rauh, und wir sagten oft, sie gehöre nicht für diese niedrige Gegend. In diesem Sinne mochte sie wohl am Abende zu singen pflegen:

Kommt, Kinder, laßt uns gehen,
Der Abend rückt herbei.
Es ist gefährlich stehen,
In dieser Wüsteney u. s. w.

Und wenn wir ihr in den letzten Wochen, wo wirklich der Abend ihres Lebens einbrach, vorsagen mußten, ihr könnt denken mit welchen Empfindungen:

Es wird nicht lang mehr währen,
Halt noch ein wenig aus,
Es wird nicht lang mehr währen,
So kommen wir nach Haus u. s. w.

so wiederholte sie jedes Mal freundlich lächlend den Schluß:

Wie wohl, wie wohl wird's thun!

Der Bruder schwieg. Mich dünkte, versetzt' ich, damals als wir ihren Sarg schlossen, als wenn die bleichen Lippen sich noch einmal hätten öffnen und sagen wollen: Wie wohl, wie wohl thut's jetzt! O es war ein heiliger Augenblick! Das Geläute zur Beerdigung hatte schon begonnen. Einsame, starke Glockenschläge antworteten sich nach langen, gemessenen Zwischenräumen aus zwey verschiedenen Thürmen, als wollten sie in ihrer Höhe ein Todtengespräch über die eilende Vergänglichkeit und hinfällige Herrlichkeit alles Irdischen führen. Die ernste Bedeutung dieser alten Sitte ist mir nie klärer geworden, als damals. Die Frauen hatten sich eingeschlossen, still zu trauern. Unten im Hause stand die Flur voll schwarz beflorter Träger, und die Leichendiener durchkreuzten die Menge mit ihrer kalten anständigen Eilfertigkeit, um die letzten Anordnungen zu beschicken. Die Freunde umringten Dich in dem großen Zimmer, schweigend in ihre Trauermäntel gehüllt. Da winktest Du mir, Dir in die Todtenkammer zu folgen. Zum letzten Male

sollten wir die Gestalt sehen, die ein liebend Herz uns so theuer gemacht, und ich danke Dir noch heute, daß Du es so geordnet, daß keine fremde Hand den Sarg schließen durfte. Du öffnetest die verschlossene Kammer. Da lag in ihrem weißen Unschuldsgewande die liebe Leiche. Das Auge blickte uns nicht mehr entgegen in seiner gewohnten Milde und Wärme, aber die Hände waren noch so fromm gefalten, wie ehedem. O wenn nur noch Ein Mal diese Augenlieder sich gehoben hätten für Einen Blick der scheidenden aber hoffenden Liebe! O wenn nur noch Ein Wort mit dem gewohnten zarten Klange uns über diese Lippen ein Lebewohl gehaucht hätte! Aber sie war stumm und schlief im Sarge, eine Todenstille war in der Kammer, und nur von unten drang das Geräusch herauf. Wir drückten den letzten Kuß auf die gefaltnen Hände. Du standest oben zu den Füßen der Leiche. Wir hoben den Deckel auf, um ihn auf den Sarg zu legen. Ach, wer gab Dir Kraft, daß Du das Wort des Abschiedes so gläubig aussprechen konntest:

Hier ruhe sanft in stiller Kammer,
Du Bild der Unschuld! nun Ade!
Bis ich erlöst von allem Jammer,
Im Himmel einst Dich wieder seh'! —
Hier leg' ich Dich zur stillen Ruhe,
Und unsre Thräne rinnt um Dich,
Das Letzte, was ich für Dich thue,
Ist Liebe, doch — — — —

Da erstickte das Wort in Thränen. — Leise legten wir den Deckel auf den Sarg und schlossen ihn. Wir knieten nieder. Man pochte an der Thür. Wir standen auf

und umarmten uns. Die Träger kamen und trugen den Sarg hinaus — diesen Weg.

Ja, den Sarg, und nur ihn mit der Hülle, sagte der Bruder.

Du bist hingegangen, theure Sophie, rief er aus, aber einen Lichtzug hast Du hinterlassen, in welchem wir Dir nacheilen. Wir wünschen Dich nicht wieder zurück. Aber zu Dir zieht es uns hin, und komm ich auch nicht weiter für jetzt, als zu Deinem Grabe.

Der Gottesacker mit den Pappeln lag vor uns. Der frische Morgenwind bewegte sie, wie der Odem des Herrn, der einst in die Gebeine hauchen wird. Das tagende Licht hatte nun die Finsterniß überwunden, und der Aufgang war nahe.

Ziemlich entfernt von der Stadt liegt der Gottesacker mitten in einem weiten Fruchtfelde. Es war stille, wie es um die Gräber seyn soll. Kein Mensch, kein lebendiges Wesen ließ sich sehen. Wir waren ganz allein bey den Todten.

Dort, fast dicht an der Mauer, liegt Sophiens Grab. Ein einfacher Stein bezeichnet die Stelle, wo ihr Leichnam ruht. Wir schritten schweigend über die benachbarten Gräber und stellten uns im Kreise um die verschlossene Gruft. Wenige Worte an den Steinen sagen, wer hier liegt. Lies einmal, Karl, sagte der Bruder zu seinem ältesten Sohne.

Das Kind las Sophiens Namen, ihren Todestag und die geringe Anzahl ihrer Jahre. An der andern Seite stand: „Sie war nicht von dieser Welt. Darum ist sie

„frühe heimgegangen und ruft von dort: Liebt ihr zum „Himmel herauf, lieb' ich zur Erde hinab."

Da ging plötzlich vor uns die Sonne auf. Herrlich und voll hob sie sich über der schweigenden Erde nach und nach herauf, um sie ins Leben zu wecken.

Unwillkührlich knieten wir nieder. Der älteste Sohn folgte dem Vater, der jüngere dem ältern. Der Vater kniete zwischen seinen Söhnen am Grabe der Mutter, und wir ihnen gegenüber. Wir weinten. Wir beteten.

Als wir aufstanden, sahen wir das volle, strahlende Angesicht der Sonne über den Gipfeln der Berge. Es war, als wenn eine himmlische Macht uns aufgehoben hätte.

Der Herr ist auferstanden! rief der Bruder, noch Thränen im Auge.

Ja, er ist wahrhaftig auferstanden, antworteten wir, und lebet in Ewigkeit! Amen.

Amen! wiederholten Alle.

Eine Lerche schwang sich auf und sang ihr Jubellied der Auferstehung aus den Höhen herab, und ihr Gesang dünkte uns etwas vom Klange der Lieder zu haben, welche die Himmel bey der Auferstehung des Erstlings unter seinen Brüdern sangen, und welche sie einst der Auferstehung der Gläubigen entgegen singen werden.

Laßt uns auch singen, sagte die Pfarrfrau, und stimmte nach einer der ältesten und rührendsten unter allen Gesangweisen der Kirche folgenden Vers an:

Wie wird mir seyn, wenn ich den ew'gen Sohn
Und die er heiligte
Rings um ihn her und um den lichten Thron
In großen Schaaren seh',

Und wenn dann auch die Meinen,
Mit Palmen in der Hand,
Sich nähern, Wonne weinen,
Daß ich auch überwand!

Wir fühlten jene Mischung von tiefer Wehmuth und hoher Hoffnung in diesem Verse, die sich noch in unsern Tagen bey einer ganzen Gemeinde kund that. Zum ersten Male wurde die unbekannte Weise in einer vollen kirchlichen Versammlung von einzelnen zerstreuten Stimmen gesungen, und wie dieser Vers erklang, hatte man das nur in frühern, bessern Zeiten der Kirche gewöhnliche Schauspiel, eine ganze Gemeinde durch den Gesang zu Thränen gerührt zu sehen.

So erklang jetzt dieser wahrhafte Grabgesang der gläubigen Gemeinde am Ostermorgen, und die Töne der Lerche wirbelten herein, und die goldne Scheibe der aufgegangenen Sonne leuchtete in unsere Augen. Wir waren ungemein erhoben. Die Gräber schienen uns geöffnet, der große Morgen schon angebrochen, und die Verklärte unter uns. Jeder von uns meinte in diesem Augenblick, es sey hier nicht mehr die Stelle der Klage über die verlorne, sondern die Freude über die wiedergefundene Sophie.

In diesen Gedanken mochte die Pfarrfrau sagen: Hier könnte man auch anwenden: Siehe, wie hat Er sie so lieb gehabt!

Gewiß hat der Herr die Vollendete lieb gehabt, erwiderte der Bruder, daß er sie so frühe, wenn gleich schmerzlich, dem Ziele zuführte, und auch uns, daß er in der Trauer um sie uns die treibende Sehnsucht nach Ihm gegeben. Laßt uns preisen die ewige Liebe, die uns sucht auf jede Weise und in jeder dieselbe Liebe und Barmher-

zigkeit ist. Sie läßt einen Augenblick sterben, um ewiges Leben zu geben. Sie läßt das Grab schließen, um es für immer zu öffnen. Sie selbst legt sich einen Charfreitag auf, um die Ostern ohne Ende herbeyzuführen.

Eine heilige Freude lag in seinem Angesichte, als er das sagte. Wir umarmten uns. Dann segnete er seine Kinder am Grabe der Mutter. Den besten Segen spricht sie selbst, sagte er. Ihr seht sie nicht, aber ihr Segen kann nicht fehlen.

Das schönste Morgenlicht umglänzte uns. Fast fühlten wir die Strahlen, wie sie uns fein und himmlisch berührten. So standen auch unsre Seelen in den Strahlen des göttlichen Lichts. Wir kehrten zurück. Noch lange verbreitete sich unser Gespräch über die Liebe zum Himmel hinauf und vom Himmel herab. Wir sahen wohl ein, welch einen Unterschied es mache, ob diese Worte von dem Manne der Liebe selbst, oder von einem Menschen, dem Er erst diese Liebe gegeben, zu den Bewohnern der Erde gesagt werden. Seine Liebe sey eine schaffende, die erst das Liebenswürdige in dem, welchen er lieben will, hervorbringen muß. Der Menschen, selbst der Vollendeten Liebe sey eine geschaffene, die durch das schon vorhandene Liebenswürdige hervorgebracht wird. Darum müsse es erst aus dem Munde des Herrn zu uns heißen: lieb ich zur Erde hinab, liebt ihr zum Himmel herauf, und dann könnten unsre Vollendeten sagen: liebt ihr zum Himmel herauf, lieb ich zur Erde hinab. So entstehe dann in dieser Liebe, von der Sophie sagte, daß sie nur Eine sey im Himmel und auf Erden, ein dreyfacher Bund zwischen Himmel und Erde. Die ewige Liebe liebte zur Erde herab,

um uns zu sich zu ziehen, dann können wir zum Himmel hinauf unsre Vollendeten und ihr Haupt, den Herrn, lieben, und dann endlich können sie vom Himmel herab uns lieben. Doch vergaßen wir nicht, daß bey uns die Liebe nur die Frucht des Glaubens ist, und auf diesen Gedanken gerathend, wurden wir von der Pfarrfrau gefragt, ob denn unser Gang von Anfang bis zu Ende nicht die sprechendste Aehnlichkeit mit jenem Gange zum Grabe Lazari habe? Die geschwisterliche Liebe, fuhr sie fort, hat uns ja auch hieher geführt, wir haben den Herrn gefunden und seine Nähe fühlbar vernommen, und was er dort gesprochen, haben wir auch erfahren: Hab' ich dir nicht gesagt, so du glauben würdest, solltest du die Herrlichkeit Gottes sehen? Das fanden wir alle und waren froh in dem Gedanken, daß eine biblische Erzählung sich in unserm Gange wiederhole. Um so fester schlossen wir uns an jene Worte an, die auch in derselben vorkommen, und die der Herr zu Martha sprach: „Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich sterbe. Und wer da lebt und glaubt an mich, der wird nimmermehr sterben. Glaubst du das? Und Martha sprach: Herr, ja, ich glaube, daß Du bist Christus, der Sohn Gottes, der in die Welt gekommen ist.“

Als wir uns der Stadt näherten, klang das Ostergeläute von allen Thürmen, und wie wir in die Landstraße bogen, und ihren Lauf durch die weiten Felder übersahen, war der Weg überall mit festlich gekleideten Menschen besetzt, und gruppenweise zogen sie zu dem hohen Feste in die Stadt. Langsam, mit unsrer stillen Feyer im Herzen, gingen wir der uralten Stadt zu und ließen die eilenden

Fußgänger an uns vorüberziehen nach gewechseltem Ostergruße. Aber schon die öftere Wiederholung des Grußes mit einer Menge von Menschen zog uns allmählig aus der innern in eine äußere Feyer hinein, und fast zu gleicher Zeit machten wir alle die Bemerkung, daß auch in dieser Hinsicht die Landleute vor den Stadtbewohnern begünstigt sind. Es ist nicht zu sagen, welche Ahnungen eines unaussprechlichen Reichthums von der Festfreude innerhalb der Stadt sich in unserm Gemüthe regen, wenn aus den vielen Thürmen eines Ortes das verschiedenartige Geläute in einander klingt, und diese Wogen des Wohllauts in die Umgegend herausströmen, und wir nun mit Hunderten ihnen entgegen in die feyernde Stadt wallen. Drinnen müsse die ganze Herrlichkeit des Festes wohnen, meint man, und unwillkührlich werden die Schritte beflügelt.

Wirklich, als wir an diesem größten Festmorgen des Jahres in die uralte Stadt kamen, waren die vielen Tausende in festlicher Gährung. Der Eingang der Häuser war nach der Sitte des Landes mit weißem Sande geschmückt, der in den verschiedenartigsten Blumenformen umhergestreut war. Die Menge, welche die Tempel des Herrn suchte, drängte sich in den Gassen.

Der Bruder ging allein ins Haus. Wir mochten vom Grabe der Auferstehung nicht erst ins Sterbhaus gehen; sondern begaben uns gleich in das Gotteshaus. Die Gemeinde fing an sich zu versammeln. Einzelne saßen schon und bereiteten sich still betend zur gesegneten Anhörung der Predigt. In kurzer Zeit war die Kirche angefüllt.

Mit freudigem Halleluja begann der Chor den Osterpsalm, und dann sang die Gemeinde den alten Gesang, der

von einem sehr salbungsvollen Manne herrührt und also anfängt:

> Ich geh' zu Deinem Grabe,
> Du großer Osterfürst!
> Weil ich die Hoffnung habe,
> Daß Du mir zeigen wirst,
> Wie kann man fröhlich sterben,
> Und fröhlich auferstehn
> Und mit den Himmelserben
> Ins Land des Lebens gehn.

Unter dem letzten Verse dieses Gesanges trat der Bruder auf die Kanzel. Auf seinem Angesichte strahlte der milde Glanz der Grabesfeyer in der Frühstunde nach. Die Gemeinde hatte das Pilgerlied der Wallfahrt zum Grabe des Herrn gesungen, nun stellte er sich gleichsam an ihre Spitze, und führte uns zu dem entsiegelten Grabe, und ging mit den Jüngern hinein, um uns die Antwort zu bringen: Was sucht ihr den Lebendigen bei den Todten? und dann die noch höhere Antwort aus dem Munde des Auferstandenen selbst: Ich lebe, und ihr sollt auch leben. Doch schnell verließ er dieß Bild, mit dem er den Vortrag begonnen, und ergriff einfach den heiligen Gedanken des Osterfestes in den wahrhaft österlichen Worten: „Wie wir getragen haben das Bild des Irdischen, also werden wir auch tragen das Blld des Himmlischen.“

Er schilderte zuerst, was für ein gebrechlicher Zustand es sey, in dem wir das Bild des irdischen Menschen, des gefallenen Urvaters, tragen. Er war ja vom Grabe seiner Gattin gekommen, ein trauernder Wittwer stand er in der Gemeinde, und so konnte er vom Weh der Erde

mit zwiefacher Erfahrung reden. Er zeigte, wie diese Welt in jeder Hinsicht eine unvollkommene, und unser Leben in ihr ein armes sey, und diese Unvollkommenheit und Armuth erst recht sichtbar werde an der Sehnsucht, die unser Herz nie verleugnen kann. Wir streben nach Licht, und der eine zeigt uns als Lüge, was uns der andere als Wahrheit pries. Wir lechzen nach Seligkeit, und wenn wir meynen nach Jahre langer Anstrengung sie nun zu ergreifen, so umschauert uns plötzlich wieder der alte Frost des Elendes. Wir trachten nach Tugend, und wenn die Welt uns bewundert, wirft uns ein Blick in unser Inneres von der erträumten Höhe in den Wirbel eigensüchtiger Gedanken und unreiner Neigungen herab! Ach, muß nicht der Mensch immer im Streite seyn auf Erden, und sind seine Tage nicht wie eines Tagelöhners? Wie ein Knecht sich sehnt nach dem Schatten und ein Tagelöhner, daß seine Arbeit aus sey: also arbeitet man wohl ganze Monate vergeblich, und elender Nächte sind uns viele geworden. Woher das alles rühre, liegt am Tage. Wahrheit und Seligkeit, Licht und Wärme fliehen uns, weil uns die rechte Sonne nicht scheint. Die strahlendste Tugend ist unrein, und die glänzendste Gerechtigkeit der Menschen befleckt vor dem, des Augen sind wie Feuerflammen. Darum entbehren wir die Gewißheit Seines Wohlgefallens, dem nur gefallen mag, was so vollkommen ist, wie Er selbst. Aber woher soll uns Licht und Frieden kommen, wenn sie von ihm nicht kommen? — Gibt es denn kein Licht für meinen irren Gang? keinen Trost für mein zerrissenes Herz? keine reine Gerechtigkeit für meine unvertilgbare Sehnsucht? So fragt die Thräne des verzweifelnden Ver-

langens in Deinem Auge, der Seufzer aus Deiner beklommenen Brust und der Nothruf Deiner verirrten Seele.

O laß nur so fragen, fuhr er fort, dann kommt die rechte Antwort gewiß. Ja es gibt Wahrheit, Seligkeit, Gerechtigkeit für Dich. Ich bin der Weg, die Wahrheit, und das Leben; niemand kommt zum Vater, denn durch mich. So spricht Einer zu Dir, und dieser Eine ist Gottes Sohn, der Mensch geworden! Vergebens sehntest Du Dich nach Gott, denn er wohnt in einem Lichte, zu dem niemand kommen kann. Du verlangtest nach einer vollkommenen Welt, aber Du warst unvollkommen. Da machte die erbarmende, sich selbst erniedrigende Liebe das größte Wunder möglich. Der Ewige trat in die Zeit, und das Unendliche ließ sich in das Endliche herab. Das begreift Dein Verstand nicht, aber er soll die Möglichkeit glauben, wenn ihm die Wirklichkeit vor Augen liegt. Dieser Christus ist Deine Seligkeit, denn in ihm ist das Leben, und Er ist Dein Licht und Deine Wahrheit, denn das Leben war das Licht der Menschen. Und er will Deine Gerechtigkeit seyn, denn also hat er sich weissagen lassen, daß man ihn nennen wird, Herr, der unsere Gerechtigkeit ist! Du kannst nur erkennen, was in die Zeit fällt, nur lieben, was in Menschengestalt Dir entgegen kommt, und nur dem folgen, was Dir nicht zu hoch ist. Darum ward Gott Mensch, daß Du ihn erkennen und lieben und Dich ihm hingeben möchtest. Der Gerechte, trat er für Dich in eine Welt voll Sünde, ein Versöhner in das Leben voll Strafe, ein Sieger in die Gewalt des Todes. Weil er für Dich Deiner Sünden Sold, den Tod, erduldet, nimmt er ihm den Stachel, und weil er Gehorsam übend, vollendet ward, ist

er allen geworden, die ihm gehorsam sind, eine Ursach zur ewigen Seligkeit!

Fragst Du nun noch nach dem vollkommnen Leben, dem lichten, seligen, gerechten, das Du ersehnst? Siehe, Christus ist das vollkommne Leben, und sein Bild ist das Bild des Himmlischen. Er hat Dir den Antheil daran erworben, denn um unsrer Sünden willen ist er gestorben, und um unsrer Gerechtigkeit willen auferwecket. Er lebte, litt und starb auf Erden, den Menschen die Befriedigung ihrer Sehnsucht zu geben, und als er des Grabes Riegel brach und ein Held aus dem Grabe ging, ist er der Osterfürst geworden, dessen Auferstehung uns Vollendung seines Werkes, die göttliche Belobung desselben, und die Kräft unserer Erneuerung ist.

Der Bruder schloß seine Osterpredigt, mit der Bemerkung, wie darin die Eigenthümlichkeit des Evangelii bestehe, daß es uns diese ewige Welt der Gerechtigkeit in Christo, welche man sonst nur jenseits ahnet, schon hienieden schenke, und wie dieses Bewußtseyn des neuen Lebens sowohl der Inhalt, als auch die Bedingung der Osterfreude sey. Du bist jetzt schon, wenn Du glaubst, Glied an dem Leibe, dessen Haupt Er ist. Er erscheint Dir, wie Du es eben fassen magst: so wie Er von den Jüngern, die nach Emmahus gingen, am Brotbrechen, von Maria am Tone des Zurufs, von Thomas an seinen Wundenmahlen, von dem Jünger, welchen Er lieb hatte, an seiner Verheißung und von Petrus an der dreimaligen Frage nach der Liebe erkannt ward. Wo er aber erscheint, da eröffnet Er immer ein Grab, jetzt nur ein unsichtbares, einst ein sichtbares. Wohlan, so schließt euch auch nur auf eine Weile,

ihr irdischen Gräber, nehmt die theuersten Kleinode unserer Wallfahrt auf, und unsere Thräne benetze eure Hügel; ja sey immerhin selbst nur ein großes Grab, o Erde — diese unvollkommene Welt ist nicht unsre Heimath. Der Menschensohn weihete die Gräber, indem er sie bewohnte, aber er bewohnte sie nur, um sie zu erbrechen. Auf denn, weil das Grab dessen, der in allen Dingen den Vorgang haben mußte, erbrochen ist, so brechet auf, ihr Gräber, die man menschliche Herzen nennt, bis einst mit allen Gräbern unsrer Lieben das große Grab, die ganze Erde entsiegelt wird und in Christi Gerechtigkeit ein neuer Himmel und eine neue Erde mit ihren auferstandenen Bewohnern verklärt hervorgeht. Amen.

Die Gemeinde sang;

Laß des Dankes Harfe klingen,
Daß das Herz vor Freude bebt,
Laßt uns, laßt uns mächtig singen,
Dem, der starb und ewig lebt!
Daß das Herz vor Freuden bebt!
Preis und Ehre laßt uns bringen
Dem, der starb und ewig lebt!
Dem, der starb und ewig lebt!

Nachdem die hohe herrliche Osterweise, in der dieser Gesang gesungen wird, verklungen war, und wir aus dem einfach erhabenen Gotteshause traten, zogen die festlichen Osterzüge von Christen anderer Bekenntnisse in ihrer ganzen Pracht vor uns her. Das Kreuz wurde voraufgetragen; andere Osterweisen ertönten, und die ganze sinnliche Schönheit ihres Gottesdienstes ging an uns vorüber. Allein das Wort von dem neuen, vollkommenen Leben, das unserm Herzen in der Auferstehung des Herrn aufgeht,

erfüllte in seiner überirdischen Herrlichkeit unsre Seelen dergestalt, daß wir durch diese mehr äußerliche Feyer nicht gestört wurden, sondern nur das Sinnbild unsers eigenen Wallens im Lichte dieses neuen Lebens darin fanden. Alles wurde uns heute zum Sinnbilde. Auch Nachmittags die Ostereyer, die nach alter Sitte in den Häusern dargeboten werden. Ist denn nicht das Ey ein Bild jenes dunkeln verhüllten Zustandes, in dem eine Seele schlummert, die noch nicht an die lichte Welt des höhern Lebens erwacht ist, bis endlich die Schaale zerbricht und das geflügelte Wesen an den hellen Tag geboren wird? Es hat auch noch eine andere Bedeutung, die uns im Blick auf die Grabesruhe unserer Lieben sehr theuer ward. Sie wurde in einer Inschrift angedeutet, welche sich auf einem Ey befand, das man dem Bruder überreichte. Es war die Stelle aus den Psalmen: „Ich liege und schlafe und erwache, denn der Herr hält mich."

Nun, sagte er, als er sie gelesen, indem er sich zur Pfarrfrau wandte, so möge denn unser ganzes Leben ein Gang zum Grabe seyn, wo wir den erwachten Heiland, und die erwachenden Geliebten wiedersehen, und, — indem er mir die Hand reichte — dann wird das Osterfest ein höheres Fest des allgemeinen Wiedersehens.

3.

Das Himmelfahrtsfest.

Nun, da liegt ja schon unser Bethanien! sagte die Pfarrfrau, indem sie munter unter den frisch belaubten Bäumen den Berg erstieg. Der kleine Adolph sprang voran. Der Pfarrer mit seinen Freunden folgte. Zwischen den grünen Zweigen blickten die weißen Wände eines niedlichen Bauernhauses ihnen entgegen.

Bethanien? fragte der Graf verwundert.

Sie werden wenigstens gestehen müssen, entgegnete sie, daß sich Bethanien für das heutige Fest wohl eignet.

Eine Pfarrfrau ist doch ein lebendiges Fest, fiel Astralis ein.

Meine Frau liebt es, sagte der Pfarrer, alles, was ihr in ihrer Umgebung angenehm ist, mit biblischen Namen zu ehren, und so jedem schönen Gemälde eines irdischen Gegenstandes eine heilige Einfassung zu geben. Oder soll ich lieber sagen, sie lebt dergestalt mit der ganzen Seele in der heiligen Geschichte, daß jedes, was im Leben ihr Herz berührt, sie an etwas aus derselben erinnert und es auf diese Weise lebendig vor sie hinstellt.

Wenn du meine Schwachheiten so gern erzählst, versetzte die Pfarrfrau, so mußt Du mir doch in diesem Falle einräumen, daß ich einigen Grund dazu habe. In dem

weißen Häuschen dort oben wohnen fromme Geschwister, ein Bruder mit ein Paar Schwestern, und wenn wir sie sogleich besuchen, werden wir bemerken, daß der Herr bei ihnen so gerne einkehrt, als bei Lazarus, Maria und Martha, und daß auch hier der Bruder ein Auferstandener ist und die Schwestern sich in Sanftmuth und Thätigkeit getheilt haben. Ueberdieß wohnen sie nicht weiter von der Stadt, als man mich belehrt hat, daß Bethanien von Jerusalem entfernt gewesen. Und daß dieses Bethanien eben so still und schön gelegen, und eine rechte Freystatt der Ruhe sey, zu der man aus dem städtischen Gewühle flieht, das sehen sie schon jetzt.

Nun begreife ich, sagte der Graf, warum Sie uns so angelegentlich diesen Gang vorschlugen.

Ich meine, erwiederte sie, man müsse, so viel wie möglich, die Aeußerlichkeiten eines Festes den ursprünglichen anpassen.

Ganz recht, fiel Astralis rasch ein. Man feyert die Weihnachten bei einer, wenn auch oft nur gemalten Krippen, die Ostern an den Gräbern, warum nicht des Herrn Himmelfahrt auf einem Berge?

Ich lasse mir den Festmorgen wohl in einer Stadt gefallen, fuhr die Pfarrfrau fort. Die herbeiströmende Menge, das Wogen des Volks zum Gotteshause, die Vermischung von Menschen aus allen Ständen auf dem Einen Wege, hat etwas Herzerhebendes. Aber der Nachmittag nach dem Gottesdienste hat in den Gassen der Stadt etwas so Unheiliges, Gemeines; es ist so wenig Ruhe, Sabbath und Feyer in ihnen, daß ich jedes Mal ein Verlangen nach ländlicher Stille fühle. Nur in ihr wird das Fest ganz

gefeyert. Alle Arbeit des Feldes ruht, hier und da wandelt ein Landmann um seine Aecker, und nur Gott der Herr, wirkt! Darum, gehe ich gern, wenn die Kirchen geschlossen sind, an Sonn- und Festtagen aus der Stadt, und zumahl am Himmelfahrtstage, wenn man ein solches Bethanien in der Nähe hat.

Treibt es indeß nicht zu weit, warnte der Pfarrer. Die Weihnacht feyert man in der Nacht; zu den Gräbern geht man am Ostermorgen; wer das Himmelfahrtsfest auf einem Berge feyern will, muß um Mittag hingehen, weil nach der Sage des Herrn Himmelfahrt um diese Zeit geschehen ist. Jetzt aber ist es schon weit in den Nachmittag vorgerückt.

Trefflich, rief der Graf aus, so haben wir für alle Tageszeiten einen wichtigen Festgegenstand. Die Nacht weiset auf Christi Geburt, der Abend auf seinen Tod; der Morgen auf seine Auferstehung und der Mittag auf seine Himmelfahrt hin.

Wie aber stehen wir denn in dieser Stunde zu der eigentlichen Hochzeit des heutigen Tages? fragte der Pfarrer. Mir ist darauf noch nicht geantwortet.

Lächelnd erwiederte die Pfarrfrau, daß man nicht zu ängstlich und gelehrt in solchen Dingen seyn müsse.

Die Gesellschaft war oben angelangt. Der kleine Knabe sprang dem wohlbekannten Hause zu. Die Pfarrfrau, ihm folgend, ging hinein und kam bald mit dem Bruder der Schwestern heraus. Maria war seit einigen Tagen von ihrem alten Uebel befallen, und darum hatte die Pfarrfrau angeordnet, daß die Erfrischungen auf den

grünen Waldplatz heraus gebracht würden. Hernach sollte dann die Kranke besucht werden.

Eine kleine Strecke in den Wald hinein lag ein schöner, geräumiger Platz mitten zwischen hohen Bäumen. Der Boden strahlte im ersten zarten Grün, und die Mayblumen dufteten lieblich herauf. Der Himmel schien seinen ganzen Reichthum an Licht, Farbe und Glanz auf die Erde auszugießen, und so auch seinen Theil zur Feyer eines Festes beizutragen, das ihn besonders nahe angeht. Die Aussicht war frey und weit. Das ganze freundliche Thal der Wupper mit seinen schimmernden Bleichen und stattlichen Häusern lag zu den Füßen, und doch war der Ort sehr still und verborgen.

An der schönsten Stelle lagerte sich die Gesellschaft. Der kleine Adolf war in unaussprechlicher Munterkeit und sehr geschäftig bei den vielen Gegenständen, die seine Aufmerksamkeit auf sich zogen. Die Pfarrerin mit dem Bruder ordnete ein kleines Mahl an. Als sie fertig war, wandte sie sich zu Astralis und reichte ihm zuerst eine Erfrischung dar. Ihnen gebührt es zuerst, sagte sie, zum Dank für Ihre Festpredigt diesen Morgen.

Wir armen Prediger, sagte der Pfarrer, unterliegen dem Schicksal des Alten und Neuen, wie alles in der Welt, und auch auf der Kanzel tönt das neueste Lied am schönsten, wie schon vor ein Paar Jahrtausenden gesungen wurde.

Hätt' ich doch eher von dem Grafen beschämt werden sollen, erwiderte sie. Hast Du denn nicht selbst oft geäußert, daß der Prediger durch die Jugend und das Neue, der Pfarrer aber durch das Alter gewinne, und daß, wenn man weder neu noch alt ist, gerade die Zeit komme, wo

vom Gefallen weniger als vom Wirken die Rede sey, für welches der Herr selbst angeordnet, daß es in der Stille und geziemender Demuth geschehe.

Was mich betrifft, sprach der Graf, so weiß ich die Würde des geistlichen Redners zu schätzen. Die Pfarrfrau hat in meinem Sinne gehandelt, und ich habe nur zu bedauern, daß ich nicht selbst bey der Predigt gegenwärtig gewesen.

Sie würden unter andern das schönste Wort vom Frühlinge gehört haben, das mir ihn, den ich so sehr liebe, in eine himmlische Verklärung gestellt und mir gleichsam einen höhern Frühling in dem äußern geschaffen hat.

Astralis meinte, die Pfarrfrau gebe einem beyläufigen Gedanken zu viel Gewicht. Der Graf aber bat sehr dringend um die Mittheilung. Sie erzählte darauf, daß der Festredner bei dem heutigen unvergleichlichen Lenzmorgen angeknüpft und zu bedenken gegeben habe, ob nicht ein überraschendes Zusammentreffen zwischen den Frühlingstagen in jedem Jahre, und den vierzig Tagen, in denen der Auferstandene mit seinen Jüngern gewandelt, Statt finde; ob diese Zeit, wie sie ehedem, im Gegensatz der vierzig Tage der Buße vor Ostern, die vierzig Tage der Freude geheißen, es nicht alljährlich in der Schöpfung sey, und ob der Frühling etwa höher geehrt werden könne, als wenn man ihn seit diesem vierzigtägigen Wandeln des Herrn wie ein alljähriges Andenken der Erde an ihre schönste Zeit betrachte, so wie der Frühling vor diesem Wandeln dann nur eine Weissagung auf denselben gewesen sey? Der Frühling der Natur sey nur der Abglanz jenes Herrlichsten, was sich je auf Erden begeben, und die Erde danke

es ihm, indem sie in jedem Lenze durch das Feinste, Zarteste und Köstlichste, durch Farbenschmelz und Blumenduft und jenes erneute aufstrebende Wesen dieses selige Gedächtniß feyere. Und, fügte sie hinzu, ist damit nicht auch das ausgesprochen, was wir an dieser Stelle beim Blick auf das frische Gras, auf diese Blüthenbäume und diesen eigenthümlichen Frühlingsduft empfinden, der über dem Thale da unten schwebt.

Wenn die Redner Dichter werden, sagte der Graf, so darf man an die Wiederkehr jener Zeit glauben, wo Priester und Sänger Eins waren.

Die Pfarrfrau fragte, ob nicht jedem sein Gefühl sage, daß das Wahrheit sey?

Man besprach den Gedanken von verschiedenen Seiten und wurde endlich einig, daß dieß wohl das Innerste der christlichen Betrachtung des Frühlings seyn möge. Zwar ging es nicht ohne Kampf ab, und Astralis hatte von mehrern Seiten sein Wort zu vertheidigen. Er ging deswegen tiefer ein. Wenn der Sohn Gottes, sagte er, nicht allein der Mittelpunkt der Geschichte, sondern auch der Natur ist; wenn er sowohl das Wort ist, durch das alles gemacht ist, was geschaffen worden, als auch das Haupt, unter dem alle Dinge zusammengefaßt sind, beide, das im Himmel und das auf Erden ist; ist es denn nicht natürlich, daß auch die Natur in einer genauen Beziehung auf ihn stehe? Nimmt sie doch überhaupt schon an den Ereignissen der Menschheit also Theil, daß sie mit dem Fall derselben in ihren Fluch hereingezogen wurde und nun mit ihr sich sehnet frey zu werden von dem Dienste des vergänglichen Wesens, bis sie einst in eine neue Erde und

einen neuen Himmel verwandelt werden soll. Wie begreiflich wird es uns dann, daß sie bei den wichtigen Ereignissen in den Tagen des Menschensohnes nicht ohne Theilnahme blieb! Und wenn die Sonne bei seinem Tode sich verdunkelte und ihren Schein verlor, muß sich dann nicht ihre ganze Herrlichkeit in den Tagen seiner Auferstehung und glänzenden Siegesfeyer offenbaren?

Das ist mir an Deiner Predigt das Liebste gewesen, sagte der Pfarrer, daß Du in ihr, was den Mittelpunkt des ganzen Christenthums ausmacht, so fest gehalten hast. Du hast uns die Herrlichkeit des Glaubens geschildert, wie sie am Himmelfahrtsfeste von uns erfahren wird, und mich dünkt, man kann an jedem Sonntage davon reden, und immer eine neue Seite darstellen, eben weil sie der Mittelpunkt des Christenthums ist.

Der Graf wandte sich zur Pfarrfrau und bat sie, in ihrer Darstellung die ganze Predigt wiederzugeben, da sie mit der Erzählung des Einganges so viel Freude gemacht. Sie lehnte es ab und wies ihn an den Redner selbst, indem sie mit einem schalkhaften Blick auf ihren Mann hinzufügte, daß sie aus Erfahrung wisse, wie Prediger nicht allein am besten, sondern auch am liebsten ihre Predigten zu erzählen wüßten.

Das laß dich nicht abhalten, erwiderte der Pfarer, auch um Astralis willen, denn keine Demüthigung ist einem Redner heilsamer, als in der noch frischen Begeisterung über seinen Gegenstand die Erzählungen anderer zu hören, denn immer ist es nur ein Theil, und oft der zerstückelste, den man wieder empfängt.

Oder keine Erhebung erwecklicher, fiel Astralis ein, als die eigenen rohen Gedanken in der Auffassung eines feinern Gemüthes veredelt zurück zu erhalten.

Sie sehen, aus wie verschiedenen Gründen, so ist es doch unser aller Wunsch und Bitte, sagte der Graf.

Ich mag mich dann endlich wohl fügen, sprach sie, da es ja auch gewissermaßen in dem Berufe einer Pfarrfrau liegt, das, was sie von heiliger Stätte gehört, in ruhigen Gewinn für das Leben aufzulösen.

Nun erzählte sie, wie der Prediger gezeigt, daß der Glaube am heutigen Fest in der Herrlichkeit seines Gegenstandes, seines Grundes und seiner Gestaltung erscheine. Dieß Alles liege in der bekannten Beschreibung, welche der Apostel vom Glauben mache: denn seine Gestalt, nach der er ein Himmel im Herzen genannt werden müsse, sey eben jene gewisse Zuversicht: sein Gegenstand, der Himmel jenseits, eben das, was man hofft, und sein Grund, der Herr vom Himmel, das, was man nicht sieht, und woran der Glaube doch nicht zweifelt. Es ist sehr erbaulich, fuhr sie fort, wenn die Geschichte des Festes jedes Mal recht ausführlich dargestellt wird, damit man doch immerdar fühle, was für ein Fest man feyert, und an dem Prediger lerne, seine eigenen Ansichten geringer zu halten als das in Gottes Wort Ueberlieferte. Auch dafür danke ich Ihnen, jedoch insbesondere für die Stelle, in der Sie den Schluß der Festerzählung hervorgehoben, und uns gelehrt haben, daß das die rechte Richtung des Gemüths im Glauben sey, wie die Jünger dazustehen und Ihm nachzusehen, wie er gen Himmel gefahren.

Ihm nachsehen, wie Er gen Himmel gefahren ist, und dadurch eben erfahren, daß Er in unser Gemüth herabfährt! rief der Pfarrer mit großer Wärme aus. In der That, eine umgekehrte Himmelfahrt! Der Herr steht auf der Höhe Bethaniens, und von der Erde hebt er sich auf und trägt gleichsam in seinen siegreichen Armen die gerettete Menschheit in den Himmel. Und wir sehen gen Himmel auf, und indem wir uns als Glieder der Menschheit mit in seinen starken Armen emporgetragen sehen, ist er zu uns niedergefahren, und schlägt seinen Himmel voll Erbarmen und Seligkeit in unsern sündigen aber gläubigen Herzen auf! Ist jenes nicht Gnade und dieses Glaube?

Ja, sagte Astralis, so hab ich es gemeint, jeder Glaube ist ein Aufschauen zu ihm!

Willkommen! sprach mit großer Lebhaftigkeit der Graf. Er reichte Astralis die Hand und fuhr fort; Du bist in die innerste Feyer meines Herzens, die ich diesen Morgen begangen, eingetreten! Gott Lob, das Nachsehen, Ansehen und Aufschauen zu dem, der gen Himmel gefahren, macht den Grund unsrer Reinigung, Hoffnung und Seligkeit aus.

Ein Strahl der Freude glänzte in Aller Augen. Adolf stand sehr ernst zwischen den Erwachsenen und schien große Ehrerbietung gegen das zu fühlen, was vorging. Seine Mutter, hingerissen von dem Anblick des Knaben, nahm ihn gerührt in ihre Arme und sprach: O, Adolf, möchte der Friede und die Kraft dieses Glaubens auch Deinem Herzen niemals mangeln! Das Kind streichelte der bewegten Mutter die Wange. Eine Thräne kam in ihr Auge. Die Männer reichten sich die Hand. Es entstand eine feyerliche Stille. Sie ahneten nicht mehr ihre

Geistesverwandschft; jeder erkannte dasselbe Leben in dem andern, welches seine ganze Seele in diesem heiligen Augenblicke erfüllte. Es war ein geistiges Sehen zwischen ihnen, das der Worte nicht mehr bedurfte. So mögen die Vollendeten nicht mehr reden, sondern sich ins Herz sehen. Aber solche Augenblicke sind auch nur möglich zwischen denen, die in Einem, der außer ihnen und höher ist, als alles Menschliche, Eins sind.

Ich wollte, rief nach einer Weile der Graf aus, daß heute die ganze Welt ein solches Himmelfahrtsfest feyerte, wie wir, und alle, die sich sonst auf Erden lieben, in diesem Augenblick sich in Ihm liebten, an den wir glauben.

Dein Wunsch ist so natürlich, sagte der Pfarrer, daß man nicht fühlen kann, was wir fühlen, ohne ihn zu hegen. Aber er wird auch erfüllt werden, wenn die Erde voll seyn wird nach der Verheißung von der Erkenntniß der Ehre des Herrn, wie Wasser, das das Meer bedeckt. Indeß heute dürften wir mehr Gegner als Genossen finden.

Wenigstens wenn jene Weisen aus ihren Gräbern aufständen, fuhr der Graf fort, welche von ihrer Zeit und von der Nachwelt mehr bewundert als verstanden sind, und von denen der eine sterbend sich auf eine verborgene Barmherzigkeit Gottes verließ und der andere von solch einem Anschauen der höchsten Wahrheit und Schönheit ausdrücklich redet; so würden sie staunen und mit uns sich freuen, wie ihre Ahnungen in Christo sich so herrlich erfüllt haben. Für unsere Zeit wünsche ich vorerst, daß ihre Verehrer, welche diese Ahnungen so hoch schätzen, die Erfüllung noch höher achten möchten.

Wir glauben, und der Glaube umfaßt auch dieß, sagte Astralis.

Und bis dahin laßt uns desto fester zusammen halten und einer den andern in seinem Glauben stärken. Darf ich Euch etwas vorlesen? sagte der Graf. Ihr wißt, daß ich die Gewohnheit habe, wenn ich erwache, mit einer Stelle aus der heiligen Schrift den Gedankenlauf des Tages zu beginnen. Diesen Morgen las ich die Aeußerung des Apostels, wo er von dem Evangelio sagt, daß darin geoffenbart werde die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, welche kommt aus Glauben in Glauben. Damit habe ich die Feyer des heutigen Festes begonnen. Als ich herfuhr, fiel mir manches darüber ein. Ich habe es mir in meiner Schreibtafel angemerkt, und wenn Ihr mit blossen Andeutungen vorlieb nehmen wollt, so will ich es lesen.

Er zog die Schreibtafel hervor. Man lagerte sich um ihn herum, und er las.

Das wahre Leben beginnt in dem Augenblicke, in dem wir die Forderung verstehen: „Ihr sollt vollkommen seyn, gleich wie Euer Vater im Himmel vollkommen ist.“ Dann erkennen wir die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt.

Aber indem wir sie denken, finden wir zugleich, daß wir sie nicht besitzen.

Das ist die Ursache und die Beschaffenheit der Sehnsucht, ohne die kein menschliches Herz seyn darf. Sie entsteht aus dem Gedanken an die Gerechtigkeit und besteht in dem Verlangen nach ihr.

Das tagende Licht erkennst Du daran, daß Dein Körper einen Schatten hinter sich wirft.

Ein christlicher Weiser eröffnet seine Bekenntnisse mit der Anrede an Gott: „Du hast uns für dich erschaffen, und unser Herz ist unruhig, bis es Ruhe findet in dir!“ Aber wo soll es Ihn finden? Im Herzen ist nur die Sehnsucht, in der Natur nur die Spur von ihm, und Er selbst wohnt in einem Lichte, zu dem Niemand kommen kann.

Du findest ihn in seinem Wort, in der Offenbarung, die er selbst von sich gegeben, im Evangelium. Im Evangelio wird die Gerechtigkeit offenbart, die vor ihm gilt und die in Christo ist. Christus ist das Ziel aller Deiner Triebe, Deines Forschens, Deines Sehnens, Deines Wirkens. Hast Du ihn gefunden, so ist Deine ganze Seele befriedigt.

Willst Du die Sonnenwärme genießen, so tritt hinaus in die Strahlen der Sonne.

Aber wie wird dann mein, was mir offenbart ist? Die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, kommt aus Glauben.

Deine Tugend ist unvollkommen, Dein Erkennen ungenügend, Dein Herz unrein. Gib Christo Deine Sünde und empfange Du seine Gerechtigkeit: das ist der herrlichste Tausch, in welchem du das Leben gewinnest, sagte ein Held des Glaubens vor dreihundert Jahren.

Will Dir der Weg des Glaubens nicht gefallen? Nun, wenn schon alle menschlichen Dinge, Erziehung, Liebe, Handel und Verkehr auf einem Glauben der Menschen an Menschen beruhen, müssen nicht um so mehr alle göttlichen Dinge für uns auf dem Glauben der Menschen an Gott beruhen?

Wenn Du in die Sonne schauest, so erblindet Dein Auge, und dennoch, willst Du auf Erden sehen, so vermagst Du es nur in ihrem Lichte.

Wohin geht es denn weiter? Man hat mich gelehrt, aus dem Glauben zu den Werken. Das war eine andere Lehre, als die, welche der Apostel gibt, — aus Glauben in Glauben.

Nach seinem Glauben wird der Mensch gemessen und messen sich seine Thaten. Wie viel Glaube, so hoch ist Dein Ziel, so frisch Dein Muth, so andauernd Dein Ernst. Darum wächsest Du nur, wenn Dein Glaube zunimmt.

Freilich ist ein wachsender Glaube ein lebendiger, aber ein Glaube ohne Werk ist todt an ihm selber.

Sieh den Baum an, der im Licht der Sonne *wächst*. Wächset er durch Blätter, Blüthen und *Früchte*? Nein, die fallen ab, zum Heil der kommenden Jahre; aber er wächset nur, wenn der Stamm sich höher gen Himmel hebet.

Dann erfährst Du, was der Inbegriff aller heiligen Erfahrung ist, wie denn geschrieben steht: der Gerechte wird seines Glaubens leben.

Nichts tödtet die Sünde, als das Anschauen der Gerechtigkeit Christi. Nichts erleuchtet den Geist, als der Blick zu dem, der das Licht der Welt ist. Nichts beseligt das Herz, als das Anhangen an dem, der vor den Augen der Seinigen gen Himmel fuhr, und verhieß, daß er sie nicht wolle Waisen lassen.

Das ist das Leben, das im Glauben gelebt wird — ein Leben, welches der Tod so wenig tödtet, daß es erst durch ihn recht frey wird.

Der Baum, den das Sonnenlicht aus dem Kern in die Lüfte herauf zog, mag verwelken. Nimm einen Zweig und zünde ihn an, daß er eine Fackel werde. Siehe, die Flamme züngelt nach oben, zur Sonne zurück, auch wenn Du die Fackel abwärts zur Erde wendest.

Der Graf schlug seine Schreibtafel zu. Die andern waren in stilles Nachdenken versunken.

Das ist doch eine köstliche Weise, sagte die Pfarrfrau, so aus Gottes Wort die reichsten und lichtesten Gedanken des Geistes in sich aufzunehmen, und sie dankbar an ihm hangen zu lassen, wie ja Blüthen und Früchte, in Ihrem Bilde fortzufahren, nirgend sich schöner ausnehmen, als am Baume selbst. Und in solch einer Darstellung ist ja das Wort Gottes der Stamm, und die aufhellenden Gedanken sind Blüthen und Früchte.

Wenn die Pfarrfrau, wie ich so eben gehört, ihre Umgebungen und Begegnisse geheiligt findet in biblischen Geschichten, wie könnten wir Männer unsere Gedanken anders weihen, als aus biblischer Lehre? Ich fürchte nur, dieß Mal den Gedanken zu sehr für den Verstand entwikkelt zu haben, erwiderte der Graf.

Sie wollen sagen, es sey zu hoch gewesen für uns Frauen, sprach die Pfarrfrau. Aber das ist eigen mit der göttlichen Wahrheit, daß wir sie um so besser verstehen, je tiefer man in sie hinabsteigt.

Du hast Recht, sagte der Pfarrer, ich habe auch gefunden, daß, je tiefer eine Predigt in das Wesen des Christenthums einging, desto allgemeiner wurde sie im Volke verstanden.

Vielleicht läßt sich hier anwenden, versetzte Astralis, wie ich irgendwo gelesen, daß der rechte Beweis immer der einfache und jeder schwer zu verstehende, durch viele Umwege, Höhen und Tiefen sich windende, nur ein Versuch sey, zu jenem zu gelangen, der nur darum so schwerfällig ausfalle, weil er erst der Versuch und noch nicht der Beweis selbst ist. Die Wahrheit ist, wie das Licht, einfach und erhaben.

Als man so sprach, kam Adolf in großer Hast herbey gesprungen, und rief schon aus der Ferne die Mutter ängstlich herbei und wies in das Haus. Die Mutter stand auf; die Uebrigen folgten ihr und traten mit dem Kinde hinein.

Es war ein schrecklicher aber zugleich ehrwürdiger Auftritt, dem sie entgegen gingen. Die Kranke hatte ihre schweren Zufälle wieder bekommen. Wie eine Leiche, blaß und fast leblos, lag sie auf ihrem reinlichen Lager. Der Bruder stand vor ihr, und stille Thränen flossen aus seinen Augen. Die Schwester hielt sie in ihren Armen, und sah zuweilen aus dem verhüllten, weinenden Angesicht auf die Leidende hin. Aber es war als wenn alle von dem Hauche eines höhern Friedens bey diesem harten Erdenleiden ergriffen worden. Keiner wagte zu reden.

Es ist vorüber, sagte endlich die Kranke. Der Herr hat geholfen. Deine Treue ist groß! Bei diesen Worten schlug sie die Augen auf. Ein sanftes Feuer belebte Auge

und Gesicht, und eine himmlische Milde, man mögte sagen, ein Ausdruck des göttlichen Friedens, sprach aus den Zügen, welche die Spuren langer Leiden trugen.

Ihr schaut zu dem Manne der Liebe und der Schmerzen auf, sagte der Pfarrer, und dieser Blick zu ihm am Kreuze der Erlösung hilft das eigene Kreuz tragen.

O nicht bloß tragen, antwortete sie, auch überwinden und seliger seyn in Schmerzen, als außer Schmerzen.

Das ist Glaube! schien jeder ausrufen zu wollen.

Der Herr hat mir die Gnade erwiesen, fuhr die Kranke nun auflebend fort, daß ich in den Schmerzen meines Körpers nur die Armuth meiner Seele empfinde; das führt mich zu Ihm, und zu Ihm kann man nicht kommen, ohne zu erfahren, daß der Segen seiner Liebe größer ist, als der Fluch unsrer Sünden. Darum kann ich wohl sagen, daß ich seliger bin, dem Herzen nach in als außer Leiden.

Nach einer kurzen Stille sagte der Pfarrer: Wenn wir mit den Jüngern dem nachsehen, der gen Himmel fährt, so kann es uns nicht verborgen bleiben, daß wir auf der Erde stehen; aber je mehr wir fühlen, daß wir noch auf der Erde sind, desto mehr dringt uns innere und äußere Noth, himmelauf zu blicken.

Ach ja, erwiderte sie, der schöne Frühlingstag hatte mich fast zu sehr zerstreut. Aber wie auf warme Tage leicht ein Gewitter folgt, das, obwohl wir Schwachen sehr dabey leiden, dennoch Himmel und Erde verbindet: so ist auch jetzt eins im Anzuge, und in meinem Herzen ist es schon gewesen.

Es war wirklich dunkel in der Luft geworden, und ein Gewitter hatte sich genahet, ohne daß wir es bemerkten.

Es fielen bald einige Blitze. In der Ferne hallte der Donner. Es folgte ein kurzer erquickender Regen. Die Kranke ließ sich nicht stören, das Fenster mußte geöffnet werden, sie schien mit jedem Augenblicke neue Kraft zu gewinnen, und fuhr fort, von ihrem innern Leben zu erzählen.

Einmal sagte sie, erst unter solchen schrecklichen Leiden sey ihr klar geworden, was sie einst in einem alten Buche gelesen und ihr damals unverständlich gewesen, daß der Tod wohl nichts anders seyn würde, als das tiefste, allgemeinste Gefühl unsrer Sündhaftigkeit, und das Erwachen jenseits das höchste und reinste Gefühl der Gnade Gottes.

Der Regen hatte aufgehört. Sie begehrte, daß der Pfarrer mit ihr beten möchte. Er that es.

Als die Gesellschaft ins Freie gekommen, war jeder mit dem Eindruck, den diese fromme Leidende auf ihn gemacht, so beschäftigt, daß sie lange stumm neben einander gingen. Der Graf brach das Schweigen zuerst, indem er zur Pfarrfrau sagte: ja, hier ist Bethanien!

Das ist jenes Aufschauen zu dem, der gen Himmel gefahren, und der Glaube, aus dem die Gerechtigkeit kommt, die vor Gott gilt, fügte der Pfarrer hinzu.

Wie erhaben ihre Bemerkungen über Sterben und Erwachen! sagte Astralis. Ich kann mich nicht davon losreißen. Mich dünkt, sie hatte jenes Wort im Sinne, der Tod ist der Sünden Sold. Jedes Leiden ist ein solches nahendes Sterben, das an einzelnen Punkten vorgeht und nur noch nicht allgemein ist, wie es im Tode Statt findet. Ist nun das Ganze der Sünde Sold, so ist es auch das

Einzelne, und die Gläubige sieht in jeder Strafe nur ihre Sünde; sie fühlt nur diese, denn jene wäre nichts als ein leichtes Uebel, wenn diese nicht ihr Stachel wäre. Ja eine solche Seele, das ahne ich wohl, kennt keine Strafe als das Gefühl ihrer Sünde, denn das ist doch die Strafe der Sünde in jedem Falle, wenn sie sich fühlen macht, entweder in ihren äußern Folgen, oder in den innern. Wendet man nun hinwiederum, was von dem einzelnen Leiden gilt, auf das allgemeine, den Tod, so ist klar, daß ihr der Tod nur als das allgemeinste, tiefste und umfassendste Gefühl der Sünde erscheinen muß. Aber wie jedes Gefühl der Sünde uns zur Versöhnung treibt, und dann untergeht in seliger Wonne der Vergebung, so muß es auch beim Sterben seyn und das Erwachen jenseits als das allgemeinste, höchste und umfassendste Gefühl der Gnade Gottes angesehen werden. Von diesem Standpunkte aus sind dann, was wir mitten im Leben hienieden empfinden mögen, die Reue und die Versöhnung nur Anfänge und Versuche, die erst bei einzelnen Theilen unsers Wesens beginnen, bis sich beyde, nachdem sie im Laufe der Heiligung immerfort gewachsen sind, in jenen beyden wichtigsten Wendepunkten des Daseyns einer solchen Seele vollenden. Das ist der Tod des Gerechten. Ihn sterbe unsere Leidende, und jeder von uns!

Wir stehen auf Bethanien, sagte der Graf zur Pfarrfrau gewendet. Das ist der Ort der Liebe, des Leidens und der Himmelfahrt im gelobten Lande und hier in seinem Nachbilde.

Ja, sprach der Pfarrer, der an dem Orte, wo er wohl die meiste Liebe fand, gelitten hat und aufgefahren

ist, hat gesagt: Ich will sie alle zu mir ziehen; und wir glauben seiner Verheißung.

Und da ist der Bogen des Friedens, das Siegel seiner Verheißungen, rief die Pfarrfrau. Ein schöner, heller Regenbogen stand vor ihnen. Sie waren wieder auf dem weiten geräumigen Grasplatz im Walde angelangt, und wollten über ihn einen andern Pfad den Berg hinunter gehen.

Es scheint, als wolle sich heute alles vereinigen, uns ein in allen Theilen vollkommnes Himmelfahrtsfest zu geben, sagte die Pfarrfrau, und indem sie die Hand auf den Arm ihres Mannes legte, fuhr sie fort: Lieber Pfarrherr, Du hast heute am wenigsten für unser Fest gethan. Astralis hat gepredigt, der Graf eine Vorlesung gegeben, beschließe Du nun das Fest mit einer Rede, der Text steht dort in den Lüften.

Die Gesellschaft umringte ihn, und bildete einen Kreis. So stand er plötzlich in der Mitte. Die Pfarrfrau hatte nur ausgesprochen, was er selbst gewünscht. Er hob an:

Da stehst du, zwischen Himmel und Erde, du schöner Bogen des Friedens, du vielfarbiges Bundeszeichen, heute dasselbe, wie vor Jahrtausenden!

Als Noah aus der Arche der Rettung ging, und einsam auf der leeren gereinigten Erde stand, war sein erstes Geschäft, einen Altar zu bauen und dem Herrn ein Opfer zu bringen. Der Herr antwortete ihm durch den Bogen des Friedens und sprach: Meinen Bogen habe ich gesetzt in den Wolken; der soll das Zeichen seyn des Bundes zwischen mir und der Erde.

So treten auch wir auf eine durch eine andere Tilgung gereinigte Erde und bauen in unsrer heiligen Gemeinschaft ihm einen Altar, auf dem wir auch Opfer bringen. Der Herr versiegelt seine Verheißung und setzt auch uns seinen Bogen in den Wolken, daß er ein Zeichen sey zwischen Ihm und uns. Wie er es sey?

Seht auf seine Entstehung! Der Sonne himmlisch Licht bricht sich in den Tropfen des Regens. Das Wasser ist das irdische Element, das im Regen ans Licht kommt. — So kommt unsre sündhafte irdische Natur durch die Thränen der Buße ans Licht. Aber das Licht der ewigen Sonne der Gerechtigkeit bricht sich in ihnen und siehe, da steht im Herzen der Glaube an die Versöhnung, wie der glanzreiche Bogen des Friedens am Himmel!

Seht auf seine Bestandtheile! Wenn das reine Licht des Himmels sich im irdischen Wasser bricht, so strahlt es in sieben Farben. Also ist siebenfach die Tugend eines gläubigen Gemüths. Aber drey Farben treten hervor; die blaue und rothe von beiden Seiten, in der Mitte die grüne. Ist das nicht Treue und Liebe und in der Mitte die Hoffnung? und wenn Treue und Hoffnung sich berühren, ist das nicht Freude? und wenn Liebe und Hoffnung in einander fließen, ist das nicht Friede?

Seht auf seine Gestalt! Der Bogen des Friedens verbindet Himmel und Erde, und ist der Glaube nicht das Band, worin sich der Herr mit den Menschen, das Haupt mit den Gliedern vereinigt? Aber jener Bogen verbindet Himmel und Erde, indem er auf der Erde steht, und in die Lüfte reicht, und haben wir den Glauben nicht als das Aufschauen erkannt, das von dem fehlsamen Herzen sich zu

dem Herrn im Himmel erhebt! Doch wäre beides möglich, wenn er nicht die runde, vollkommene Form angenommen, und vermöchte man so viel vom Glauben zu rühmen, wenn man von ihm nicht behaupten könnte, daß er, wo er ist, immer ein ganzer und vollkommner sey, dem höchstens nur Wachsthum Noth thut?

O, m. Fr., wie schön es sich durch den Bogen des Friedens in den Himmel schauen läßt! Wie ein himmlisches Thor steht er da und ladet uns ein. So sey uns heute am Himmelfahrtsfeste, am Feste des Aufschauens, Nachsehens, Hinüberblickens gen Himmel, sey uns willkommen, du schöne glänzende Himmelsthür! Jetzt sehen wir auf und glauben, aber der Glaube wölbt sich wie Du zum heilgen Thore des Eingangs, und einst ziehen wir ein durch den Glauben in die ewige Heimath, und indem wir *bitten*: Thut uns auf die Thore der Gerechtigkeit, daß wir dahinein gehen, und dem Herrn danken, wird, so gebe Gott, der, um dessen Stuhl selbst ein Regenbogen seyn wird, sagen: Das ist das Thor, des Herrn; die Gerechten werden da hinein gehen! Amen!

Der Bogen erbleichte. Die Freunde mit der Pfarrfrau und dem Kinde gingen von der Höhe hinab. Je tiefer sie ins Thal hinunter kamen, desto lauter scholl das Geräusch der Welt ihnen entgegen. Astralis und der Vater nahmen den Knaben bei der Hand. Der Graf reichte der Pfarrfrau den Arm und sagte:

So oft ich noch ein Himmelfahrtsfest erleben werde, wo ich auch seyn mag, im Geiste bin ich auf Ihrem Bethanien.

4.

Die Pfingsten.

Die schönen Tage der Pfingsten waren gekommen. Es sind die letzten, hohen Festtage des Kirchenjahrs. Die Weihnachten und Ostern sind vorüber; ein ganzes halbes Jahr ist in Festen oder in Zubereitung auf dieselben vergangen, und nun folgt die lange Reihe von Trinitatissonntagen, die auch nicht durch Ein hohes Fest unterbrochen wird. Es ergeht dem Kirchenjahre wie dem Leben, das auch alle seine hohen Festtage in der ersten Hälfte feyert. Aber schon diese Stellung muß die Pfingsten einem solchen Geistlichen theuer machen, der im Kirchenjahre, wie im Leben, sich innerhalb ihrer Zeit befindet.

Der Frühling pflegt an ihnen sich in seiner Fülle und Lieblichkeit entfaltet zu haben. Das Laub ist vollständig heraus. Die Wiesen stehen dicht mit Blumen besäet. Die Obstbäume tragen, dem Feste zu Ehren, ihre Blüthenkronen. Jenes allmächtige Walten des Geistes, welches wir in diesen Tagen in der Kirche anbeten, scheint sich auch in der Natur zu regen, und das letzte hohe Fest des Jahrs scheint endlich selbst die Natur zur Theilnahme vermocht zu haben. Was muß dem Geistlichen solch ein Fest seyn, an dem Leben, Kirche, und Natur sich zu Einer Feyer verbinden!

Freylich in der Gemeinde finden diese Festtage unter allen andern die wenigste Theilnahme; Weihnachten und Ostern haben eine viel größere Wichtigkeit für das Volk, und fast sollte man darin die Bemerkung bestättigt finden, daß die Kirche im geraden Gegensatze mit der Natur stehe. Wenn die Natur am stillsten, dann feyert die Kirche am lautesten, und wenn jene ihre schönsten Tage hat, beginnt in dieser die gewöhnliche unfestliche Zeit. Diese Anordnung beruht auf einem höhern Grunde; aber in ihrer tiefen Weisheit ist sie auch dem Herzen wohlthuend, da sie die unfreundliche Jahrszeit durch mehrere herrliche Tage aufhellt, indeß im freundlichen Sommer sich auch nicht Ein Fest findet. Was indeß die Pfingsten der Gemeinde nicht sind, das sind sie in vollem Maaße dem Pfarrer. Sie geben ihm das innerlichste Fest, das billig erst am Ende der Festreihe als die Frucht und das Ergebniß der vorhergehenden Feyer eintreten kann. Es ist das Fest der Ausgießung des heiligen Geistes, mit welchem das Amt des Geistes in der entstehenden Kirche und der erste große Segen der Verkündigung des Evangelii zusammenfällt. Sind das nicht drey Festgegenstände, die den Geistlichen insbesondere nahe angehen? Wenn die Weihnachten sich den Kindern und die Ostern sich den Sterbenden zuneigen, so ist nicht zu verkennen, daß die Pfingsten sich vorzüglich den Dienern des Worts hold erzeigen.

Ist das nicht die achtungswertheste Gesellschaft? rief der Pfarrer am Abende des ersten Pfingsttages aus, als er die vorstehenden Gedanken bey sich erwog. Gibt es denn eine edelere Gestalt des menschlichen Lebens, als die der Liebe in den Kommenden, und die der Hoffnung in den

Heimgehenden? Was sind wir, daß wir in ihre Reihe treten dürfen und sie gleichsam beschließen? Es ist das Amt des Glaubens, das uns ihnen zugesellt, fuhr er antwortend in dem Selbstgespräche fort. Was der Geistliche redet, soll er reden als Gottes Wort, an dem seine Weisheit keinen Theil hat. Hat er das Amt, so soll er es thun, als aus dem Vermögen, das Gott darreicht, und kein anderer Zweck darf seinen Arbeiten vorschweben, als daß Gott gepriesen werde durch Jesum Christum, welchem sey Ehre und Gewalt von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen. Nirgend bestraft es sich empfindlicher als bey ihm, wenn er den Beruf als sein Werk, aus eigener Kraft und zu eigener Ehre treibt. Ihm soll es immer gegenwärtig seyn, daß das Werk, das er ausrichtet, Gottes Werk sey; daß die Kraft, deren er bedarf, ihm von oben kommen werde; aber auch die Ehre nicht ihm, sondern dem Herrn gebühre. In jeder Rücksicht ist es das Amt des Glaubens, das so sehr auch das Amt der Demuth ist, daß, wenn sein Stand nicht mehr der der Demuth bleibt, er auch nicht mehr ein geistlicher Stand ist. Doch das ist ja eben, was die Epistel am Sonntage vor den Pfingsten ihm insbesondere zur Vorbereitung auf das Fest zu bedenken gibt.

Unter solchen Selbstgesprächen wandelte der Pfarrer in seinem Pfarrgarten. Seit das Andenken an das Pfingstfest des Volkes Israel, das zunächst ein Aerntefest war, in der christlichen Kirche zurückgetreten ist, hat sich auch die Sitte der ältesten Zeit verloren, in der man auf Pfingsten die Tempel mit grünen Gräsern zierte. Was sich in der Kirche verloren, sollte sich in dem stillen, häuslichen Leben des Pfarrers nicht verlieren, und darum liebte er

es, am Abende des Pfingsttages das Grüne in seinem Garten zu besuchen, und dann dachte er sich die ganze Welt als das große Gotteshaus.

Indem er so hin und herwandelte in dem großen Tempel, der nicht mit Menschenhänden gemacht ist, empfand er, daß ein Pfarrer zu keiner Zeit die hohen Feste inniger genießt, als am Abend des ersten und am Morgen des zweiten Tages. Diese Abend- und Morgenstunden fallen in die Mitte des Festes. Es ist noch eben so viel Feyer zukünftig, als vergangen. Er hat schon zum Volke geredet, und die Ermüdung des Körpers so wie die erhebende Nachfeyer der Seele geben ihm das Gefühl des Sonntag-Abendes. Aber am folgenden Morgen soll er wieder auftreten, und es ist in dieser Rücksicht die Hoffnung und Spannung des Samstag-Abendes in seinem Herzen. So vereinigen sich die köstlichsten Zeiten in dem Leben eines Pfarrers in den Abendstunden des ersten Festtages. Gewöhnlich zeichnen sich diese Abende auch durch eine Stille im Pfarrhause aus, die man Feststille nennen möchte, und auf die anzuwenden wäre das Sprichwort, daß die tiefste Freude die stillste sey. Man gönnt dem Pfarrer Ruhe und Muße, um in gebührender Eingezogenheit solche Stunden zur Stärkung in seinem Amte zu benutzen. Diesen Abend aber sollte es anders seyn.

Es öffnete sich das Thor des Pfarrgartens, und ein junger Mann aus der Gemeinde trat zu ihm. Der Pfarrer schätzte ihn wegen seines Geistes und seiner Kenntnisse. Alles, was zu unsrer Zeit von einem gebildeten

Manne gefordert wird, besaß er in einem hohen Grad. Vieler fremden Sprachen mächtig, ein ausübender Freund der Kunst, tüchtig in dem bedeutenden Staatsdienste, den er mit Ehren bekleidete, war er sogar in den Schriften des heidnischen und christlichen Alterthums bewandert. Doch dieß Alles hätte ihm bei dem Pfarrer nur eine mäßige Werthschätzung zu Wege bringen können; aber er empfand eine nähere Theilnahme für ihn, da er bei demselben eine seltene Liebe zu den göttlichen Dingen und eine lebendige Sehnsucht nach dem höhern Leben bemerkte. Freylich konnte man diese Liebe und Sehnsucht noch nicht im eigentlichen Sinne christlich nennen; es mangelte ihnen eine bestimmte Richtung, und sie verirrten sich noch zu oft bald in Kunstgefühlen, bald in den Lehren menschlicher Weisheit. Aber wer hofft nicht, daß vom edeln Erze einmal die Schlacken abfallen und das reine Gold gewonnen werde!

Ich freue mich, Sie im Garten zu finden, sagte der Eintretende; denn da Sie mit Ihrer Feyer bey der Natur zu Gaste sind, werden Sie es mir um so eher verzeihen, wenn ich auf einige Augenblicke mich bei Ihnen mit der meinigen zu Gaste bitte.

Aber ob man, wo man selbst ein Gast ist, andere aufnehmen darf? fragte der Pfarrer.

Nun das priesterliche Geschlecht ist das königliche, versetzte der junge Mann, wenigstens am Pfingstfest in der Natur, und —

Lassen Sie uns nicht weiter gehn, fiel der Pfarrer ein. Sie sind mir immer willkommen, besonders an diesem schönen Frühlingstage, —

Wo endlich der Frühling aus der Luft auf die Erde herabgekommen ist, sagte jener.

Sie spielen auf eine frühere Bemerkung an, aber ich darf jetzt fragen, eignet sich solch ein Lenztag nicht so recht zum Pfingstfeste? Der Frühling, wie alles Himmlische, muß von oben herab zu uns kommen, wenn wir es genießen sollen. Um Ostern ist der Frühling höchstens in den Lüften. Die Erde ist schon in die Nachtgleiche getreten, die Sonne scheinet wärmer, und die Luft hat den milden Frühlingshauch, der uns in den ersten Tagen des Lenzes so fröhlich belebt. Aber die Erde ist noch kahl und wie erstorben; sie liegt noch zuweilen unter Schnee; die Bäume haben keine Blätter, und wir haben den Frühling noch nicht auf der Erde; wir schauen gleichsam erst zu ihm auf und er ist noch nicht unser. Jetzt aber, um Pfingsten, ist der Frühling vom Himmel zur Erde gekommen, er ist unser, und wir genießen sein.

Es ist immer eine reizende Betrachtung, die Beziehung zwischen dem, was im Reiche der Natur und dem, was im Reiche des Geistes vorgeht, aufzufinden. Ich ahne, was jene Beobachtung uns sagen soll; versetzte der junge Mann.

Nichts anders, als was uns Ostern und Pfingsten auch in der Kirche sagen, erwiderte der Pfarrer. Das Osterfest lehrt uns, daß der Gekreuzigte und Auferstandene die Erlösung vollbracht und besiegelt, und jene Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, erworben habe. Aber die erworbene Gerechtigkeit ist deßhalb noch nicht zugeeignet. Sie ist ein neues Leben, das erst im Himmel über uns

webt. Das Pfingstfest belehrt uns, daß es Gottes Geist ist, der aus der Höhe zu uns herabkommt und jene Gerechtigkeit aus dem Himmel zu unserm gläubigen Herzen trägt. Das ist der Frühling, der aus der Luft zur Erde kommt und Blüthen und Laub hervortreibt.

Sie bringen mich zu der Veranlassung meines Festbesuches, fuhr der Gast fort. Erlauben Sie, daß ich vorläufig frage: wie kommt der Frühling auf die Erde? Sie berührten so eben die Nachtgleiche. Es hat sich die Erde in ihrem Lauf gedreht. Die Sonne, die sichtbare und jene ewige, beide leuchten immer mit derselben Kraft; aber die Erde muß sich drehen und der Mensch sich bekehren, wenn das innere Leben kommen soll.

Das verneine ich nicht, versetzte der Pfarrer; aber wenn Sie daraus schließen wollen, daß der Eintritt in das neue Leben eigentlich nur eine menschliche That und nicht eine höhere Begebenheit sey, so bitte ich einen Schritt weiter zu gehen. Ist es nicht der Zug der Sonne, der die Erde in Bewegung setzt? Niemand kann zu mir kommen, spricht der Herr, es ziehe ihn denn der Vater. —

Lassen Sie mich unverhüllt sagen, warum ich zu Ihnen komme, sprach der junge Mann. Ich wollte sehen, ob ich das Pfingstfest nicht Abends in Ihrer traulichen Unterredung feyern konnte, da ich diesen Morgen in Ihrer öffentlichen Rede nicht dazu zu kommen vermochte. Sie kennen meine Achtung für das Evangelium, ich gestehe gerne seine Erhabenheit ein; aber ich stoße überall auf Schwierigkeiten, die mich jedes Mal, wenn ich ihm recht nahe zu seyn meyne, eben so weit wieder von ihm entfernt.

Sie leugnen ja diese Blume nicht und nehmen ihren Duft auf, ehe Sie ihre Entstehung wissen. Ja, Sie lassen es sich auf der Welt gefallen, deren Schöpfung Sie doch nie begreiffen mögen. Warum wollen Sie Thatsachen aus der höhern Welt beseitigen, bis Ihnen alles an denselben klar geworden? Lassen Sie einstweilen diese Dunkelheiten auf sich selbst beruhen.

Das kann und mag ich nicht. Jene liegen vor mir, und Sie sollen mir hinüber helfen. Hören Sie, ob ich Sie diesen Morgen recht verstanden habe. Ich will Ihren Gedankengang in meinen unkirchlichen Worten wiederholen. Sie hatten zum Grunde des Vortrages die Worte des Apostels gelegt: Wir haben nicht empfangen den Geist der Welt, sondern den Geist aus Gott, daß wir wissen können, was uns von Gott gegeben ist. Sie gingen von der Geschichte des Festes aus und stellten eine Betrachtung über den Zustand einer menschlichen Seele an, welche den Geist empfangen hat. Zuerst zeigten Sie, daß im Geiste das Wissen der Wahrheit sey, und beriefen sich auf einige vorgehenden Worte des Apostels, in denen gesagt wird, daß der Geist, als inwohnend in Gott, wisse, was in Gott ist, und die Tiefen der Gottheit erforsche. Dann wurde gezeigt, wie die Ausgießung des heiligen Geistes am ersten Pfingstfeste, die Offenbarung dessen für die Menschheit gewesen, was ihr von Gott in Christo gegeben ist; und wie natürlich der Geist Gottes der Menschheit nicht die Tiefen der Gottheit, sondern nur die Fülle ihrer Gaben offenbaren könne. Endlich wurde nachgewiesen, wie der einzelne Mensch dann den Geist habe, und aus Gott wiedergeboren sey,

wenn er, was der Geist der Welt nicht errathen kann, wisse, was ihm von Gott gegeben ist. So war die dreyfache Bedeutung des Festes, als Fest des heiligen Geistes, der Stiftung der Kirche und der Wiedergeburt dargestellt. Von nun an verweilten Sie bei der letzten Bedeutung. Sie erklärten, wie der Mensch von Natur nur den Geist der Welt habe, der nichts vernehmen kann von dem Geiste Gottes, und blieben dann bei der hauptsächlichsten Gabe stehen, die den Menschen von Gott gegeben ist, und redeten, nachdem Sie auf den Reichthum der übrigen nur hingewiesen hatten, von der Rechtfertigung des Lebens, die in Christo über alle Menschen gekommen. So weit konnte ich mit ganzer Seele folgen. Aber nun fügten Sie hinzu, man werde nur durch Gottes Geist fähig zu wissen, daß uns von Christo jene Rechtfertigung erworben sey. Dieses feste, zuversichtliche und gewisse Wissen sey nur im Glauben möglich, und wie es durch den Geist, der aus Gott ist, komme, sehe man daraus, daß zugleich mit diesem Wissen sich das höhere Leben, sein Friede, seine Kraft und seine Hoffnung einstelle.

Sie haben ganz richtig wieder gegeben, sagte der Pfarrer.

Neulich nannten Sie dieses Wissen auch das Anschauen der Gerechtigkeit Christi, fuhr er fort; aber wie ist es möglich, daß darin allein solcher Friede, solche Kraft und solche Hoffnung liegen?

Sie haben die Antwort schon selbst vorgebracht. Es ist ein göttliches Wissen, das vom Besitze nicht getrennt werden kann. So bald man im Glauben um jene Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, weiß, ist uns dieselbe wirklich gegeben.

Hier sind wir bey einer andern Schwierigkeit. Wie kann mir eine fremde Gerechtigkeit zugerechnet werden?

Daß es ein fremder Frieden kann, sehen Sie an einem Fürsten, dessen Friede mit einem andern Volke auch den Unterthanen Frieden gibt, erwiderte der Pfarrer.

Aber das betrifft nur ein äußeres Verhältniß, sagte der junge Mann.

Es sollte auch nur ein Beispiel seyn, entgegnete der Pfarrer. Ich will ein anderes von geistigen Angelegenheiten anführen. Ein erfinderischer Geist entdeckt eine Wahrheit. Sie ist sein. Wir lernen sie von ihm, und sie wird auch unser, obgleich wir sie nicht erworben, sondern nur empfangen haben. Sie ist uns gleichsam nur zugerechnet dadurch, daß wir sie wissen.

Indeß auch hier ist noch nicht von sittlichen Dingen die Rede, sagte jener. Wie kann eine fremde Tugend die meinige werden?

Vergessen Sie nicht, versetzte der Pfarrer, es ist die Tugend und Gerechtigkeit des Sohnes Gottes. Wir dürfen hier nicht an die gewöhnlichen Begriffe von Gerechtigkeit der Menschen und von Recht zwischen Menschen denken. Hier waltet ein höheres Verhältniß. Es gilt nicht eine Zurechnung fremder Gerechtigkeit zwischen Gleichen, wo der eine vermag was der andere, denn ein Bruder kann den andern nicht erlösen, wie die Schrift sagt; sondern zwischen dem höchsten Wesen und den gefallenen Menschen, zwischen dem, der Alles in Allem ist, und dem, der alles verloren hat. Der Mensch in seinem jetzigen Zustande kann eine vollkommene Gerechtigkeit nicht leisten, und doch wird sie von ihm gefordert; folglich ist nur der

Eine Fall denkbar, daß sie ihm gegeben werde. Es geht damit, wie mit dem Daseyn selbst. Der Mensch konnte es sich selbst nicht schaffen, da gab ihm Gott das Daseyn; und es dünkt mich, wer das irdische Leben aus Gottes Hand angenommen, darf sich nicht schämen, auch das höhere von ihm anzunehmen. Mit Einem Worte, so wie die Zurechnung eines fremden menschlichen Verdienstes dem Wesen der Tugend widerspricht, so ist die Zurechnung des göttlichen Erwerbes das einzige denkbare Mittel zu unserer Seligkeit.

Aber sollte Gott mehr von uns fordern, als wir zu leisten im Stande sind? fragte der junge Mann; sollte von ihm nicht erwartet werden können, daß er den guten Willen ehren und das Uebrige übersehen werde?

Kann der Vollkommene in seinem Gerichte das Unvollkommene ehren? fragte der Pfarrer dagegen, und zudem ist es seine Schuld, daß der Mensch in den Zustand der Unfähigkeit gekommen?

Wenn ich dieß Alles auch zugeben muß, so dünkt mich doch, eine solche Lehre hebe alles Streben nach Besserung auf, sagte, gleichsam den letzten Angriff versuchend, der junge Mann.

So dünkt es uns, antwortete der Pfarrer, bis wir jenes Wissen selbst erleben. Alles, was von Gott kommt, ist lebendig und kräftig, und was von ihm kommt, führt zu ihm zurück, die Sünde aber führt von ihm ab. Ja, ich muß noch mehr sagen. Der Glaube hängt so genau mit der Heiligung zusammen, daß man, sobald diese fehlt, auch jenen verloren hat.

Wie soll ich es dann erfahren? ich stehe immer noch gleich fern! rief jener aus, fast verdrießlich.

Und werden so lange gleich fern stehen, als Sie auf diesem Wege zum Glauben kommen wollen. Sie haben gesehen, man kann alle Einwürfe beantworten, ohne fernere Antwort zu besorgen; allein dieses Zugeben ist noch nicht Glauben. Der kommt aus dem Worte, und demüthiges Vertrauen auf das Wort Gottes ist sein Anfang.

Wie kann ich aber auf das Wort vertrauen, so lange mein Verstand noch zweifelt? sagte der junge Mann.

Hier sind wir auf dem rechten Punkte angekommen, schloß der Pfarrer. Ein anderes Bedürfniß, als das des Verstandes, wird voraus gesetzt, und das kann Ihnen das Pfingstfest auch geben. Darf ich Ihnen einen Rath ertheilen? Sie fühlen, daß Sie das Fest als Fest des Geistes nicht feyern können; so feyern Sie es, wie die Welt es auch vorher feyern mußte, als Fest des Gesetzes. Dem christlichen Pfingstfest ging das Jüdische vorher, das nicht allein ein Aerntefest, sondern auch ein Fest des Gesetzes war. Vielleicht feyern Sie es künftiges Jahr als Fest des Glaubens und des Geistes, wenn Sie es dieses Jahr nur recht ernst und gründlich als Fest des Gesetzes begehen, das unter Blitz und Donner aus einer dunkeln Wolke gegeben ward.

Der Pfarrer wurde abgerufen. Er ließ den Sinnenden allein. Schnell kam er zurück und sprach: Kommen Sie, Ihr Freund liegt im Sterben. Zu seinem alten, leider selbst schwer verschuldeten Uebel ist ein neues gekommen. Der Arzt glaubt nicht, daß er noch eine halbe Stunde leben werde.

Sie gingen hin. Die Gattin stand trostlos an seinem Bette, die Kinder weinten. Mit bedenklicher Miene war der Arzt geschäftig, noch Eins und das Andere zur Linderung des Kranken zu versuchen. Wie er den Pfarrer sah, trat er zurück. Der Kranke lag in sichtbar großer Unruhe, und man sahe, daß er noch mehr an der Seele, als am Körper litt.

Sie leiden sehr, redete ihn der Pfarrer an.

Der Sterbende richtete sich auf. Mein Ende ist näher als ich vermuthete; o, es ist schwer zu scheiden! sagte er und sah mit einem trostlosen Blick um sich herum.

Der Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat! sprach der Pfarrer. In diesem Glauben ist Vergebung der Sünden und Erlösung von aller Sorge für das Zeitliche.

Der Sterbende antwortete: Herr Pfarrer, ich sterbe, aber ich habe ein gutes Gewissen; ich habe niemand beeinträchtigt und geschadet.

Aber doch sich selbst, setzte der Pfarrer ernst, aber milde hinzu.

Ich bin ein rechtschaffener Mann, das will ich vor Gott behaupten, sprach der Kranke, fast zürnend. Es griff ihn an, Er legte sich zurück. Der Arzt eilte herbey. In einigen Augenblicken lag die Leiche da.

Das Jammergeschrey war entsetzlich. Der junge Mann stürzte innerlich erschüttert, heraus. Es war eine schreckliche Stunde.

Der Rest des Tages war nicht festlich mehr für den Pfarrer. Das Bild des unglückseligen Sterbenden, die verzweiflungsvolle Leerheit seiner Seele an Friede und

Trost, der vergebliche Kampf, den sein Stolz mit dem Gewissen kämpfte, die unbegreifliche, mühsam errungene Ueberredung beim Gedanken an sein Schicksal jenseits — dieß Alles trat unaufhörlich vor die Seele des Pfarrers. Die Erinnerung an ähnliche Vorgänge kam hinzu, und ein inneres Grausen durchdrang ihn, indem er dachte, wie die Menschen so elend sind und doch nicht die Hand der helfenden rettenden Liebe annehmen wollen, die aus dem Himmel nach ihnen herabreicht. Nur so viel Pfingstartiges war in seinen Betrachtungen, als er lebendig fühlte, wie der Mensch im Leben und Tode ohne Ruhe und Friede sey, wenn ihm der Geist fehlt, durch welchen wir wissen, was uns von Gott gegeben ist. Er legte sich nieder in der Anbetung dessen, der in seiner Weisheit uns zum Feste die Stimmung gibt und entzieht, und in beiden doch die ewige Liebe ist.

Frühe erwachte er. Es war noch nicht Tag. Wie könnte auch ein Pfarrer so ruhig, wie die Gemeinde, schlafen in der Nacht zwischen zwey Festtagen, an denen der erste so viel Freude und so viel Schmerz gebracht?

Die Sterne schienen so hell am Himmel, als wollten sie vor ihrem Erbleichen der Pfingstnacht noch ihren ganzen Glanz zusenden. In den Bäumen schlugen einige Nachtigallen, und ihr Lied scholl durch die feyerliche nächtliche Stille, wie Weihelied zum Feste. Ein solcher Sang ist das Lied der wachenden Liebe in Nacht und Dunkel. Die starken Düfte der Blüthen trugen gleichsam den Gesang wie auf Weihrauchopfer zum Himmel. In den Thautropfen glänzte das Sternenlicht wieder, und eine frische doch liebliche Morgenluft wehete durch die Schöpfung.

Der Pfarrer fühlte sich erneut und erquickt, als solle er, die Erinnerung von gestern hinter sich lassend, zu einem neuen schönern Festtage erwachen. Es lockte ihn hinaus in den feyernden Morgen. Er wollte auf dem Berge die Sonne aufgehen sehen und mit den ersten Strahlen des Frühroths die schlafende und erwachende Gemeinde einsegnen.

In dem eigenen Gefühle, mit dem man in den letzten Augenblicken der Nacht durch die stillen Gassen und Feldwege geht, schlug er den Weg zu dem nahen Hügel ein. Oben ging eine kräftige Männergestalt Auf das Vernehmen von Fußtritten schien sie stille zu stehen, und den Pfarrer zu erwarten. Es war der junge Mann von gestern Abend. Der Pfarrer erkannte ihn schon in einiger Entfernung und rief ihm zu: Nun, das ist schön: ein solches Zusammentreffen kann nicht von ohngefähr seyn.

Gegen mein Vermuthen, aber nicht gegen meinen Wunsch, sagte jener.

Wollten Sie die Sonne aufgehen sehn? fragte der Pfarrer.

Ach, entgegnete jener, was soll mir diese äußere Sonne? Die innere ist mir nicht aufgegangen. Nicht die Hoffnung, sondern die Unruhe hat mich herausgetrieben. Ich gehe hier schon seit einer Stunde.

Mir hat der gestrige Vorfall auch einen schweren Abend gemacht, versetzte der Pfarrer.

Lassen Sie uns davon nicht reden, erwiderte der junge Mann. Ich leide über meinen Jugendfreund und über mich selbst. Würde ich mich weniger auf mein Gewissen berufen, so würde ich doch auch nicht mehr Trost und Ruhe, als er empfinden, wenn heute meine Todesstunde

käme. Ich ahne eine unendliche Welt voll unaussprechlichen Friedens, oder besser, ich denke sie, aber ich lebe nicht in ihr. Ihr Wunsch ist in eine schreckliche Erfüllung gegangen. Des Gesetzes Unendlichkeit und meine unvollkommene Erfüllung, das sind bei mir die Gedanken dieser Pfingstnacht gewesen.

Wohl Ihnen, sagte der Pfarrer, am Stolze haben Sie Demuth gelernt; und den Demüthigen gibt Gott Gnade. Es hindert Sie nur noch Eins. Gestern in unsrer Unterredung konnte ich es Ihnen noch nicht nennen, weil eher etwas von der Art in Ihnen vorgehen mußte, wie nun wirklich vorgegangen ist. Sie stehen in der Meinung, daß die Beruhigung und Erneuerung nicht aus einer gänzlichen Wiedergeburt und Umwandlung, sondern aus allmähliger Steigerung der schon vorhandenen Kräfte und des angebornen Guten hervorgehen müsse. Aber das ist ein Grundvorurtheil, von dem Sie nur die Betrachtung des Gesetzes heilen kann. Prüfen Sie mit seinem Maßstabe Ihr bisheriges Leben, Ihre Thaten und Worte, samt Neigungen, Gedanken und Begierden, und bedenken Sie, daß das Gesetz sogar sagt: Laß dich nicht gelüsten! Betrachten Sie dagegen die ernsthaften Vorsätze, die feurigen Entschlüsse, die heiligen Rührungen und Ahnungen Ihrer bessern Stunden, und was nun auf dieselben gefolgt. Dann wird Ihnen klar werden, daß, wenn gleich diese Steigerung und allmählige Besserung allerdings eine Aufgabe des Lebens bleibt, doch jener vollkommene Trost und jenes wahre neue Leben aus einer ganz andern Reihe von Dingen, und zwar aus einer durchaus von der hiesigen verschiedenen und ewigen Welt kommen müsse.

Das ist mir sehr klar, versetzte der junge Mann. Aber wenn nun jenes höhere Leben nicht erworben werden kann, weil es in einer Reihe von Dingen liegt, die nicht in unsrer Gewalt sind, wie kommen wir denn dazu?

Wir sollen es empfangen. Jene höhere Welt ist eine Welt der ewigen Liebe; sie läßt sich in Christo zu uns herab, und wir dürfen nur annehmen. Wie wir das irdische Leben empfangen haben und seiner uns freuen, weil wir es haben, so sollen wir auch jenes höhern Lebens, das uns geboten wird, dankbar genießen. Doch, setzte der Pfarrer hinzu, lassen Sie uns eilen, daß wir den Hügel erreichen. Der Aufgang der Sonne ist nahe, und ich hoffe, der Aufgang der unsichtbaren in Ihrem Herzen gleichfalls.

Sie standen bald auf der Spitze des Berges. Der kühle Morgenwind strich frisch durch ihre Haare. Um sie her war eine heilige Stille, gleich als wenn die Natur in frommer Erwartung des großen Schauspiels wäre, das sich begeben sollte. Ein schmaler Streifen Licht zog sich am Fuße des östlichen Himmels hin; und ein matter Schein tagte über der Welt. Es war, als wenn einzelne blasse Strahlen sich durch die Schöpfung bewegten.

Es wird Licht! rief der Pfarrer feyerlich durch die Stille.

Die Sterne erbleichten; nur der Morgenstern, der Stern froher Botschaft, leuchtete noch im funkelnden Glanze. Der Streifen Licht wurde immer breiter, und ging immer höher hinauf, und wie sein Licht weiter strahlte, um so rosiger wurde sein Saum. Die sanften Wimper der Morgenröthe bewegten sich so zart, so lieblich, so schlagend. Tief im Himmel ging die Tagesbläue hervor. Die Sterne

schwanden allmählig vor der Morgengluth in Osten, und selbst der Morgenstern wurde nun blaß. Aber die Erde hüllte sich in Nebel. Der Himmel nur war Licht; und die Erde tauchte unter in ein wogendes dunkles Meer.

Es wird Licht am Himmel! rief der Pfarrer zum zweiten Male feyerlich durch die Stille.

Alles schwieg noch. Es entstand eine große Pause. Die Nebel zogen vorüber. Es hoben sich die Thürme aus dem verlaufenden Meere. Die Berge schauten hervor im Morgenroth. Das Thal und die Fluren gingen auf. Die Flamme in Osten spiegelte sich im Thau. Die Erde schwamm im schimmernden Morgenduft.

Es wird Licht auf Erden! rief der Pfarrer zum dritten Male feyerlich durch die Stille.

Himmel und Erde sahen sich an, und schienen zu staunen beym Wiedersehen. Beyde schwiegen wie in großer Ueberraschung. Die Stille ward stiller. Da zog ernst und langsam der Gluthball hinauf. In hoher Majestät, mit den feurigen Strahlen himmlischer Glorie kam die Königin des Tages. Ströme von Licht und Glanz und Feuer ergossen sich aus ihrer glänzenden Fülle. Da stand sie, groß und herrschend, und hob ihren Blick gen Himmel und senkte ihn segnend zur Erde.

Die Sonne geht auf! rief der Pfarrer zum vierten Male feyerlich aus.

Wunderbar waren beider Herzen ergriffen. Wunderbar schien die ganze Schöpfung ergriffen. Sie schauten hinaus: da glänzte in silbernen Wellen der Strom im Thale. Sie schauten hinauf: da stieg die Lerche hoch und höher, mit dem Gesang ihrer Kehle. Tausend Stimmen

wurden wach. Es rauschte in den Zweigen, und hoch in den Lüften schien eine neue Welt voll Klang und Sang geboren.

Der Himmel lebt! rief der Pfarrer zum fünften Mal feyerlich in die Höhe hinauf.

Da ward auch das Leben auf der Erde rege. Die Strahlen der Königin, ihre himmlischen Worte, schienen alles zu wecken und zu beleben. Hier sprang ein Wild durchs Gebüsch; dort trat ein Landmann aus seinem Hause, und aus der Ferne erscholl das Geläut einer Kirche. Ein Ton des Lebens nach dem andern unterbrach die Stille.

Die Erde lebt! rief der Pfarrer zum sechsten Male.

Sie schauten in den Tag. Wie lag alles, Himmel und Erde, so hell und lieblich vor ihnen! Wie war die ganze Welt eine andere, seit das Licht über ihr aufgegangen! Welch ein Unterschied zwischen Nacht und Tag, zwischen Sternenlicht und Sonnenschein! Welch ein Friede, eine Zuversicht, eine Kraft, welch eine Fülle des Lebens seit dem Aufgange der Sonne gegen die kühle, schreckende, geheimnißvolle und dunkle Nacht! Der Pfarrer hob unwillkührlich die Arme auf, indem er sich zur Stadt wandte, als wolle er andeuten, wie er sie in seinem Herzen segne.

Es ist Tag! Das war der siebente feyerliche Ausruf des Pfarrers.

Er umarmte den bewegten, schweigenden Jüngling. Thränen bebten in beider Augen. So wird Ihnen auch die höhere Sonne aufgehen, sagte der Pfarrer. Kommen Sie diesen Morgen zur Kirche. Ich bitte Gott, daß Sie dort im Segen hören mögen, was Sie hier im Segen gesehen

haben. Sie gingen mit einander hinab. Bei den ersten Häusern schieden sie.

Durch das Gespräch am frühen Morgen ward der Pfarrer veranlaßt zu dem Entschlusse, das früher Vorbereitete zu verlassen und mit der heutigen Predigt in dem Gange seiner Betrachtungen vom gestrigen Abende und von diesem Morgen zu bleiben. Der vollständige Anblick des Sonnenaufganges, der ihm so unvermuthet geworden; die Bewegung, worin sein ganzes Gemüth sich befand; die Rücksicht auf den jungen Mann, der in der Zeit einer durchgreifenden Entscheidung stand, und endlich der Umstand, daß sich solch eine Betrachtung dem Feste sehr bequem anschließe: — so viel Gründe hatten ihn nicht lange im Zweifel gelassen, was er heute zur Gemeinde zu reden habe. Er hatte überdieß noch einige Stunden zur Vorbereitung, bis der Gottesdienst anging. Jeder, der die Aeußerlichkeiten einer Rede gewissermaßen in seiner Gewalt hat, weiß es, wie unbesorgt man um die Ausführung und die ganze Gestalt der Rede seyn kann, wenn solch eine Stimmung uns zu Theil wird. Wäre man gewiß, daß uns so jedes Mal zur Stunde noch gegeben würde, was Herz und Geist allmächtig bewegt, so wäre jede ängstliche Vorbereitung, welche eigentlich nur auf die ungünstige Stimmung berechnet ist, überflüssig.

Gewöhnlich wenn ein Pfarrer sich vorbereitet, weiß er nicht, für wen er arbeitet, und welches seiner Worte ein aufgehendes Samenkorn seyn wird. Gläubig geht er und nimmt die Saat und streut sie aufs Land, und wenn er gleich nicht weiß, welches Korn bald grünen und welche Stelle fruchtbar seyn werde, so traut er doch seinem Herrn,

daß, weil der Same gut und das Land bearbeitet ist, der Tag der Garben nicht fehlen werde. Er thut, was der Herr ihm geheissen, und den Erfolg überläßt er Ihm. Aber es gibt auch zuweilen solche Augenblicke, wo man fühlt, für wen man reden werde, und wo eine verborgene Stimme sagt, was aufgehen soll. Doch das sind geheime Erfahrungen, die nicht mitgetheilt werden, aber die Freudigkeit des Amtes mehren sollen. Desgleichen wurde dem Pfarrer in diesen unvergeßlichen Morgenstunden gegeben. Es bebte ein freudig Hoffen durch seine Seele, als zur Kirche geläutet wurde. Er zog mit dem Haufen der Gemeindeglieder zum Hause des Herrn. Die Feyer begann.

Nachdem der Festgesang gesungen und das gemeinsame Morgengebet vom Pfarrer gesprochen war, trat er unter einem kurzen Vorbereitungsliede auf den Lehrstuhl. Er kündigte gleich zu Anfange an, daß, wie er gestern von der Beschaffenheit des in Gottes Geist geführten Lebens gehandelt, er heute die Entstehung desselben zum Gegenstande seines Vortrages machen wolle. Es sey dieser zweyte Pfingsttag der letzte große Festtag des Jahres. Das halbe Jahr, in dem die Geschichte des Heilandes, welcher der Gegenstand des Glaubens ist, uns ein Fest nach dem andern gebe, sey nün zu Ende, und die folgende Hälfte des Jahres sey bestimmt, die Wirkungen des Glaubens im Leben, Leiden und Sterben zu lehren. Am künftigen Sonntage werde das Trinitatisfest gefeyert, das den schönsten Uebergang zu dieser zweiten Reihe mache, indem es an die nun gewonnene Lehre von dem dreyeinigen Gott die Lehre von der Wiedergeburt anknüpft. Natürlich müsse erst der Mensch selbst gut werden, ehe er gute Werke thun

könne. Aber dieses Trinitatisfest gehöre eigentlich noch zum Pfingstfeste, wie denn auch der biblische Abschnitt für jenes einen Theil des Gesprächs unsers Herrn ausmache, von dem ein anderer Theil für den heutigen Festtag bestimmt sey. Darum wolle er heute von Wiedergeburt handeln, da ja das Fest der Pfingsten die allgemeine Wiedergeburt der Menschheit durch den Geist des Herrn feyere. Er versprach nun von den beiden Schöpfungen zu reden und das Werk des Herrn in der unsichtbaren Welt durch das in der sichtbaren zu erklären.

Darauf sang die Gemeinde das folgende Lied:

Eh' der Schöpfer sprach: „Es werde!"
Im Anfang ruhte noch die Erde,
Sie lag im Dunkel wüst und leer,
Da erschien sein Geist und schwebte,
Auf ödem Wasser, und belebte
Die Millionen Keim' umher.
Die Erd im Sternenchor
Stieg auf und sang empor,
Dir o Vater!
Im lichten Strahl
Trug Berg und Thal
Gewächs und Leben ohne Zahl.

Der Pfarrer verlas nun die ersten Blätter der heiligen Schrift, welche uns die Schöpfung der Welt erzählen. In wenigen kräftigen Zügen schilderte er den Sonnenaufgang. Er zeigte, wie die sieben einzelnen Erscheinungen uns die sieben Tagewerke der Schöpfung vor dem Auge vorüberführen, und pries die Gnade und Weisheit des Herrn, die auch spätern Geschlechtern das Andenken an seine erste große That in der Zeit erhält und an jedem

Morgen uns das Gedächtniß seiner Schöpfung erneuert.

So ist die sichtbare Welt geschaffen, fuhr er fort, und auf ähnliche Weise erschafft sein Geist auch das unsichtbare, ewige Leben in unserer Seele. Wie dort Himmel und Erde schon geschaffen waren, aber die Erde wüste und leer da lag, nur umschwebt vom Geiste des Herrn: so ist auch das Herz schon da und das neue Leben in der Gerechtigkeit vor Gott, welche Christus erworben; aber das Herz liegt wüste und leer, und nur Gottes Geist schwebt darüber und bewegt es.

Hierauf zeigte er, wie zum ersten Tagewerk der Gnade es Licht werde im Herzen, eine tiefe Sehnsucht im Innern herumziehe, das Verlangen nach einem ewigen und vollkommenen Leben uns die Nacht des Zeitlichen offenbare, und Ein Strahl des Lichtes nach dem andern sich durch unser Gemüth verbreite und jene dämmernde und tagende Stimmung hervorbringe, die den Grund zu dem ganzen künftigen Leben lege. Im zweiten Tagewerke strahle uns der Himmel entgegen, man ahne eine vollkommene Welt, man fühle, wie erhaben das Gesetz des Herrn sey, das Morgenroth der Verheißungen Gottes gehe uns auf, und in seliger Freude mache man sich anheischig das Gebot des Herrn so vollständig, wie Er selbst es begehrt, in dieser unvollkommnen Welt zu erfüllen. Aber dann schwinden im dritten die Nebel, die über der Erde liegen, unser Herz mit seinen Tiefen und Höhen kommt ans Licht, der kühne Muth wird gebrochen, der falsche Friede zerstört, und man sieht wohl ein, daß solch ein fehlsam Herz das Gesetz des Herrn nicht erfüllen könne. Jetzt, nach solchen Vorberei-

tungen, gehet uns die Sonne der Gerechtigkeit und in Christo volles Licht, genügender Trost und sichere Hoffnung auf. Die Sehnsucht ist gestillt, das Verlangen erfüllt, und in einem unendlichen Gegenstande fühlt der Trieb zu unendlicher Liebe sich befriedigt. In Christo ist uns das ewige Leben gewiß, anschaulich und faßlich geworden, und seit er sich den Weg, die Wahrheit und das Licht genannt, ist es nicht mehr möglich, den Gedanken an eine göttliche Welt für Schwärmerei zu halten. Das ist das vierte Tagwerk. In dem Glauben an den Namen des eingebornen Sohnes ist uns der Himmel belebt, und wir schauen ihn erfüllt mit göttlicher Gnade und Erbarmung. Das Leben senkt sich hierauf zum sechsten Tagewerke ins Gemüth und erneuert es; ein reines Herz und ein gewisser Geist wird uns zu Theil, und an den Spuren und Werken des Lebens kann es nicht fehlen. Endlich am siebenten Tage, dem heiligen Sabbath, empfindest Du den seligen Frieden des Herzens, Vergebung der Sünde und die Versicherung der göttlichen Gnade.

Die ganze Gemeinde schien nur Ein Ohr zu seyn. Der Pfarrer hielt einen Augenblick inne, in stummem Erstaunen die Wege des Herrn anzubeten. Dann sagte er:

Das Licht und das Leben, mit Einem Worte, der Tag kommt vom Himmel herab. Zuerst erhellt und belebt es den Himmel, dann die Erde. Die Bewohner der Erde sollen nur nicht zurück treten und sich ihm entziehen, dann werden sie beschienen von seinen Strahlen, und sie leben fröhlich in Licht und Wärme. Die Erde selbst soll nur dem Zuge der Sonne folgen und ihr sich zuwenden, so ist es Tag an so vielen Seiten, als sie der Sonne entgegen

kehrt. Aber alle sieben Tagwerke beziehen sich vorwärts und rückwärts auf die Erscheinung der Sonne, — im Reiche des Geistes auf unsern Herrn Jesum Christum. Er ist in jedem Sinne Deines Geistes Sonne, und hast Du Licht, so ist es sein Licht. An seiner Weisheit erkennst Du Deine Thorheit; an seiner Gerechtigkeit Deine Ungerechtigkeit; an seines Geistes Gabe Deine Schuld, und an seiner Seligkeit Deine Unseligkeit. Aber jedes Gefühl Deines Elendes werde ein Lobgesang seiner Gnade. Auf jede Nacht folge ein Morgen. Die Sonne gehe Dir immer von neuem auf. Endlich komme ein Tag, der nie untergeht, und an ihm mögest Du nichts in Dir gewahren als die Wonne der Versöhnung, den Frieden der Rechtfertigung und den Lohn der Gnade.

Die Gemeinde sang das alte Loblied:

Dank sagen wir alle,
Gott, unserm Herrn Christo,
Der uns mit seinem Wort hat erleuchtet
Und uns erlöset mit seinem Blute, u. s. w.

Es war unter der Rede eine stille Andacht in der Kirche gewesen. Der Pfarrer selbst war gerührt und gehoben, wie noch nie an einem Pfingstfeste. Er fühlte aufs innigste, daß es das Fest der Geistlichen, oder vielmehr einer geistlichen Gemeinde und eines priesterlichen Volkes sey. Der Lobgesang am Schlusse tönte mit seinen erhabenen Gedanken und Klängen in seiner Seele unaufhörlich nach, als er die Kirche verließ.

Vor dem Pfarrhause trat der junge Mann zu ihm. Ein strahlendes Licht leuchtete aus seinen Augen; in seinem Gesichte lag ein göttlicher Friede, und sein ganzes Wesen

war wie in Wonne getaucht. Schöner hatte ihn der Pfarrer nie gesehen. Er bat ihn, ins Haus zu treten. Der Jüngling verweigerte es. Er sprach kein Wort. Aber er sahe den Pfarrer an mit leuchtenden Augen, drückte ihm die Hand und entfernte sich schnell.

5.

Die Michaelisfeyer.

Ein geliebter Amtsbruder hatte uns zu einem Kinderfeste eingeladen, das in seiner Gemeinde am Tage Michaelis gefeyert zu werden pflegte.

Wer es auch nur in einer Gesellschaft empfunden hat, wie wohl es thut, wenn man anhaltend geredet, nun zu schweigen und zu hören, der hat Aehnliches von dem erfahren, was einem Pfarrer begegnet, wenn er in einer fremden Gemeinde sich unter die Zuhörer mischen und das Wort des Lebens aus dem Munde eines Amtsbruders vernehmen kann. Ich meyne nicht zu viel zu sagen, wenn ich behaupte, daß gewöhnlich, wie kein aufmerksamerer, so auch kein dankbarerer Zuhörer in der Kirche sey, als ein fremder Pfarrer, der im vollen Sinne als Gast sich beim Gehör des göttlichen Wortes eingefunden. Darum hatte ich mit Freuden diese Einladung angenommen.

Des Morgens hatten wir, die Pfarrfrau im Hause, ich in der Gemeinde, zwiefachen Fleiß angewendet, die Nachmittagsstunden frey zu gewinnen. Gleich nach Mit-

tag nahm sie ihren Adolf an die Hand, von dem sie wünschte, daß er frühe die kirchlichen Feste lieb gewinnen möchte. Ich ergriff meinen Hirtenstab, und so begaben wir uns auf den Weg.

Der Tag war heiter und lieblich. Zwar zeigte schon hier und da ein Baum das verwelkte Laub; aber die bald rothen, bald gelben, bald braunen Blätter schienen nur auf dem noch grünen Grunde der Waldung wie neue Blüthen zu prangen. Die Sonnstrahlen, die noch belebend auf die Erde fielen, brachen sich nirgend in jener dicken Nebelluft, wodurch das Herbstlicht seine eigenthümliche, rührende Färbung erhält. Die Luft zeigte statt der sonst um Michaelis gewöhnlichen Spannung und Abkühlung jene frische Wärme, die uns im Frühlinge so jugendlich anregt. Diese auffallende Erscheinung, wie an manchen Tagen eine Jahreszeit fast ganz aus ihrer Weise heraustritt und in eine andere hinüber spielt, ist auch oft in den übrigen Jahreszeiten zu bemerken. Wie oft gibt es Tage im Winter, an denen uns ganz sommerlich zu Muthe wird, und wer ist nicht schon im Frühlinge überrascht worden durch das wahrhaft herbstliche Gepräge eines Tages. Es scheint auch hierin eine verborgene Weisheit der ewigen Liebe sich offenbaren zu wollen, die der frohen Zeit den Ernst des Herbstes und des Winters und der düstern, traurigen den Trost des Lenzes und Sommers recht nahe bringen will. Der heutige Tag konnte ein lenzartiger Herbsttag heissen.

Indem wir, den Hügel hinanwandelnd, uns diese Bemerkungen mittheilten, wandte die Pfarrfrau sie auf das bevorstehende Fest an, und meinte, der Amtsbruder habe mehr von Glück, als von Verdienst zu rühmen, daß an diesem

Kinderfeste die Natur ihn durch einen Rückschritt in den Lenz begünstige, denn ein Kinderfest eigne sich doch nicht für den Herbst, sondern für den Frühling, und wie er es denn wohl habe anfangen wollen, wenn eben ein rechter Herbsttag eingefallen wäre, die Kinder in dem alten schönen Bilde die Blumen im Garten des Herrn zu nennen.

Darin wurden wir bald einig, daß ein Frühlingstag im Herbste doch mehr werth sey, als im Lenze; aber die Pfarrfrau bestand darauf, daß das nur als eine Gunst angesehen werden könne, die vielleicht in vielen Jahren sich nicht wiederholte, und was denn ein Kinderfest an einem düstern, neblichten Herbsttage sey?

Ich entgegnete, es sey unter allen jährlichen Festen keines so geeignet zum Kinderfeste, als das Michaelisfest. Es sey das Fest der Engel, und von ihnen könne man in der ganzen Menschheit nur die Kinder zu Bildern nehmen, wie sie denn auch von jeher durch die Künstler in Gestalt himmlischer Kinder dargestellt worden, und überdieß rede von den beiden kirchlichen Abschnitten aus der heiligen Schrift, die für dieses Fest bestimmt sind, der eine von Engeln und der andere von Kindern.

Aber dagegen fand es die Pfarrfrau nun selbst auffallend, daß die Väter der Kirche dieß Fest in den Herbst verlegt hatten.

Läßt sich ein solcher Gegensatz nicht fast bey allen Festen bemerken? fuhr ich fort. Sollte nicht aus demselbigen Grunde das Fest der Engel und Kinder in den Herbst fallen, aus dem die Weihnachten in den Winter und Charfreitag in den Frühling? Das Reich der Gnade steht im umgekehrten Verhältniß zu dem der Natur. Das sollte

selbst in der Stellung der Festtage sichtbar werden, und so feyert man die fröhliche Geburt des Heilandes in der Zeit der Abgestorbenheit der Natur, seinen Tod in den Tagen der wiederauflebenden Schöpfung und das Fest der Kindheit im Alter des Jahrs. Es ist durchaus im Geiste des Christenthums, ein Kinderfest im Herbste zu feyern, damit die kindliche Freude auf dem Ernste des Alters ruhe, und der Ernst der Erwachsenen in der Fröhlichkeit der Kinder eine Weisung nach dem Frieden empfange, der jedes Alter mit den Gaben der Kindheit ausschmückt.

Jetzt verstehe ich auch diesen seltsamen Herbsttag, erwiderte die Pfarrfrau. Er ist eine Stimme dieser Wahrheit mitten in der Natur selbst. Es ist doch eine wunderbare, unbegreiflich tiefe Liebe, die diese Welt schuf! Sie hat die Sinnbilder des geistlichen Lebens, das sie in uns schafft, in diese schöne Schöpfung niedergelegt. Und durch die sonderbarsten Erscheinungen ruft sie uns aus den Schranken dieser Welt heraus; durch Widersprüche, die sie scheinbar entstehen läßt — durch einen Frühlingstag zur Herbstzeit —, läßt sie uns eine höhere Einheit errathen, und wie wir auf sie nur rathen, ist sie uns schon gegeben.

Nun erst genossen wir den schönen Herbsttag in seiner ganzen Lieblichkeit, als uns gleichsam sein höheres Verständniß aufgegangen war. Im süßesten Gefühle der Schönheit der Natur empfindet die Seele eine schmerzliche Lücke, wenn sie nur an der Gestalt derselben verweilen kann und ihren höhern Sinn nicht versteht. Darum kann man wohl sagen, daß nur in der Zeit des Christenstenthums, seit der Herr der Natur sichtbar in ihr gewandelt und gelitten, ihre Herrlichkeit recht empfunden.

worden und daß wir nur in dem Grade eines wahrhaft erquickenden Gefühls von ihrer Schönheit fähig sind, als uns Christi Geist geschenkt ist. Dem Sinne der Welt ist die Schöpfung eine dunkle, nach starren Gesetzen geregelte Masse, die höchstens nur durch ein zufälliges Spiel diese oder jene Schönheit unvollkommen genug zum Vorschein treten läßt. Wie ganz anders, wenn der Gläubige sie als Gabe der ewigen Liebe, als Schauplatz ihrer Wunder und als Spiegel seines eigenen, geistlichen Lebens erkennt und im sichtbaren Bilde das Räthsel seiner unsichtbaren Verhältnisse gelöset findet. Das ist der Kindersinn, mit dem man die Schöpfung betrachten soll, wie denn auch hier den Unmündigen die großen Geheimnisse geoffenbart sind.

In diesen Betrachtungen wandelten wir am Abhange des Hügels den schönen Laubgang hin, der fern von der Unruhe der Landstraße doch ihren Lauf weit hin beherrscht, und das ganze Thal mit seinem Flusse, seinen Bleichen, seinen Häusern und Anlagen bis an die begränzenden Bergwände übersieht. Der kleine Adolf sprang vor uns, suchte die Blumen, wie er das gefärbte Laub nannte, und konnte kaum die unaussprechliche Freude seines Herzens so an den Tag geben, wie er wünschte. Ihm war es ein rechter Frühlingstag. Aber das führte uns auf einen neuen Grund für die Stellung des Festes, auf die Kunst des kindlichen Gemüthes, sich jede Jahrzeit in einen Frühling zu verwandeln. Höchstens nur wir Erwachsene bedürfen eines solchen Herbsttages, wie er heute war; die Kinder haben immer Frühling, wenn sie ein Fest haben.

Ach, wie tief ist des Heilandes Wort: Werdet wie die Kindlein! Sind wir das geworden, so wird uns die Natur zu dem, was wir eben bedürfen. Damit wir höhere Kinder werden, muß sie scheinbar ihre Gesetze verlassen, und im Herbste uns ihr Kindesantlitz zeigen, und sind wir es, dann zeigt sie uns dasselbe auch, wenn sie ihre Gesetze nicht verläßt.

Wir hatten schon auf dem Gange zum Kinderfeste so viel von ihm gefeyert, daß von allen Seiten das Gleichartige in uns überströmen konnte.

Als wir den langen, schönen Laubgang mit der weiten Aussicht, unter den hohen Bäumen weg, durchgingen, klang auf einmal nahe von einem Hause, das unten am Fuße des Hügels stand, der Gesang zweier hellen Stimmen herauf. Richtig, zuweilen meisterhaft erhoben sich die Töne, und schwebten unter dem Rauschen des durchschimmernden blauen Flusses herauf. Wir standen still und hörten zu. Es wurde mir unbeschreiblich wohl. Es dämmerte gleichsam eine alte untergegangene Welt in mir auf. Ein Ton nach dem andern schien mir seit langer, ferner Zeit bekannt. Nun tauchten ganze Stellen der Singweise aus tiefer Vergessenheit auf. Je mehr und mehr ergoß sich eine unbeschreiblich wonnevolle Erinnerung durch mein Gemüth. Meine Seele sehnte sich und ahnete und rieth, und nur das war mir schmerzlich, daß ich oft nahe daran war, eine ganze verlorene Welt von Gefühlen wiederzufinden und sie doch verfehlte. Endlich als die Weise von neuem angestimmt wurde, mit dem ersten Klange, fand ich sie. Es war ein Gesang, den mein Vater zu singen liebte, wenn er mich als kleinen Knaben auf seinem Schoße wiegte. Ich

kann nicht sagen, wie mir wurde bei dieser Entdeckung. Das spätere Leben fiel gleichsam von mir ab. Die Empfindungen der kindlichen Jahre kamen in einer Klarheit zurück, wie ich ihrer seit vielen Jahren mir nicht bewußt gewesen. Ein heiliger Schauer fuhr durch meine Glieder, unbeschreiblich mild, und unaussprechlich heiter umfing mich meine Kindeswelt! Die Thränen kamen mir ins Auge. Der kleine Adolf mochte sie gesehen haben. Er drängte sich an mich heran, und streichelte meine Hand, unverwandt in mein Auge heraufblickend. Ich nahm das Kind in meine Arme und drückte es in namenloser, gerührter Freude an mein Herz. Die Mutter wurde unruhig und fragte, was mir überkomme? — Die ganze Fülle der Kindheit! rief ich. Höre nur! Das ist der Gesang meiner Jugend! — In einer steigenden Rührung, den Knaben an meinem Herzen haltend, hörte ich den Gesang aus, und als er schon lange verhallt war, horchte ich noch zu, um immer mehr aus dem Meere jugendlicher Erinnerungen zu empfangen. Diese Augenblicke sind mir seitdem unvergeßlich geblieben. Die Mutter stand vor uns und schien sich zu weiden an dem Anblicke des Vaters und Sohnes. Ich reichte ihr den Knaben und sagte: O möchte einst diesen ein Wort oder Lied, oder sonst etwas, so an seine Mutter und seinen Vater erinnern, wie mich heute, und möchte dann seine Ehrfurcht und Liebe nicht geringer seyn dürfen!

Endlich gingen wir weiter. Ich fühlte, daß ich heute ein Kinderfest feyern sollte, wie ich noch nie eins gefeyert hatte. Der Weg geht am Ende der Gebüsche abwärts und läuft über eine Wiese, an deren Ende sich

ein schönes Bauerhaus aus den Bäumen hervorhebt. Wir waren schon in eine fremde Gemeinde getreten; und das ist bei einem Pfarrer mit demselben Gefühle verbunden, wie bei einer Hausfrau, wenn sie über die Schwelle ihres Hauses tritt.

Die Fensterladen an dem Hause waren beigelegt. Das ist hier zu Lande ein Zeichen, daß eine Leiche im Hause sey. Die Familie, welche dieses Haus bewohnte, hatte früher zu meiner Gemeinde gehört, und war seit einem Jahre hierher gezogen, sie war mir lieb gewesen, und ich konnte, da ich einen Todesfall vermuthen mußte, nicht vorübergehen. Es ist eine merkwürdige Wechselwirkung zwischen den Gränzen des Lebens und den Dienern des Worts. Wo Menschen geboren werden und sterben, in jedwedem Sinne; da bedarf man ihrer am meisten, und sie hinwiederum fühlen einen fast unwillkührlichen Zug dahin, wo Geburt oder Tod vorfällt.

Wir traten in das Haus. Am hellen Mittage genoß es nur halbes Licht. Alle seine Bewohner waren schwarz gekleidet. Als die Hausfrau mich sahe, rief sie schluchzend mir entgegen: Herr Pfarrer, ein guter Engel führt Euch zu uns ins Haus. Der liebe Gott hat uns unser einziges Kind, das Söhnchen, das Ihr vor drey Jahren getauft, genommen. Ach wir müssen nun seyn, wie einer, der seiner Kinder gar beraubt ist. Sie reichte mir die Hand, beugte weinend ihr schweres Haupt auf dieselbe nieder und sahe mich dann an mit jenem Blicke, in dem eine leidende Seele neben ihrem ganzen Jammer auch ihr ganz Vertrauen ausspricht.

Das geistige Band, das einen Pfarrer und die Ge-

meinde verbindet, dauert auch noch innerlich fort, wenn es äußerlich nicht mehr besteht. Wer ein Mahl zu einer festlichen Stunde in dem Kreise einer Familie Gottes Wort verkündigt hat, der scheint fortan auf eine höhere, geheimnißvolle Weise mit ihr zusammen zu hangen, und was ihr im Laufe der Zeit auch begegnen mag, er fühlt eine ganz besondere und innige Theilnahme.

Nun trat auch der trauernde Vater herzu. Er hieß uns gleichfalls an diesem Trauertage willkommen und bath um ein Wort des Trostes. Ich ließ es daran nicht fehlen. Wo ist auch mehr Grund zum Troste, als beim Tode eines solchen Kindes! Freilich es sind die schönsten Hoffnungen, deren Untergang man bedauert; es ist das Bild eines ganzen Lebens, wie es älterliche Liebe entwirft, das vor unsern Augen zerrinnt; es *ist* die innigste und tiefste Liebe, die es unter Menschen *gibt*, die Liebe eines Vater- und Mutterherzens, die da leidet. Aber wo sieht man klarer, daß hienieden nur der Anfang ist und der Tod nicht das Ende des Daseyns seyn kann? Wo darf es uns gewisser seyn, daß das folgende Leben ein seliges sey, als bei einem Kinde, dem in der Taufe Gottes Gnade zugesagt worden und das noch durch keine wissentliche Sünde sie verscherzt hat? und wo wird die Liebe sicher stärker seyn als der Tod, als zwischen frommen Aeltern und ihrem unschuldigen Kinde?

Wie oft haben wir in diesen Tagen von Euch gesprochen, Herr Pfarrer, sagte die Mutter. Als Ihr uns vor drey Jahren das Kind tauftet — ach es war einer der glücklichsten Tage, die ich auf dieser Welt gelebt habe! — und seine Taufzeugen, ich und sein Vater

und die Uebrigen betend umherstanden, und Ihr das Wasser über seine Stirne gosset und ihn tauftet im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes — o ich habe es nicht vergessen können! — da sah er Euch an mit seinen klaren, blauen Aeuglein und lächelte. Da habt Ihr uns eine Rede gehalten über das Lächeln der kleinen Kinder und uns gelehrt, was das im Geistlichen bedeute. Wie oft habe ich wieder an Eure Wünsche und Gebete gedacht, wenn ich ihn später lächeln sahe und mir das Herz dabei hüpfte. Als das Kind nun krank wurde, war es so ruhig und geduldig, daß ich immer weinen mußte über seine himmlische Geduld. Vorgestern Abend saß sein Vater bei der Wiege. Das Kind litt viel, das konnte man sehen. Es streckte die Arme zu seinem Vater aus, als solle ihm der helfen. Da traten meinem Manne die Thränen in die Augen, denn er konnte es nicht. Das Kind wurde wieder ruhig, schlug die Augen auf und — lächelte uns an. Da schloß es sie wieder, streckte sich und war todt. Ach Herr Pfarrer, ich kann Euch nicht beschreiben, wie mir armen Weibe war. Ich legte mich über die Leiche und rief das Kind und konnte nicht glauben, daß es uns wirklich gestorben sey. Aber das ist uns oft in diesen Tagen zum Trost gewesen, daß es sein Leben mit Lächeln begonnen und auch geendet hat. O es war ein Lächeln, wie eines Engels! Ihr habt mit Recht davon geredet bei seiner Taufe, denn sein ganzes Leben war solch ein himmlisch Lächeln. Nun darf ich doch auch hoffen, daß Euer Wunsch in Erfüllung gehe, und es uns einst mit einem Lächeln, noch viel himmlischer, wie das irdische,

willkommen heißen werde jenseits! Aber seht nur, Frau Pfarrerin, ob nicht selbst im Sarge auf seinen Zügen noch ein Lächeln schwebt.

Sie bat uns, mit ihr in die Todtenkammer zu gehen und die schöne Leiche zu sehen. Wir folgten ihr. Wie ein Bild der Unschuld lag der holde Knabe da in seinem kleinen Sarge. Das Angesicht hatte nichts Todtes. Um sein Köpfchen war ein Kranz von Immergrün gelegt, das Zeichen der im Grabe nicht sterbenden Hoffnung. Die fromm gefaltenen Händchen lagen auf dem weißen Todtenkleide und hielten eine unentfaltete Rosenknospe; das Bild der Liebe, die in dem Herbste der Erde nur Knospe bleibt, aber droben im ewigen Frühling sich entwickeln wird. In seinen Mienen war kein verstellter Zug. Die unveränderte Gestalt seines Gemüths lag in dem Gesichte, und jeden Augenblick meinte man, das schlummernde Kindlein wolle lächeln in einem schönen Traum.

Trauert nicht, lieben Leute, sagte ich, diese lächelnde Leiche sey Euch ein Unterpfand des seligen Lebens, daß der kleine Himmelserbe jenseits empfangen. Er hat nur gleichsam einen Blick in die Zeit thun sollen und ist sofort in das ewige Leben gegangen. Die ewige Liebe hat ihn nicht für die Erde geschaffen; darum hat sie ihn gleich in ihren Himmel genommen. Er ist nur zum Besuche bei Euch gewesen, ein theurer Gast auf eine kleine Weile, und hat darauf in die Heimath zurück kehren müssen, als die Tage des kurzen Besuches zu Ende waren. Ihr habt ihn hier nur gesehen, damit ihr ihn dort wieder kennet. Ihr habt ihn auf Erden besessen, damit

Ihr ihn einst Euer Kind nennen dürft. Ihr habt ihn in Schwachheit, aber in Liebe in dieser Welt pflegen müssen, damit er in einer vollkommnern Euer in Liebe gedenke. Darum trauert nicht, und bittet den Herrn, der Euer Kind in Liebe zu sich gezogen, daß er auch Euch immer mehr zu sich ziehe, und vergesset nicht, daß einen fröhlichen Geber Gott lieb hat.

Vater und Mutter reichten uns die Hand. Wir wünschten ihnen nochmals den Trost des Glaubens und verließen in einer eignen Stimmung das Haus.

Die Pfarrfrau hatte wenig reden können. Weinend hielt sie ihren Adolf fest, der stumm und ganz verlegen auf die Leiche blickte. Als wir nun aus dem Hause waren, und unsern Weg fortsetzten, fragte er: Mutter, war das Kind todt? Die Mutter nahm ihn in ihre Arme, ein großer Schmerz schien in ihrem Herzen zu kämpfen, und schluchzend sagte sie mit einem Blicke gen Himmel: Des Herrn Wille geschehe!

Schweigend gingen wir neben einander.

Nach einer Weile fiel es mir auf, wie sonderbar dieser Besuch mit dem Kinderfeste zusammen falle. Der Frühlingstag im Herbste, Adolfs Freudigkeit, dann die Erinnerung an die eigene Jugend hatten mich für das Fest, zu dem wir gingen, in eine angemessene, kindliche Stimmung versetzt. Aber was uns in jenem Hause begegnet war, schien einen dunkeln Ernst herein zu tragen. Indem ich die Auflösung dieses Widerstreites in einem dritten, höhern Gedanken suchte, lag das freundliche Dorf in seiner lieblichen Stille vor uns. Die festlich gekleideten Kindlein eilten auf dem Wege vor uns

hin, und nicht lange dauerte es, so fing das erste Geläut an.

Im Dorfe war alles voll Leben. Die Haufen der Landleute standen erwartungsvoll bei der Kirche, bei der Schule, auf dem Marktplatze. Wir mußten unaufhörlich grüßen. Im Pfarrhause trafen wir noch einen andern lieben Amtsbruder mit seiner Gattin, und wünschten dem Pfarrer des Orts Gottes Segen zu seinem Feste. Aber es war keine Zeit zu verlieren. Das zweite Geläut begann. Wir folgten dem Pfarrer in die Schule. Die Kinder hatten sich auf dem geräumigen Schulplatze, je zwey und zwey, geordnet, erst die Knaben, dann die Mädchen, in lange Reihen gestellt. Der Pfarrer bot den Kindern seinen Gruß, und wie er durch die Reihen ging, reichten ihm die fröhlichen Kinder ihre Händchen. Dann drückte er dem alten Schulmeister die Hand. Der würdige Greis, der schon die Väter und Mütter dieser Kinder unterwiesen hatte, stand mit sichtbarer Rührung und einer kindlichen Freudigkeit unter dem zweiten Geschlechte, dem er Lehrer war.

Die dieses Jahr eingesegnet waren, wollten noch gerne Kinder bleiben und hatten sich den Reihen angeschlossen. Auf diese folgten, um den Gesang vierstimmig zu machen, einige Schullehrer aus der Nachbarschaft mit ihren Gehülfen. Vor dem Schulhause begann der Gesang. Uns, die wir etwas abstanden, klangen Gesang und Geläute in einander, und bildeten ein Tonstück im großen Style, das freilich auch nur unter freiem Himmel in dem großen Gotteshause an seiner Stelle ist.

Nach dem ersten Verse setzte sich der Zug in Bewe-

gung. Vorauf ging der Schullehrer mit den kleinen Kindern. An ihrer Spitze war das jüngste, ein blondes Lockenköpfchen mit himmelblauen Augen, das noch geführt werden mußte. Ein glänzendes Band zog sich durch seine Haare; blendend weiß war seine Haut wie sein Anzug, rosenfarben die Wangen, wie die Schleifen seines Kleides, und eine seltene Mischung von Ernst und Freundlichkeit lag in seinem Wesen. Zwey größere Kinder trugen einen Korb vor ihm her, aus dem es den Weg mit Blumen bestreute, und dann immer wieder in die Höhe sah, als suche es den Himmel. Sein Gang war unsicher; er unterschied sich sichtbar von dem derben Zutreten größerer Kinder, und selbst wenn es in den Blumenkorb langte, schien es eine gewisse Scheu an den Tag zu legen, die alle Zuschauer ergriff.

Zu beyden Seiten hatten sich die Erwachsenen gestellt. Die Kinder zogen singend hindurch. Wo sich das kleine, Blumen streuende Kind zeigte, da staunte die Menge; überall hörte man den Ausruf des Wohlgefallens, und einige Mütter, denen ihre Kinder gestorben, fingen an zu weinen, denn es war ihnen, als sähen sie das Ebenbild ihrer verklärten Kleinen.

Zwischen den kleinen und etwas größern Kindern ging der Pfarrer. Die Confirmanden beschlossen den Zug. Treflich stieg der vierstimmige Gesang empor, und erfüllte das Dorf und die Gemüther. Der Zug ging um die Kirche; dann zum Kirchhof. Wie er an die Stelle kam, wo die Kinder beerdigt werden, öffneten auch die übrigen Kinder ihre Hände, in denen jedes einen Strauß von Gräsern und Herbstblumen trug, und warfen das Opfer auf die

Gräber ihrer Gespielen. Als sie die ganze Stelle umzogen hatten, bogen sie sich rechts zum Grabstein des letzten hier verstorbenen Pfarrherrn, der die meisten von ihnen noch getauft hatte. Sie hingen an dem Denksteine einen großen Kranz auf, in dem viele Vergißmeinnicht zu erkennen waren. Dann ging es in die Kirche. Aus dem freien, großen Gotteshause zog sich der Gesang in das, welches mit Menschenhänden gemacht war. Wir waren vorangegangen und empfingen jenen eigenen Eindruck eines erst fernen, dann immer näher kommenden, endlich laut in die Kirche hereinschallenden Gesanges. Er wurde immer stärker und stärker, so wie immer mehrere Glieder des Zuges in der Kirche anlangten. Drinnen erklangen schon die leisen, feinen Töne der kleinen Kinder, als draussen noch die stärkern und gröbern der Erwachsenen in der Ferne erschallten. Da fiel die Orgel ein. Das macht einen *Eindruck*, von dem jeder, der ihn einmal erfahren, *gestehen* muß, daß es nichts gibt, was die Seele in solchem Grade zum Gottesdienste vorbereitet und eine so lebhafte Ahnung von seiner Herrlichkeit einflößt. Es ist, als zöge die ganze Welt, singend und betend', in den heiligen Tempel des Herrn.

Der Gesang endete. Die Orgel spielte leise in freien Ergüssen und Wendungen die Singweise fort. Die Kinder ordneten sich auf dem Chore und die Erwachsenen auf ihren Sitzen. Dann begann der eigentliche Gottesdienst mit einem Wechselgesange, in dem die Gemeinde also die Kinder anredet:

O liebe Kinder, seyd bereit,
Mit uns vor Gott zu treten! u. s. w.

Die Kinder antworten in einer andern Singweise:

Hier sind wir, unserm Gott und Herrn,
Vereint, ein Lied zu singen u. s. w.

So ging es noch einige Mal in wechselnden Anreden und Antworten zwischen der Gemeinde und den Kindern fort. Es war, als wenn ein untergehendes und ein kommendes Geschlecht vor Gott ständen und ein heiliges Gespräch bildeten von ihrem künftigen Zusammenseyn dort oben.

Der Pfarrer trat vor den Altar und sprach zuerst im Allgemeinen, wie schön es sey, daß alljährlich ein Fest der Engel gefeyert werde, und wie es unsere Zeit eben nicht zum guten Zeugnisse gereiche, daß dieser Boten des Herrn, dieser seligen Geister, ausgesandt zum Dienst um derer willen, die ererben sollen die Seligkeit, so sehr vergessen wird. Aber, fuhr er fort, die Betrachtung auf eine andere Seite lenkend, ein solches Fest darf nicht ohne besondere Theilnahme der Kinder bleiben. Das darf ja schon jedes andere kirchliche Fest nicht. Sind unsere Kinder doch so genau in unser ganzes Leben verflochten, daß ein Vater und eine Mutter sich kein Bild von der Zukunft in irdischer Ferne entwerfen kann, in welchem sie nicht vorkommen? Sie sind freilich scheinbar die Geringern in der Menschheit. Aber ruht nicht überall das Große auf dem scheinbar Geringen und wird nicht das ganze menschliche Leben mit allen seinen Freuden, Leiden und Sorgen größtentheils von der Kinderschaar, als die Grundlage von dem Allen, getragen? Wenn sich nun diese Kleinen so tief in unser ganzes Daseyn verweben, wie könnten wir ihrer entbehren, wenn sein Silberblick, ich meine, ein Festtag erscheint? Kein Fest ist ein inniges, an dem Kinder fehlen,

und auch kein allgemeines, da es ja mehr Kinder als Erwachsene gibt, und selbst kein herrliches, da ja nur Kinder im vollen Sinne des Wortes zu feyern verstehen. Wir Erwachsenen müssen erst wieder Kinder geworden und wiedergeboren seyn, um zu feyern, wie sie feyern. Sehet das leuchtende Auge, den warmen fröhlichen Blick, die heitere Gehobenheit eines festlich gekleideten Kindes, und seine Begierde sich mitzutheilen und alles in seine Freude *hereinzu*ziehen, — das ist der rechte Festsinn. Darum sind häusliche Feste so schön, weil die Kinder einen so großen Theil von ihnen ausmachen. Und aus demselbigen Grunde nahm der Herr, unser Gott, bei der Anordnung des Passahfestes für Israel so bestimmte Rücksicht auf die Kinder. Dieß alles hat auch uns veranlaßt, das frohe Fest, das der Tag Michaelis herbeiführt, an dem wir der Wesen gedenken, die mehr sind, als wir, besonders mit denjenigen, *und für* diejenigen zu feyern, welche nach weltlicher *Meinung* weniger sind, als wir, die aber der heilige Menschenkenner uns zum Muster aufstellt.

Nun trat der geistvolle und kindliche Mann unter seine Schäflein, ein treuer Hirt. Er unterredete sich mit ihnen über die schöne Geschichte aus dem Leben des Herrn, als die Jünger die Mütter anfuhren, die ihre Kinder zu Jesu brachten, daß er sie anrührete; wie er unwillig war, da er das sahe, und sprach: Laßt die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn solcher ist das Reich Gottes, und wie nun der heilige Kinderfreund sie auf seine Arme nahm, und sie herzte, die Hände auf sie legte und sie segnete.

Der Amtsbruder besitzt eine außerordentliche Gabe,

sich zu den Kindern hinabzulassen und sie alsdann zu sich heraufzuziehen. In der vollen Versammlung sprachen die Kinder mit der Freimüthigkeit, die sie sonst nur im vertraulichen Zwiegespräch äußern, und es kam manche Antwort an den Tag, deren tiefer Sinn den Erwachsenen fast zu tief war. Aus der ganzen Unterredung sprach ein so frommer Sinn der Demuth und Liebe; es war alles so ernst und doch so freundlich, und in den Kindern zeigte sich eine so warme Liebe zu dem Kinderfreunde, der im Himmel wohnt, daß die Gemeinde mit Thränen in den Augen zuhörte und nicht wußte, wie ihr geschah. Endlich rief der Pfarrer aus, den Blick gen Himmel gerichtet: Vater, aus dem Munde der Unmündigen und Säuglinge hast Du Dir Lob zugerichtet! Höre in Gnaden ihr Loblied! — Er wandte sich darauf zu den Kindern und forderte sie auf, ihr Lieblingslied zu singen. Da erhoben sich ihre zarten Stimmen und sangen allein jenes köstliche, unvergeßliche Lied eines ehrwürdigen, kindlichen Mannes, der es wünschte, damals gelebt zu haben, als der Herr auf Erden wallte, daß auch seine Thräne dem Heilande gebebt hätte. Dieses Lied führt uns die ganze Geschichte vor, wie der Herr die Kindlein segnet. Die Kinder begannen:

Heil uns! des Vaters Ebenbild,
Das droben herrlich thronet,
Hat hier auf Erden hehr und mild
Gewandelt und gewohnet!
Und seine Huld und Herrlichkeit
Umhüllt ein schlichtes Pilgerkleid.

Mit großer Rührung hörte die Gemeinde den Gesang, und man fühlte es der Versammlung an, daß es einen

ungemeinen Eindruck machte. Der Pfarrer stand indeß wieder vor dem Altare und nahm das Wort, das nun an die Gemeinde gerichtet war. Er legte ihr ans Herz, was der Herr von ihr fordere, wenn er gebietet: Laßt die Kindlein zu mir kommen! Doch hielt er sich nicht zu lange dabei auf, da er oft, wo es nur die Gelegenheit gab, über diesen Gegenstand sprach. Er verweilte länger bei den folgenden Worten: Wahrlich, ich sage euch, wer das Reich Gottes nicht empfängt, als ein Kindlein, der wird nicht hinein kommen, und folgerte aus denselben einen Gedanken, der als die Krone aller Betrachtungen an Kinderfesten angesehen werden muß. Seine Darstellung begann bei dem, was man Unschuld der Kinder nennt. Er pries sie als etwas überaus Herrliches, aber nachdem ihr das gebührende Lob widerfahren war, erklärte er, daß doch diese äußerliche Unschuld noch nicht die rechte sey. Im Verhältniß des Menschen zum Menschen sey allerdings das Kind schuldlos, verglichen mit den Erwachsenen; aber vor Gott sey kein Mensch von Natur schuldlos, und die allgemeine Gebrechlichkeit sowohl, als der Mangel an vollkommner Gerechtigkeit, die allein vor Gott gilt, findet sich bei den Kindern, wie bei den Alten, und beiden, ihnen wie uns, thut eine höhere, göttliche Unschuld Noth, die auch vor jenen Augen besteht, die da sind wie Feuerflammen. Wo kein Gefühl der Schuld mehr im Innern wohnt, das nicht verklärt wird in Gewißheit der Vergebung, wo der Geist aus der Höhe in uns das höchste Wesen Vater nennt, und uns das Zeugniß gibt, daß wir seine Kinder sind: da ist bei Alten und Jungen die rechte Unschuld, und die soll, wie bei denen, welche am Anger spielen, so auch bei de-

nen, welche graue Haare tragen, den Werth und reinen Adel des Daseyns ausmachen. Was wir gewöhnlich Unschuld der Kinder nennen, ist nur das irdische Abbild von jener wahren Unschuld, und damit man beide ja nicht verwechsele, muß jene Unschuld untergehen und mit den Jahren schwinden, und einem andern Abbilde Platz machen, dem Feuer der Jugend, und dieses wieder einem andern, der Kraft des Mannes, und dieses endlich wieder einem andern, der Weisheit des Alters. Alle diese Abbilder sind ehrwürdig, in menschlicher Hinsicht, aber ihr wahrer Werth wohnt ihnen nur dann ein, wenn sie in das, was sie abbilden, verwandelt werden. Ob das geschehen, kann man dann sehen, wenn sie bleiben, denn das Göttliche vergeht nicht. Die Unschuld der Kindheit muß sich in Gewißheit der Vergebung, der Jugend Feuer in Liebe zum Herrn, des Mannes Kraft in Gewalt des Glaubens und des Alters Weisheit in Erleuchtung verwandeln. Was so verwandelt worden, hat seinen Zweck erreicht, und was so umgestaltet ist, das bleibet ewiglich. Ist diese Unschuld wahre Unschuld geworden, so schwindet sie nicht in den versuchungsvollen Jahren des Jünglings, man erblickt sie noch im Herzen des Mannes mitten unter den Sorgen des Lebens, und selbst bei den Entsagungen des Alters wohnt sie in der Brust des Greises. In diesem Sinne könne man von einem wahrhaften Christen sagen, er werde nie alt. Das Beste aus der Kindheit hat er bewahrt, und er bleibt in seiner heiligen Unschuld, Liebe und Kraft immer jung, wenn der Körper auch Meldung genug thut, daß seine gute Zeit vorüber sey.

Hier lenkte der Pfarrer zu dem Worte des Herrn zu-

rück, wovon er ausgegangen, und lehrte uns, wie diese höhere Unschuld die Folge sey, wenn man das Reich Gottes empfängt als ein Kindlein, und daß man als ein solches empfange, wenn man in unverstellter Demuth und zweifellosem Glauben sich zum Herrn nahe. Dann ermahnte er uns, die Wehmuth, welche Erwachsene beim Anblicke des Glückes der Kinder empfinden, und die Sehnsucht in die Kindheit zurück, welche die Erinnerung an dieselbe in uns erweckt, doch ja nicht anders zu betrachten, als einen göttlichen Zug zu dieser höhern Unschuld und darum ihm freudig zu folgen, damit wir, wenn wir es nicht geblieben, als Jünglinge, Männer und Greise doch wieder Kinder würden. Dazu verhieß er aus dem Munde des Herrn den Bittenden Empfang und den Suchenden ein seliges Finden.

Es wurde ein Schlußgesang gesungen, der Segen des Herrn gesprochen, und die Kinder zogen zur Schule zurück.

Die ganze Feyer hatte mich erbaut; aber die Rede beim Schluß ergriff mich so mächtig, daß ich mich kaum enthalten konnte, dem Amtsbruder mitten in dem Zuge zu danken. Ich hatte die Auflösung des Gegensatzes gefunden, welche ich auf dem Heimwege suchte. Die ganze irdische Herrlichkeit der Kindheit war mir zuerst in dem lenzartigen Herbsttage, in den Erinnerungen, welche das Lied geweckt, und in den Spielen meines Sohnes aufgegangen. Aber ich sollte gelehrt werden, daß sie nicht bleiben könne und solle, damit die höhere Herrlichkeit der wahren Unschuld aufgehe; darum wurde ich zu der Kindesleiche und den Anblick des Todes geführt, ohne dessen geistliches Gegenbild ja das neue Leben voll Unschuld nicht geboren werden kann. Ich fühlte mich unaussprechlich selig, daß

jene Gegensätze in einem höhern Zustande gelöset waren, und verlor mich in Anstaunen der Schönheit und des Reichthums des Evangelii, das nichts Edles und Schönes im Leben will untergehen lassen, sondern es in einem höhern Sinne für immer wieder schenkt, wenn es äußerlich verloren ist.

Bei der Schule sprach der würdige alte Schulmeister noch einige Worte zu den Kindern, zu dem Pfarrer und der Gemeinde, die bis hierher gefolgt war. Er weinte selbst, und die ganze Versammlung weinte mit ihm. Für den Fremden sogar war es rührend zu sehen, welch ein Geist der Eintracht, der Liebe und des Zusammenwirkens von allen Seiten in dieser Gemeinde herrscht. Die Kinder küßten dem ehrwürdigen Greise die Hand, die Väter und Mütter kamen in großer Bewegung des Herzens zu ihm, der Pfarrer umarmte den ehrwürdigen Greis, und dann nahmen die Aeltern ihre Kindlein bei der Hand und führten sie heim.

Wir begleiteten den Pfarrer in seine Amtswohnung. Als wir in dem baumreichen Hof angelangt waren, kamen mehrere Männer und Frauen aus der Gemeine, unter denen sogar viele bejahrte waren, und blieben fern ab stehen, als wagten sie es nicht, herzuzutreten. Der Pfarrer ging auf sie zu. Da trat eine alte Mutter hervor und bat ihren Seelsorger um das schöne Lied, das die Kinder gesungen; es sey ihr ins Herz gedrungen, sie könne nicht sagen, wie ihr dabei geworden, und den übrigen sey nicht anders zu Muthe gewesen. Der Herr Pfarrer möge es ihr doch verschaffen, sie wolle es in ihren alten Tagen noch lernen, und bei der Arbeit singen. Besonders jene Worte: Ach hätt' auch damals ich gelebt, als Er auf Erden wallte, —

hätten sie so sehr erfreut, daß sie dieselben nicht vergessen können. Diesen Wunsch, habe sie schon oft gehabt, aber nicht gewagt, ihn zu äußern. Nun stehe er in dem Liede so schön und frei ausgedrückt. Sie wolle das Lied fleißig singen, bis sie einst drüben mit Ihm wandeln könne, den sie hinieden mit lieblichen Augen zu sehen nicht gewürdigt worden. Der Pfarrer freute sich über diese Aeußerungen, und versprach den lieben Leuten, sie noch heute mit einer Abschrift des Liedes zu beschenken.

Unser geliebter Amtsbruder war noch unverheirathet. Still und einsam lebte er im Pfarrhause. Die Gemeinde war seine Braut, und ihre Kinder waren seine Kinder. Dennoch war für diesen Tag alles so sorgfältig im Hause für viele Gäste angeordnet, als wenn eine Pfarrfrau es beschickt hätte. Die Nachbarinnen hatten mit dieser Mühe ihrem theuern Pfarrherrn eine Freude machen wollen. Der alte Meister mit seinen Amtsgenossen kam zu uns. Die Gesellschaft mehrte sich und füllte den großen Saal des Hauses, der selten, aber dann immer geliebte und dankbare Gäste umschließt. Wir setzten uns um den festlich beladenen Tisch, die beiden Pfarrfrauen versahen das Amt der Hausfrau, nicht ohne einige leise Scherze über des Amtsbruders Verlassenheit. Aber das störte den Ernst des Hauptgespräches nicht, der ein heiterer Ernst war. Den ehrwürdigen Greis hatten wir obenan gesetzt. Er sprach viel über die Kindheit und wie ihm immer jener höhere Sinn, der in ihr liege, wichtig gewesen. Er müsse bekennen, in diesem heiligen Sinne habe er für sein Amt die Weihe empfangen, und in dem Amte Kraft und Freudigkeit. Daß der Pfarrherr ihn heute so erbaulich hervorge-

hoben, habe ihn überrascht, aber wahrhaft gestärkt. Er begreife nicht, wie man ohne die Richtung, welche die Lehre von der höhern Unschuld dem Amte gibt, seiner auf die Dauer froh bleiben könne.

Das Gespräch wurde allgemeiner. Man kam auf die Art und Weise, wie man in jener Unschuld das Ziel der Erziehung, so wie ihren Anfang suchen müsse, welche Schwierigkeiten sich dabei ergeben und wie keiner ein christlicher Lehrer und Vater seyn kann, der nicht selbst diese Unschuld besitze. Um zu solcher Unschuld zu erziehen, und um solche Unschuldige zu behandeln, müsse man schlechterdings selbst in solchem Sinne unschuldig seyn. Dadurch kam man auf die Verbindung der Schule mit der Kirche zu reden, und einer der anwesenden Geistlichen meinte, selbst eine Taufrede könne nicht seyn, was sie seyn soll, wenn dem Geistlichen diese höhere Unschuld mangelt.

Mit vorzüglicher Vorliebe betrachte ich diesen Theil der Amtsführung und hielt deshalb das Gespräch auf diesem Punkte fest. Wir fanden in einer Taufgesellschaft die vertraulichste unter allen kirchlichen Versammlungen. Das Kind, die Mutter, der Vater, die Großältern, die nächsten Verwandten und Freunde sind zusammen; aus den Gesprächen über das, was der Herr auf's neue gethan an dieser Familie, erhebt sich der Pfarrer und benutzt diesen oder jenen Umstand, um eine ernste Betrachtung anzustellen, daß die Gemüther zu der Feyer des Sakraments vorbereitet werden. Bald lächelt der Täufling, und es wird von der Freude geredet, die mit dem Frieden der Unschuld verknüpft ist. Bald weint ein anderer, und man sucht die tiefere Bedeutung dieser Beobachtung auf. Jetzt

bemerkt ein Anwesender, wie des Kindes erste willkührliche Bewegung ein Hinwenden des Auges zum Lichte ist, und es wird gehandelt von der Sehnsucht nach Licht, die unserer Seele einwohnt. Dann sprechen die Frauen von dem genauen Bande zwischen Mutter und Kind, wornach das Kind die Nähe der Mutter so gern mit der bequemen Wiege vertauscht, und das gibt Veranlassung von der Sehnsucht nach Wärme und Liebe zu reden. Nun spielen die ältern Kinder zu den Füßen des Vaters, und man findet, daß die Anhänglichkeit an die Mutter nebst der Nachahmung des Vaters die beiden Grundkräfte in der Entwickelung des Kindes ausmachen und sich hernach im Glauben an Christum und in Nachfolge Christi umbilden sollen. So zeigt es sich bei diesen Gelegenheiten von unzähligen Seiten, wie es des Herrn Wille ist, daß die Erlösung erst *menschlich* gelernt werden müsse, ehe sie göttlich *empfangen wird*, und alle solche Reden, wie sie unmittelbar dem Leben und der Gegenwart entspringen, klären über diese heilige Regel auf und enden in jenem großen Gedanken von der Unschuld in Christo, die der Erfolg wie der Anfang der Erziehung und die Kraft der Ausführung seyn soll.

Jeder erzählte aus seinem eigenen Leben die Geschichte seiner Tauffeste. So kam der Abend herbey. Die Frauen trieben zum Aufbruch. Es ist kein Wunder, daß unser Gespräch nur über Einen Gegenstand sich verbreitet hat, sagte der ehrwürdige Schulmeister, als er aufstand, ich sehe, wir haben hier das köstliche Gemälde von Jesu, wie er die Kindlein segnet, neben uns hangen. Der Pfarrer, ein Freund der Kunst, hatte das treffliche Stück erst in den letzten Tagen erhalten. Er hatte uns zur Erhöhung des

Festes damit überraschen wollen; aber es war das Gespräch gleich so lebhaft geworden, daß er es nicht hat unterbrechen mögen. Wir sahen es und bewunderten die Gabe, mit Pinsel und Farbe so hohe Gedanken sichtbar darstellen zu können. Alles sprach in diesem Bilde: Werdet wie die Kindlein! Wir fanden es sehr angemessen, daß dieß Bild zuletzt vorgekommen, nachdem sein Gedanke von allen Seiten in die Rede gezogen war, damit des Bildes Eindruck, durch keine spätern Gespräche verwischt, in jedem Gemüthe das Andenken an dieß schöne Kinderfest bewahren könne.

Adolf hatte sich früher dem Zuge zugesellt und war bei den Kindern geblieben. Jetzt war er mit ihnen im Pfarrhof. Die Mutter rief ihn, und, schnell zu gehorchen gewöhnt, verließ er seine Gespielen und wußte der Mutter nicht genug von den guten Kindern zu erzählen. Sie nahm ihn bei der Hand, und wir gingen im Abendrothe heim.

Als wir bei dem Hause, das aus den Bäumen hervorblickt, anlangten, sahen wir vor uns die Leiche des lächelnden Knaben wegtragen, und eine große Menge von Freunden die trauernden Aeltern zum Grabe begleiten.

Glückliche Aeltern, rief der Vater, glücklich mitten in euerm Schmerze; euer Sohn ist in zwiefacher Unschuld heimgegangen!

6.

Der Thomastag.

Es gibt zuweilen Wintertage, die bestimmt zu seyn scheinen, äußerlich und innerlich den Jammer unsers armen Lebens auf Erden abzubilden.

Ein solcher Tag kam mir heute. Gott Lob, daß er der kürzeste des Jahres war!

In der langen Nacht hatte kein Stern geschienen. Spät wich die dicke Finsterniß. Matt war das Licht des Tages. Es fielen einige Schneeflocken, aber sie zerflossen in dem Augenblicke, wo sie die Erde berührten. Seit mehrern Tagen hatte es gethaut. Hier und da lag altes, braunes Eis. Die Luft war nicht kalt, aber naß.

Die vorhergehenden Tage hatte ich größtentheils unter Armen und Kranken zubringen müssen. Die Klagetöne der ersten schwebten noch um mein Ohr, und bei demjenigen unter den Kranken, bei dem ich gestern Abend zuletzt gewesen, hatte ich nichts als den Anblick einer trostlos unentschiedenen Seele gefunden.

Ich war mit körperlichem Schmerzgefühl aufgestanden. In meinem Innern war es nicht besser bestellt. Es haftete eine lästige Trägheit in meinem Herzen. In meinem Geiste fehlten Klarheit und Leben. In mir, außer mir war es öde und dunkel. Der Glaube war nicht

erstorben, aber es fehlte ihm alle Freudigkeit. Das Gefühl des geistlichen Elends schien allein mein ganzes Gemüth auszufüllen.

Es war nicht mehr frühe; doch mußte noch auf der Bücherstube ein Licht brennen. Feuchte Nebel lagen auf dem Thale. An den Fenstern rasselte der Regen.

Da klang das erste Geläut des Sonntags. Die bekannten Töne weckten alte, liebe Erinnerungen; aber sie dienten nur, wie Blitze, die Dunkelheit, in der ich mich befand, recht sichtbar zu machen. Ich ergriff das Wort Gottes. Ich schlug auf, und unwillkührlich traf mein Blick auf den Psalm, in dem die Verheißung gegeben wird: dem Gerechten muß das Licht immer wieder aufgehen und Freude den frommen Herzen, nachdem es vorher heißt: Wolken und Dunkel sind um den Herrn her!

Das war ein rechtes Wort des Trostes für meine leidende Seele. Ich hielt mich an ihm fest. Ich nahm es auf als eine Gottes Gabe. Ich verlor mich in ihm und vergaß, was mich von innen und von außen drückte. Ich ließ es nicht, bis ich gesegnet war, und ich wurde es. So getröstet, beschloß ich über dieses köstliche Wort zu predigen, und es lehrend, selber immer mehr von ihm zu lernen.

Das zweite Geläut scholl dumpf über die Stadt hin. Die Straßen waren leer; die Kirche nicht voll. Doch war es auch nicht still in ihr, was sonst wohl kleinere Versammlungen um so erbaulicher macht. Die der Witterung zum Trotz des Herrn Haus gesucht hatten, — wann sollte man es mehr suchen, als an solchen Tagen?

— waren zum Theil erkältet. Es schien auch hier, als solle Gottes Wort allein der Menschen Seele erheben.

Der Gottesdienst begann mit dem Gesange:

Kommst du, kommst du, Licht der Heiden?
Ja, du kommst und säumest nicht,
Weil du weißt, was uns gebricht,
O du starker Trost im Leiden! u. s. w.

Unterdeß hatte sich alles mehr geordnet in der Versammlung, und ich begann den Vortrag mit der Bemerkung, daß, da wir in dem nun bald abgelaufenen Jahre an manchem frohen und traurigen Tage uns vor dem Herrn versammelt gesehen, jetzt die Gemeinde an dem kürzesten Tage des Jahres zusammen gekommen sey. Er falle dieß Mal, wie nicht immer, auf einen Sonntag, und darum scheine es angemessen, ihn zum Gegenstande unserer Betrachtung zu machen, und seine höhere Bedeutung aufzusuchen. Die Heiden haben dieselbe schon geahnet, indem sie einige Tage nachher das Fest der siegenden, wieder steigenden Sonne gefeyert; aber unsre christlichen Väter haben sie klärer aufgefaßt, indem sie diesen Tag dem Andenken des Apostels gewidmet, der uns besonders wichtig ist durch das Wort, das der Herr zu ihm geredet: Selig sind, die nicht sehen und doch glauben.

Nicht sehen und doch glauben! fuhr ich fort, das ist es, was uns der kürzeste Tag predigt. Aber was sollen wir dann glauben? Nun las ich die Worte der Verheißung aus dem Psalm und erklärte, daß wir sie zum Grunde unsers Nachdenkens legen wollten, damit sie uns eine Feuersäule in der Nacht würden. Das

Volk Israel leitete der Herr des Tages mit einer Wolke, des Nachts mit einem hellen Feuer. Der Tag ist das Bild des irdischen Wohlseyns; da erscheint uns das Ewige, als eine dunkle Wolkensäule, in der alle Herrlichkeit der Erde sich erst verlieren muß, und warnt ernst und strenge den Glücklichen, daß er seine Hoffnung nicht setze auf den ungewissen Reichthum, sondern auf den lebendigen Gott. Die Nacht ist ein Bild des Elends auf Erden; da leitet der Herr sein Volk mit einer hellen Feuersäule; er ist den Unglücklichen mild und gewogen; er ruft die Mühseligen und Beladenen zu sich, auf daß er sie erquicke. So führt der Herr immer durch Ernst und Liebe, durch Warnung und Trost, und das ist eben die Eigenthümlichkeit des Christenthums, daß es den strengsten Ernst und die weichste Milde verbindet. Aber diese setzt jene voraus, und in den kürzesten Tagen, muß oft der strenge Ernst erscheinen, damit die Milde desto herrlicher sich hinter ihm und über ihm erhebe. Indeß ist es auffallend, daß das Evangelium ernst ist, wo die Welt uns lächelt, und lieblich, wo sie uns herbe behandelt. Doch darin besteht ja eben der Trost und die Kraft des Evangelii, darum eben ist uns ein Christus so nothwendig und theuer, daß in ihm uns eine Welt gegeben wird, die der, in welcher wir uns von Natur befinden, gerade entgegen gesetzt ist. Jene ist eine ewige, diese eine zeitliche; jene vollkommen, diese unvollkommen; jene selig, diese elend. Weil beide sich entgegen stehen, so gibt es begreiflich eine zwiefache Art von Menschen. Einige leben nur in dieser Welt hier unten, andere aber eigentlich mit ihrem Herzen und Sinne in der höheren.

Diese sind es, die in Christo gerecht vor Gott geworden, und ihnen muß das Licht immer wieder aufgehen und Freude den frommen Herzen. Indem sie hienieden den Lockungen und den Verfolgungen der Welt ausgesetzt sind, und die mächtigste Welt gar in sich selbst tragen, so kann es nicht fehlen, daß wie Licht, so Freude des Glaubens wohl einmal unterzugehen scheinen in dem treuen, frommen Gemüthe; aber beide gehen doch wieder auf, denn der Glaube selbst geht nicht unter, wenn auch sein Licht für den Verstand und seine Freudigkeit fürs Herz.

Indem ich diese Gedanken, welche hier freilich nur sehr kurz angedeutet werden, vortrug, mochte ich dem gegenwärtigen Gefühl keinen Zaum anlegen, und nach allem, was der Predigt vorhergegangen, war ich in der Verfassung, die Erfahrungen über diese Wahrheiten eben nicht kurz und kärglich darzustellen. Aber wenn ein irdischer Schmerz oft stärker und zerrüttend wird, wenn man ihn ausspricht und nicht selten eine zerstörende Gewalt auf das Gemüth empfängt, so ist es mit dem heiligen Schmerze ganz anderer Art. So wie man ihn im klaren Gedanken auffaßt, und in Worten vor das gläubige Gemüth hinstellt, behält er freilich seine zerstörende Kraft, aber er richtet sie nun gegen sich selbst. Wenn man in dunkeln Stunden sich nur solch einen Schmerz hat nennen können: so ist er schnell hinweg. Wie ich meinen Zustand dargelegt, und das Vertrauen auf die Wahrhaftigkeit der göttlichen Verheißung bekannt hatte: da war mir auch schon wirklich Licht und Freude wieder aufgegangen. Das fühlte ich, und fand mich dadurch auf-

gefordert, in den Beobachtungen, die man an dem kürzesten Tage macht, kindlich die heilige Wahrheit zu erklären und zu verkündigen.

Wir begannen mit den ersten allgemeinsten. Der Thomastag ist bei uns ein Tag, an dem es sechszehn Stunden finster und nur acht Stunden hell ist. Wenn einmal die Zeit vorüber gegangen, wo Tag und Nacht gleich lang sind, dann geht es ohne Aufhören tiefer in die Nacht hinab; die Macht der Finsterniß wächset; die Fluren verlieren ihre gewöhnliche Farbe; die Wälder werden braun und schwarz; der Himmel überzieht sich mit Wolken, und immer früher sinkt die Sonne, immer länger weilt die Nacht, bis endlich heute die Gewalt der Dunkelheit aufs höchste steigt; zwei Drittel füllt die Nacht aus, und nur ein Drittel der Tag. Es ist der kürzeste Tag. Aber bedenke, am kürzesten Tage ist es doch Tag. Das Licht kommt spät, aber es kommt doch. Es weilt nicht sehr lange, aber es ist doch da, und es sind acht Stunden nicht Augenblicke, sondern Stunden und — acht Stunden, da es Tag ist am kürzesten Tage. Freilich muß man wachen, um es zu sehen. Wir erheben uns aus dem Schlafe, dieweil es noch Nacht ist, aber wir vertrauen, daß der Tag kommt, darum stehen wir auf, und alsbald erblicken wir seinen Anfang.

Siehe, so ist es auch mit Deinem Geiste. Wache auf, der du schläfst, und stehe auf von den Todten, so wird dich Christus erleuchten. Das ist freilich eine lange Nacht, wenn du endlich die Ueberzeugung gewinnest, wie alles eitel ist unter dem Monde und dein Geist selbst,

der das erkennt, sündhaft. Aber stehe nur auf von den Todten, erwarte die Stunde, traue der Verheissung des Herrn. Dich wird Christus erleuchten. Fürchte nicht und glaube nur. Du wirst gerecht werden in ihm, und das Licht wird dir aufgehen und die Freude dem frommen Herzen.

Der Thomastag ist ein Festtag des Glaubens.

Wir gingen zu einer andern Beobachtung über. Es ist zwar hell am kürzesten Tag, aber die Sonne läßt sich selten sehen, und wenn sie sich sehen läßt, doch kurz und matt. Wir fragten nach dem Grunde. Es ziemte sich nicht, in Erörterungen einzugehen, die der Wissenschaft gebühren, und es wurde nur die Hauptsache angeführt, welche die Untersuchung der Sternkundigen herausgebracht. Wenn der kürzeste Tag erscheint, sind wir der Sonne am nächsten. Im ganzen Jahre sind wir ihr so nahe nicht, als an diesem Tage. Aber unsere Stellung gegen sie ist von der Art, daß ihre Strahlen nur schief auf unsre Gegend fallen können und darum nur matt und sehr kurze Zeit scheinen.

Siehe, gerade so verhält es sich auch, wenn dein Herz den kürzesten Tag hat. — Die Kinder Korah singen: „Gott der Herr ist Sonne!" Und diese ewige Sonne ist dir auch am nächsten, wenn du leidest. Im Leiden ist seine Liebe eine verhüllte, aber eine um so größere Liebe. Eine zärtliche Mutter ist ja nie zärtlicher, als wenn sie straft. Und du weißt ja, daß du nur so viel das Ewige empfangen kannst, als du dem Zeitlichen entsagest, daß die Gnade so viel in dir wächset, als du

in dir selbst abnimmst, und mit Einem Worte nur so viel der Herr dein Gott, das heißt, dein Eins und Alles ist, als du aufhörest, es dir selber zu seyn. Aber das weißt du auch, daß es ein schmerzlich Leiden ist, sich selbst vom Thron herabzusetzen, damit ein anderer hinaufsteige, und du wirst auch erfahren, daß das nicht leichter geschieht, als wenn du eben leidest. Oder soll ich sagen, wie ich lieber möchte, siehe, im Elende ist die ewige Liebe für dich zu groß, du könntest sie in dem Augenblicke nicht fassen, wie sie dich liebt, umfängt und sucht, sie ist dann über das Maß deiner Empfänglichkeit dir gewogen, denn sie ist ja eine unendliche. Da hat sie dann Mitleid mit dir, und schonet deiner Schwachheit und hüllt sich in Kreuz und Schmerz und kommt dir in dieser Knechtsgestalt vor dein Herz, denn so kannst du sie erkennen. Aber das siehst du ja wohl, du bekümmertes und Leide tragendes Herz, dir ist sie alsdann am nächsten und preiset dich selig. Wir haben ein Sprüchwort, das eben dieß sagt: Wo die Noth am größten ist, da ist der Herr am nächsten. Und Gottes Wort sagt es noch deutlicher. Die der Herr lieb hat, züchtiget er. Nur leider, wir erkennen es nicht. Dasselbe Loos theilen, mit der Mutter Erde, die Menschen, ihre Kinder. So lange wir noch Erdgeborne, Kinder der Welt und nichts weiter sind, stellen wir uns in eine schiefe Lage gegen die ewige Sonne der Gerechtigkeit, und wenn sie uns am nächsten ist, setzen wir uns in ein solches Verhältniß zu ihr, daß ihre Strahlen nur matt und kurze Zeit uns berühren. Ach, das hängt uns selbst später noch an, wenn wir auch mehr sind, als Erdgeborne.

Wenn wir schon Kinder Gottes geworden, dann noch erkennen wir gewöhnlich an dem kürzesten Tage nicht, daß die Sonne uns gerade am nächsten ist, und wir stellen uns ihr schief gegenüber. Aber wir wollen es lernen, und wenn wir es erkennen, wie der Herr uns so unsäglich zuerst geliebt, ihn wieder lieben, und diese Liebe ist dann die Frucht der Erfahrung, daß dem Gerechten das Licht immer wieder aufgeht und die Freude dem frommen Herzen.

Der Thomastag ist ein Festtag der Liebe.

Wir kamen sodann auf eine fernere Beobachtung. Am kürzesten Tage wendet es sich, und die Tage nehmen wieder zu. Das Ziel der fortschreitenden Macht der Finsterniß ist gekommen, und ist erst die längste *Nacht* vorüber, so werden alle folgenden kürzer. *Wir sind* zum Wendepunkt gekommen, und nicht *lange* dauert es mehr, dann ist der Frühling da und der Sommer folgt. Man sage nicht, daß dennoch erst nach dem kürzesten Tage der Winter eigentlich anfange, der strengste Frost erscheine und der meiste Schnee falle. Dieser Umstand ist zwar nicht zu leugnen, aber man kann alljährlich bemerken, daß er unsere Hoffnung nicht lähmt, sondern sie noch höher hebt. Es scheint auch in der menschlichen Natur zu liegen, sich durch jedes Hinderniß, das uns aufhalten will, nur zu neuem Muthe aufgeregt zu fühlen, wenn die Erreichung des Zieles nur gewiß ist. Ueberdieß ist es ja mit dem Frühlinge nicht anders, als mit dem Winter. Er läßt sich erst am Himmel sehen, und schwebt dann in milden Lüften nach einiger Zeit auf

die Erde herab. So ist auch der Winter erst am Himmel, und zieht sich dann in strengen Nächten auf die Erde nieder. Aber hat sich dort oben schon die Sonne gewendet, so mag noch so viel Frost und Schnee kommen, wir wissen, daß ihr Urtheil schon gesprochen, und daß es der wärmern Jahrszeit entgegen geht.

Siehe, dieses Bild lehret dich, wie es auch mit dir gehen werde, o gläubige Seele! Da du in deinem Kummer saßest, war dir die ewige Liebe am nächsten, sie hatte deine Sehnsucht gesehen und den stillen Seufzer deiner Brust gehört, und sie war gekommen, dich nur näher an ihr reiches, segnendes Herz zu nehmen. Sie hat es gethan, und du bist ihr mehr eigen geworden. Ein neuer Abschnitt deines geistlichen Lebens hat begonnen, und wenn du es auch desselben Augenblicks nicht gewahrest, die Sonnenwende ist am Himmel gewesen. Dein Leid kann nur deinen Glauben mehren. Dein Kämpfen nur das Siegen erhöhen. Ja, wenn auch sogar, noch strenge Winternächte folgen sollten. Die Tage sind dir doch länger geworden seit dem kürzesten, und der Frühling des ewigen Lebens bleibt nicht aus und die Erfüllung aller deiner Bitten, die du an jenes reiche Herz voll Liebe heraufsprachest. Es ist je gewißlich wahr, dem Gerechten muß das Licht immer wieder aufgehen und Freude den frommen Herzen, und sie müssen dir immer früher aufgehen, bis sie einst nie wieder untergehen.

Der Thomastag ist ein Festtag der Hoffnung.

Wir schlossen unsere Betrachtungen. Der Blick in das Reich der Natur hatte unsere Erkenntnisse von dem

Reiche der Gnade bewährt. Wir wandten ihn nun aus dem geistigen Leben zurück, um zu sehen, wie jenes in diesem verklärt wird. Der kürzeste Tag geht nur drei Tage vor dem Christfeste her.

Es ist von den Vätern der Kirche sicherlich nicht zufällig angeordnet, daß der kürzeste Tag, den wir einen Festtag des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung genannt haben, drey Tage vor dem Geburtsfeste dessen erscheint, der der Anfänger und Vollender des Glaubens, der Gegenstand unserer höchsten Liebe, und der Grund unserer Hoffnung ist. O nun weiset der kürzeste Tag des Jahres auf den hin, von dem wir geglaubt und erkannt haben, daß er sey Christus, der Sohn des lebendigen Gottes!

Siehe, wie schön! Heute der kürzeste Tag und die längste Nacht im Reiche der Natur, und dann *gleich die* heilige Nacht des Segens, in der das *Licht in* die Finsterniß schien! Jetzt noch die dunkele, verschlossene Erde, und dann der offene, strahlende Himmel! Jetzt noch die verhaltenen Seufzer der armen, leidenden Menschen und dann nach dreien Tagen der Freudenruf der Engel: Euch ist heute der Heiland geboren! Jetzt noch die irdische Klage, die nur mühsam beschwichtigt wird und dann der himmlische Lobgesang: Ehre sey Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen! — Kann man sich eine höhere Stellung denken? Die Adventszeit ist eine so werthe, sehnsuchtreiche und heilige Zeit; aber wann ist sie es mehr, als nahe bei ihrem Schlusse, am kürzesten Tage des Jahres? Auch an ihm feyern wir sie, aber erst, wenn er verlebt, kann die

Weihnacht kommen. Du fühlst jene heilige Sehnsucht nach dem Herrn in dir, aber vorher lerne die Angst der Finsterniß, die Qual der Sünde und das Weinen der Reue kennen; dann kann der Eine, der dir alles gibt, was du bedarfst, in dir geboren werden; und dann heißt es von da an auch bei dir, dem Gerechten muß das Licht immer wieder aufgehen und Freude dem frommen Herzen.

Der Thomastag ist ein Adventstag. Das ist das Siegel auf alles Andere, was er uns seyn will.

Nun begrüßten wir im Rückblick auf die ganze Betrachtung den kürzesten Tag des Jahres als einen Festtag des Glaubens, der Liebe, und der Hoffnung und feyerten ihn als höchsten Adventstag mit dem festlichen Rufe: Hosianna, gelobt sei der da kommt in dem Namen des Herrn! Hosianna in der Höhe!

Die Gemeinde wiederholte ihn in dem Schlußgesange:

> Sey willkommen, o mein Heil,
> Hosiaña, o mein Theil!
> Richte du auch eine Bahn
> Dir zu meinem Herzen an!

Es war unter dem Gottesdienste immer heller und lichter geworden, wie in meinem Herzen, so auch in der Natur. Jetzt als die Gemeinde ihr Hosianna anstimmte, fiel ein wohl matter, aber sehr freundlicher Sonnenschein in die Kirche. Er dauerte nicht lange, aber die ganze Gemeinde fühlte sich erhoben. Einem bewegten Gemüthe, sey es in Freud oder Leid, wird leicht jedes auffallende

Ereigniß zu einem himmlischen Zeichen, wodurch der Herr zu uns redet und die der Seele eben klar gewordene Wahrheit bekräftigt. Dankbar nahm ich diesen unerwarteten Sonnenschein zu einem solchen Zeichen an, und ich kann nicht läugnen, daß, wenn mir gleich das innere Licht wieder aufgegangen war, doch meinem Herzen die Freude, die ich nicht anders nennen kann, als Genuß des Lichtes, erst jetzt vollständig aufging.

Wenn wir die Nähe des Herrn so lebendig fühlen, daß wir von seiner wahrhaften Gegenwart in unserm Herzen überzeugt sind, so ist es leicht zu begreifen, wie wir nun auch außer uns bei jedem unerwarteten Ereigniß, das mit unserm innern Zustande zusammen stimmt, seine besondere Wirksamkeit anerkennen. Sollten wir darin irren? Es wäre traurig, wenn das der Fall wäre, denn in unsern höchsten Augenblicken wären wir einer Täuschung anheim gefallen. Allein müssen wir nicht gestehen, daß es sicher tausend Mal mehr Zeichen gibt, als wir ahnen? Ist das nicht sogar einer der Zwecke, den die äußere Schöpfung hat, daß sie Zeichen und Zeugniß ablegen soll? Muß nicht, wenn das ganze Reich der Natur in einem so genauen Zusammenhange mit dem Reiche der Gnade steht, wie uns die Schrift lehrt, auch das Einzelne in diesem mit dem Einzelnen in jenem genau verbunden seyn, wenn wir es auch nur selten anerkennen? Und wer mag die Linien ziehen, wo die allgemeine Wirksamkeit aufhört und die besondere anfängt. Dabey mag sich aber jeder warnen lassen, so lange ihm Wahrheit theuer bleibt, nicht eine Beute des Aberglaubens zu werden. Die Gränze ist scharf gezogen, welche

Glaube und Aberglaube scheidet. Keiner traue einem äußern Zeichen, bis das Gottes Wort in ihm klar geworden. Das Wort ist unser Licht, und der einfache Glaube an dasselbe, ist die einzige Gewähr gegen Schwärmerei.

Am Nachmittage wurde ich zu dem Kranken gerufen, den ich gestern Abend zuletzt besucht und dessen unentschiedendes Wesen den eigenen trüben Zustand meines Innern nur vermehrt hatte. Ich ging hin. Als ich in die Krankenstube trat, richtete er sich munter auf, und ohne mich zu grüßen, rief er in raschen fröhlichen Worten: Herr Pfarrer, nun weiß ich wieder, an wen ich glaube. Sein Blick hatte eine gesunde Kraft gewonnen, und auf seinem Gesichte lagen Friede und Genesung.

Mit diesem Manne hatte es sich auf besondere Weise verhalten. Er gehörte zu jenen mehr geistigen Menschen, deren körperliches Befinden meist an den Zustand der Seele gebunden ist. Ich hatte ihn schon seit Jahren als einen frommen Mann geachtet, der nicht selten eine besondere Innigkeit und Fröhlichkeit des Glaubens an den Tag legte. Seit einiger Zeit aber hatten sich diese köstlichen Gaben vermindert, er war oft trübe und traurig gestimmt und klagte, daß das gläubige Hinwenden zum Herrn von Tage zu Tage schwächer würde. Es mochten auch wohl körperliche Ursachen mitgewirkt haben, da Leib und Seele bei ihm in so genauem Einklange standen. Er war wirklich krank geworden. Aber das gestand er selbst, daß er sich der Seele nach kränker fühle, als dem Leibe nach. Er war wie einer, der das Gleichgewicht verloren und, hin und her schwankend, nimmer

Ruhe findet. Er lag in einer schweren Versuchung. Wenn er über seinen Zustand so sprach, führte er gewöhnlich die Worte des Propheten an: „Dein Schaden ist verzweifelt böse, und deine Wunden sind unheilbar.“ Wies man ihn dann auf den Schluß dieser Rede des Herrn hin, wo er sagt: „aber ich will dich wieder gesund machen,“ dann klagte er, wie er dieß Wort nicht verstehe. Oft war man in der Furcht, daß er seinen Verstand verlieren würde. So hatte ich ihn noch gestern gefunden.

Diesen Morgen hatte man die Unvorsichtigkeit gehabt, ihm einen sehr schmerzlichen Beweis, wie wenig man den Worten der Menschen im gemeinen Leben trauen könne, nicht vorzuenthalten. Diese Wortbrüchigkeit stürzte ihn in ein bürgerliches Gedränge; aber mitten in dem Unmuthe über den Mangel an Wahrhaftigkeit der Menschen denkt er an die Fülle der Wahrhaftigkeit des Herrn. Das bewegt seine Seele. Er erinnert sich, daß unser Herr selbst in seinen Tagen auf Erden immer den stärksten Beweis aus Gottes Wort führt und, wenn er den vollkräftigsten Grund vorbringt, sagt: Es steht geschrieben. Er sieht es ein, daß man diesem Worte trauen könne. In demselben Augenblicke denkt er an jenes bisher nicht verstandene Wort: Ich will dich wieder gesundmachen. Es ist ihm nun klar. Er glaubt dem Worte. Und wie er es glaubt, da hat er, was er glaubt. Er fühlt sich gesund an Seele und Leib. Der frühere Friede kehrt zu ihm zurück, und es ist ihm, als wenn ein Strom von Gesundheit sich durch den Körper ergieße. Der Arzt hatte ihm gerathen, aus

Vorsicht sein Lager noch nicht zu verlassen, aber er war unaussprechlich heiter.

Ich staunte über die Gewalt des Gemüthes Körper, die ich bei diesem Manne sahe; und über die noch wunderbare Gewalt des Glaubens. Ein Beispiel, welches die Natur und Art des Glaubens so klar darstellt, war mir noch nie vorgekommen. Der Genesene konnte nicht Worte genug für seinen wiedergekehrten Frieden finden; ein Ausdruck des Dankes folgte dem andern, und Weib und Kinder weinten Freudenthränen über den Vater, dessen theueres Leben ihnen nun wieder geschenkt war. Auch hier bestätigt es sich, sagte ich beim Abschiede, daß dem Gerechten das Licht immer wieder aufgehen muß und Freude dem frommen Herzen.

Als ich heimging, ließ sich im Westen die untergehende Sonne sehen; ihre goldenen Strahlen verklärten die Erde, wie an den schönsten Abenden; hinter purpurrothen Wolken ging sie unter, und ein schönes glühendes Abendroth stand am Himmel. Die Luft war klar geworden, und ihre steigende Kälte verkündeten uns einen strengen Frost.

Das Abendroth erschien mir wie eine bildliche Weissagung des Weltunterganges. Dann hat die Erde auch ihren kürzesten Tag, aber dann wendet es sich gleichfalls. Doch kaum mit Einem Gedanken berührte ich diese Bedeutung des Abendrothes, und eine andere lag mir heute näher. Dieß ist der rothe Liebesschein, womit der Herr dunkle Tage noch am Abende schmückt, wenn er ihnen fröhliche will folgen lassen, dachte ich und kam in der

reinsten, friedevollsten Freude heim, um die Vorbereitungen auf das nahe Christfest zu beginnen.

Doch ehe ich daran ging, habe ich mich niedergesetzt und schreibe die Geschichte dieses mir so merkwürdigen Thomastages nieder, damit ich mich in Zukunft recht lebhaft sein erinnern möge. Die Erfahrung bringt ja Hoffnung. Die Hoffnung aber läßt nicht zu Schanden werden.

7.

Die Einweihung zum Amte.

Ehe ich von Euch scheide, muß ich noch von einem Tage erzählen, welcher der ernsthafteste meines Lebens ist. Bei den frühern Erzählungen schwebte er mir immer vor der Seele, und sollte Euch in irgend einer von denselben eine Stimmung unverständlich geblieben seyn, so muß sie Euch klar werden, wenn ich von diesem Tage erzähle. Ich könnte ihn den Grundton nennen, der in allen andern Glockentönen wiederkehrt, und der recht eigentlich zu dem leiten möchte, der das ganze Leben zu einem ernsten und heitern Feste machen kann. Sollte dann auch Wort und Ton dieses Mal ernster werden, als je vorher; sollte es mir nicht erlaubt seyn, in den ernsten Betrachtungen, welche die Erinnerung an die Einweihung zum Amte in mir hervorruft, einer untergeordneten Empfindung und einem nur begleitenden Ge-

danken das Wort zu geben; sollte in der Erzählung von jenem feyerlichen Morgen, jeder Blick auf Umgebung und äußere Zusammenstimmung vermieden und das Auge nur auf die Bewegungen des Innern gerichtet werden müssen, so wollet Euch deßhalb nicht wegwenden. Womit könnte ich besser von Euch scheiden, als mit Ernst! Ich mag die wenigsten unter Euch kennen, die Ihr einst dieß Blatt in Eure Hand nehmt, ihr verschwisterten Gemüther, mögt ihr frommen Frauen, erfahrnen Männern oder jungen Geistlichen angehören, aber es ist die Wehmuth scheidender Liebe, mit der ich Euch jetzt in das geistige Angesicht blicke, und Wehmuth ist ernst. Hätt' ich gar ein Amt an Dich gehabt, weil unser Herr mich dazu einmal bei Dir gebrauchen wollte, und hätte Dir auf irgend eine Weise der Geist, der höher ist, als der Deinige und der meinige, gesagt, was für ein Ernst in diesen oft spielenden Worten verborgen gewesen: o dann ist ja zwischen uns beiden ein sehr ernstes Verhältniß eingetreten. Wir gehen nun, Du und ich, nach dieser Stunde jeder seinen Weg, und wenn wir uns auch hienieden von Angesicht nicht sehen sollen, woran auch wenig liegt; dann sehe ich Dich doch jenseits, wie ich hoffe, und drücke Dir die Freundeshand, daß Du unten auf der Erde mit mir zu weinen und zu glauben und fröhlich zu seyn nicht verschmäht hast, und das wird dann von neuem ein sehr ernster Augenblick seyn.

So laßt mich dann mit dem Ernsthaftesten, das ich noch zu erzählen habe, den Schluß machen. O, wenn Gott es mir gäbe, den Nachhall dieses Tages, der nie ersterben wird in meinem Herzen, treu und rein auszu-

sprechen! Fern sey in dieser Stunde, wie an jenem Tage, meiner Seele alles Störende! Nichts möge mein Gemüth beschäftigen, als der Abstand göttlicher Gnade und menschlicher Unwürdigkeit! Und wenn ich im Erzählen meine spätern Erfahrungen nicht ganz verläugnen kann, da schon seit jenem Tage ein Jahrzehnt verflossen ist, so möge sich nur das hervorthun, daß seitdem mir beide größer erscheinen!

Frühe, ehe die Sonne aufgegangen war, erwachte ich in dem fremden Lande. Bei der wichtigsten Feyer meines Lebens sollte ich unter lauter unbekannten Menschen allein seyn. Der Vater, die Mutter, die Schwestern, die Freunde und Lehrer waren fern, und Ort, Gegend und Menschen mir unvertraut. Ich kannte niemand hier, als meinen Herrn und Heiland. Zwar hatte sich ein geistiges Band gestern beim Einzuge zwischen der Gemeinde und mir gebildet; allein das war noch so zart und allgemein, daß ich mich nicht daran halten konnte. Als ich die Weihung zu dem Amt erhielt, das uns in den Worten der Stiftung schon auferlegte, in die Welt zu gehen, — ach ging der, welcher es stiftete, und auf Bethanien stand, nicht noch zur selben Stunde zum Vater und ließ die Jünger allein ohne seine sichtbare Gegenwart? — da sollten auch bei mir auf Ein Mal alle Bande des vorigen Lebens durchschnitten, und ein neues begonnen werden. Dieß war schwer genug für den, der gewohnt war, immer nur im Kreise der Vertrauten, Liebe nehmend, Liebe gebend, ein Fest zu feyern. Indeß Eins stärkte mich. Es war die Weihe, welche der Vater vor dem Abschiede mir ertheilt und von der er

gesagt hatte, es sey die dritte, welche er mir erflehe, und so könne kein Mensch sie mir wieder ertheilen, wie er in der Stille des älterlichen Hauses, als eben die Sonne zum Abschiedsmorgen aufgegangen war.

Tief fühlte ich heute in der Dämmerungsstunde, wie den Schmerz, so den Trost des heiligen Tages. Ich schüttete mein Herz vor dem himmlischen Erzhirten aus, der ja der unsichtbare Freund der Seinigen ist. Dann, als der helle Tag sich verbreitete, verwandte ich die früheſten Stunden, mich aus Gottes Wort zu stärken. Ich las den ersten Brief an den Timotheus, den der Apostel nicht von Menschen, auch nicht durch Menschen, im Beginn seiner Heidenreisen schrieb und in dem er ausruft: Wer ein Bischofsamt begehrt, der begehrt ein köstliches Werk; darauf den an den Titus, den er mehr in der Mitte seines Wirkens schrieb, und in dem er ermahnt: Halte ob dem Wort, das gewiß ist und lehren kann; und zuletzt den zweiten Brief an den Timotheus, den er am Ende schrieb und in dem er sagen konnte: Ich habe den Lauf vollendet und den Glauben gehalten; hinfort ist mir beigelegt die Krone der Gerechtigkeit. Es ist für ein großes Glück zu achten, daß wir drey Briefe in der heil. Schrift besitzen, welche sich lediglich mit dem Amte des Worts beschäftigen, und die von dem Apostel unter so verschiedenen Umständen verfaßt sind, daß man für jede besondere Lage, worin das Amt uns setzen mag, Licht, Kraft und Trost bei ihnen holen kann, und wenn man sie nach einander lieset, einen Ueberblick über den ganzen Lauf eines solchen Lebens gewinnt. Oft hielt ich inne, wurde in die Tiefe einer einzelnen Aeuße-

rung versenkt, oder hob mich an einer andern hinauf. Ich fühlte, daß alle Gewalt und Seligkeit des Amtes auf dem Glauben an das Wort beruhe. Aber keines goß einen solchen Strom von Muth und Freudigkeit in meine Seele, als jenes köstliche Wort in dem letzten Briefe: Glauben wir nicht, so bleibt er treu; er kann sich selbst nicht leugnen. Unwillkührlich wurde ich an den Ausspruch eines frommen Kirchenvaters erinnert, daß wie Feuer ein Metall bewähre, so das Lehramt die Probe einer christlichen Gesinnung sey. Furchtbar ertönte in meiner Seele, was mein Vater oft von den Söhnen Aarons gesagt hatte über das fremde Feuer, das nicht ungestraft auf den Altar gebracht werden dürfe. Wenn ich mein Verhältniß zu dem heiligen und gerechten Gott in irgend einer Erscheinung meines Lebens erfaßte, und sie einzeln vor ihm prüfte und sie nicht im Zusammenhange mit einer ganzen Führung betrachtete: so mußte ich alle frohe Ahndungen und Triebe, alle ernsten Vorbereitungen, alle gelungenen Versuche, die von meiner Kindheit an durch die Jahre des Jünglings hindurch auf dieses Amt gingen, verdammen, denn sie waren nicht rein vor dem, der Augen hat wie Feuerflammen. Aber da goß jenes köstliche Wort den Strom von Muth und Freudigkeit in meine Seele und rief noch manche andere Worte zu sich, unter denen vorzüglich mich folgendes ergriff: Aber das Alles von Gott, der uns mit ihm selber versöhnt hat durch Jesum Christum und das Amt gegeben, das die Versöhnung predigt.

Eine Stunde vor dem Anfange des Gottesdienstes, erschienen mit den Aeltesten die Pfarrer, welche mir die

Hände auflegen sollten. Es waren drey Greise. Es freute mich, als ich sie sahe, denn ich hatte immer gemeint, es sollten nur solche Greise weihen. Bei ihnen nemlich pflegt sich jene Verbindung von Ernst und Milde zu finden, die sich, vom menschlichen Standpunkte aus betrachtet, zum Träger einer himmlischen Salbung eigenen. In diesem Lande hatte Gottes Gnade jene freye Gestaltung der Kirche erhalten, nach der nur Einer der Meister ist, und die übrigen Brüder. Das scheint jedem die möglichst höchste Würde, ein Diener des Wortes zu seyn; und nur das Maß der göttlichen Gabe zu Rath und That setzt den einen vor dem andern in größere Thätigkeit. Den Alten wird wegen ihrer Erfahrung besondere Achtung, und weil dieselbe freyer ist, ist sie auch inniger und tiefer.

Das Gespräch verbreitete sich über den gegenwärtigen Zustand der Gemeinde Christi auf Erden, über die Hoffnungen, welche sie für die Zukunft nähren darf, und über die ersten, blühenden und lebendigen Zeiten der christlichen und dann der wiederhergestellten Kirche. Es war so viel Festigkeit und Milde, so viel Glaube und Liebe in ihren Aeußerungen, daß die Aeltesten mit gefaltenen Händen zuhörten. Wäre ein Weltmann in diesem Augenblicke eingetreten, so hätte er gestehen müssen, daß kein Stand in der menschlichen Gesellschaft dem Greise so angemessen sey, und keiner aus seinen Dienern in einer langen Reihe von Jahren das zu machen verstehe, was der geistliche. Wie sollte dieß auch fehlen, da er seinen Dienern auferlegt, sich unablässig mit den höchsten Gedanken der menschlichen Seele zu beschäf-

tigen, sein Ohr unverrückt an den Mund des Gesandten Gottes zu halten, und was er vernommen, selbst zu leben und zu erfahren, auf daß er es predigen könne. Schweigend hörte ich dem salbungsvollen Gespräche zu und betete im Stillen zu Gott, daß er mir verleihen möge, solchen Segen des Amtes zu empfangen.

Unter den ersten Schlägen der Glocke brachen die drey ehrwürdigen Greise auf. Wir gingen zur Kirche, und die Aeltesten folgten. Ich erinnere mich, wie die letztern beim Aufbruche äußerten, es werde eine halbe Stunde geläutet, es sey deßhalb noch Zeit; und wie einer der Greise antwortete: es zieme den Dienern der Kirche, die ersten im Hause des Herrn zu seyn, um die Gemeinde, die aus der Welt herein kommt, zu empfangen. Mir war diese Bemerkung um so angenehmer, da sie mir Hoffnung gab, eine hinlängliche Zeit still in der schweigenden Versammlung mich auf die Feyer zu sammeln. Es gibt keine feyerlichere Vorbereitung, als eine solche.

So frühe wir in das Haus des Herrn eintraten, so war es doch schon besetzt und füllte sich mit jedem Augenblicke mehr. Bald saß jeder an seiner Stelle, die festliche Versammlung sahe sich schweigend an, und die Frömmern beteten. Das sind mir unvergeßliche Augenblicke geblieben. Eine solche Versammlung, schweigend in heiliger Scheu vor dem Angesicht des Herrn, ist das erhabenste Bild von der Erscheinung der Welt vor dem Throne des Richters, und wenn eine solche Versammlung um die Gnade ihres allgegenwärtigen Herrn betet, so erweckt sie unwillkührlich die Ahnung von der trium-

phirenden Gemeinde im Himmel. Und nun bethete diese Versammlung für einen ihr noch unbekannten Jüngling, von dem sie mehr erwartete, als er fühlte geben zu können, für den sie aber bethete, daß der Herr es ihm für sie geben möge. Wie mir war, drücken Daniels Worte aus: Wir liegen vor Dir, Herr, nicht auf unsere Gerechtigkeit, sondern auf Deine große Barmherzigkeit!

Die Stille wurde durch einige, ernste, würdige Töne der Orgel unterbrochen. Der Vorsänger trat vor, und die Gemeinde sang mit ihm den alten kunstlosen, aber gediegenen Gesang:

Ach Gott, wie herzlich liebst Du doch,
Uns arme Leut auf Erden,
Daß Du uns von dem Himmel hoch
Dein Wort kund lässest werden, u. s. w.

Unter den letzten Zeilen des Gesanges trat ich auf den Lehrstuhl. Zitternd beugte ich mich nieder und bethete Worte aus den Psalmen, jenen tiefsten Seufzern aus der menschlichen Brust, geheiligt durch Gottes Geist! Darauf verlas ich die Erzählung von der Weihe des Propheten Jesaias, die in ihrem Wesen sich an jedem folgenden Diener des Wortes wiederhohlen muß. Der Prophet sahe in dem Jahre, da König Usias starb, den Herrn in seinem Tempel auf einem hohen, erhabenen Stuhle, die Seraphim bedecken ihr Antlitz vor ihm, und einer ruft dem andern zu: Heilig, heilig, heilig ist der Herr Zebaoth, alle Lande sind seiner Ehre voll! Wie nun der Prophet seufzet: Wehe, ich vergehe, denn ich bin unreiner Lippe, da kommt der Seraphim einer zu ihm geflogen, eine glühende Kohle in der Hand, die er

mit der Zange vom Altare genommen und rührt des Propheten Mund und spricht: Siehe, hiermit sind deine Lippen gerührt. Und wie nun eine Stimme gehört wird: Wen soll ich senden? wer will unser Bothe seyn? Da antwortete der geweihte Mann: Hier bin ich, sende mich!

Nachdem diese heilige Geschichte verlesen, wurde der Abstand, in dem sie mit dem Falle der Anwendung sich befand, in seiner ganzen Größe beherzigt, aber auch angedeutet, wie das Wesen der Weihung heute noch dasselbe, und in den Worten ausgesprochen sey: Vergib uns alle Sünde und thue uns wohl, so wollen wir opfern die Farren unsrer Lippen. Nach dem Vorbilde eines erleuchteten Kirchenvaters, der auch sein Amt mit diesen Worten begonnen, nahm ich sie zum guten Zeichen des Anfanges. Ich zeigte, wie der Diener des Wortes ein Herz voll höherer Unschuld, die im Glauben an Jesum Christum gewonnen wird, besitzen und im täglichen Gebet um das Wohlthun Gottes wandeln müsse, und dann opfern könne die Farren der Lippen. Das Amt des Worts ist eine Darbringung des Opfers der Lippen, indem es von der einen Seite die täglich wiederholte Selbstverleugnung fordert und von der andern statt der eigenen Weisheit die von Gott in seinem Worte darbringt. Die innige Heilighaltung des Amtes, die mein Herz empfand, konnte ich in diesem Gedankengange aussprechen, und schloß mit der Anrede an die geistlichen Greise: Dünkt Euch, ehrwürdige Väter, diese Gesinnung nicht ungeeignet für einen Jüngling, der sein ganzes Leben dem Dienste des göttlichen Wortes hingeben möchte; erkennt Ihr in den schwachen Worten die Spu-

ren des Geistes, durch den wir wissen, was uns von Gott gegeben ist; haltet ihr dafür, daß ich reden dürfe, weil ich glaube: wohlan, so rufet mich im Namen des Herrn, und ich komme in diesem Namen.

Die Gemeinde sang:

Nun bitten wir den heiligen Geist u. s. w.

Die drey Greise führten mich zu der Stufe des Altars und gingen selber hinauf. Der älteste unter ihnen verlas die Worte der Stiftung des Predigtamts, die unser Herr vor seiner Himmelfahrt sprach. Dann las er die weitere Erklärung dieser Bestallung, wie er seine Jünger zu sich rief mit den Worten: die Aernte ist groß, aber wenige sind der Arbeiter, darum bittet den Herrn der Aernte, daß er Arbeiter in seine Aernte sende; und nun sie aussendete, ihnen Schlangenklugheit und Taubeneinfalt befahl, und daß er ihnen geben würde, was sie reden sollten, und endlich vorhersagte, wie Noth und Ungemach ihnen nicht fehlen, aber sie selig seyn würden, wenn sie bis an das Ende beharreten. Nach diesen ernsten Forderungen an die Bothen des Evangelii las er Jesu hohenpriesterliches Gebet für dieselben, und hatte so aus Gottes Wort Stiftung, Gebot und Verheißung des Amtes dargestellt.

Indem er las, kniete schon der Einzuweihende. Es wurden ihm die drey umfassenden Fragen vorgelegt, und als das bebende Ja gehöret worden, rief der Greis die Gemeinde zum Gebete auf. Er kniete mit seinen beiden Gehülfen nieder. Nun flehete er für den künftigen Diener des Worts, daß der Herr sein Herz reinigen, seinen Geist heiligen, seine Hand füllen, sein Auge erleuchten, sein

Ohr öffnen, seine Zunge bewahren, seine Lippen rühren, sein Haupt salben, seine Lenden umgürten, seine Knie stärken und seine Füße wolle lieblich seyn lassen, wie da lieblich sind auf den Bergen die Füße der Boten, die da Frieden verkündigen, Gutes predigen, Heil verkündigen, und zu Zion sagen: Dein Herr ist König!

Die Greise standen auf vom Gebete. Es war eine heilige Stille. Da legten sie mir nach apostolischem Gebrauch die Hände auf und hießen mich empfangen den heiligen Geist, Schutz und Schirm vor allem Uebel, Stärke und Kraft zu allem Guten von der gnädigen Hand Gottes des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes! Amen.

Der Chor fiel ein und sang leise, erst feyerlich dankend, dann innig bittend einige Verse von dem alten Liede:

Mein Gott, dir will ich singen,
Von Herzen Lob und Dank,
Daß du zu hohen Dingen,
Gefordert meinen Gang, u. s. w.

Derjenige unter den Greisen, den noch am meisten das Feuer der Jugend zu beselen schien und der in der ganzen Nachbarschaft durch die Gabe des beredten Mundes bekannt war, nahm das Wort, und indem er brüderlich dem jungen Bruder Glück wünschte, äußerte er, daß man zu keinem andern Amte in der Welt so Glück wünschen könne, als zu dem, das die Versöhnung predigt. Er nannte dieses Amt, das die Versöhnung predigt und ein Amt, des neuen Testaments, nicht des Buchstabens, sondern des Geistes ist, und jene heilige Klarheit hat, mit Nachdruck ein Amt des Wortes. Um

des Wortes willen, das zur Gemeinde geredet worden, sey sie, wie weiland die Apostel, rein geworden, und nun ein auserwähltes Geschlecht und ein königliches Priesterthum. Darum kann es in einem priesterlichen Volke nicht einen besondern priesterlichen Stand geben. In den Zeiten der Weissagung habe derselbe eine prophetische Bedeutung gehabt, die nun erfüllt sey. Ist denn ein Diener des Worts, ein Mann, der es nicht allein wagen darf, sondern sogar das Amt hat, Gottes Wort an die Menschen zu bringen, nicht unvergleichlich mehr in einem priesterlichen Volke, als ein durch menschliche Abgränzung erhöhter Priester in einem Volke, welches sich im Gegensatze gegen ihn als das gemeine betrachten muß? Hierin liegt die Würde des Amts, eine Würde, die freilich das sinnliche Auge nicht sieht, sondern nur das Auge, welches im Stande ist, auch ein königlich Priesterthum zu sehen. Daß jede Wirksamkeit durchs Wort etwas Wunderbares hat, wollte der Redner nicht weiter ausführen, und berührte nur, wie durch das geringste Mittel, durch ein Wort, einen Hauch des Mundes, das Höchste, eine Veränderung in menschlichen Seelen, hervorgebracht werde. Aber, rief er aus, wie heilig ist dieses Mittel in dem Amt, das wir zu führen gewürdigt sind! Es ist Gottes Wort, Strahl des ewigen Lichts in unserer Finsterniß, Mittheilung, welche die höchste Vernunft an unsere gefallene macht. Und nun kam er darauf, wie selig der Zweck des Amtes sey, nicht Veränderung bloß, sondern gänzliche Veredlung der menschlichen Seele, Versöhnung mit Gott, Friede in der friedelosen, Ruhe in der unruhigen, Kraft in der

ohnmächtigen, Hoffnung in der furchtvollen Seele! Ein seltenes, strahlendes und dennoch mildes Feuer ergriff ihn, wie er nun zeigte, wie köstlich es sey, den Menschen die Lehre von der Gnade Gottes, die frohe Bothschaft von seiner allgemeinen Liebe, das einladende Wort vom Kreuze verkündigen und bitten zu dürfen an Christi Statt: Laßt euch versöhnen mit Gott. O selber sich gerettet zu fühlen aus Nacht und Elend der Sünde und ihrer finstern Gewalt, und erst an sich selbst die Segnungen des Wortes erfahren zu haben, und dann im Freudenjubel der ersten und immer steigenden Liebe den Brüdern zuzurufen: Schmecket und sehet, wie freundlich der Herr ist! Kommt her zu ihm alle, die ihr mühselig und beladen seyd, Er will euch erquicken! Wer zu ihm kommt, den will Er nicht hinausstoßen! und dann zu sehen; wie das Wort überschwenglich wirkt, wie sie kommen, die Mühseligen, und gleich beim ersten Schritt finden, was sie schon aufgegeben, je zu erlangen, — wahrlich, das ist das Seligste, was man auf Erden erfahren kann. Es ist ja Liebe und die höchste Liebe, die auf das ewige Heil der Brüder geht. Diese Seligkeit wird im Amte als jene große Freudigkeit des Glaubens empfunden, von welcher der Apostel schreibt, daß sie von denjenigen, welche wohl dienen, erworben werde. Von ihrer Rede gilt, was die Alten sagten, daß jedes Wort entweder ein Blitz oder ein Thautropfen sey. Ihnen wird gegeben, was sie reden sollen, und wer sie hört, vergißt sie über der Rede. Sie predigten nichts als Versöhnung und ihre Früchte, und nichts so begeistert und unaufhörlich, als Gnade, Vergebung und Frie-

den, und darum erwarten sie es freudig, daß sie an jenem Tage aus ihren Worten gerechtfertigt werden. Doch, sagte er endlich, was soll ich mehr vorbringen, als der Geist der Weissagung selbst, der uns verheisset: des Priesters Lippen sollen die Lehre bewahren, daß man aus seinem Munde das Gesetz suche, denn er ist ein Engel des Herrn Zebaoth!

Die Gemeinde war hingerissen. Sie hing an dem Munde des Greises. Es war, wenn er einen neuen, vollwichtigen Gedanken vorbrachte, als wenn derselbe jedes Mal wie ein Blitz in Einem Augenblicke alle Herzen und Geister der Versammlung durchzucke. Er sprach so recht eigentlich nur das Ereigniß des gegenwärtigen Augenblicks aus, und dann ist es zuweilen der Fall, daß das göttliche Wort so alle Gemüther ergreift, daß die ganze Versammlung nur Ein Gemüth zu seyn scheint. Solche Reden lassen sich nicht mit Feder und Tinte wiedergeben. Wie hätte ich auch in einer solchen Stunde die äußere Gestalt des Vortrages beachten können! Ich habe nur erzählt, so viel mir von dem Gedankengange des Ganzen erinnerlich geblieben. Aber das weiß ich noch klar, in welchem heiligen Entzücken meine Seele unter der Anhörung dieser Rede schwebte. Der Greis schloß mit einem Segensspruche, und der Chor sang, ungemein passend, aus Luthers geistvollsten Lied den Schluß, der sich für eine Einweihung eignet:

Was ich gethan hab' und gelehrt,
Das sollst du thun und lehren,
Damit das Reich Gotts werd' gemehrt
Zu Lob und seinen Ehren.

Und hüt dich vor der Menschen G'satz
Davon verdirbt der edle Schatz.
Das laß ich dir zuletzte.

Der andere Geistliche, ein sehr milder und stiller Greis, der vielen Kummer in seinem Amt und Leben zu tragen gehabt, nahm das Wort und redete mich also an:

Wenn unser Bruder dir Glück gewünscht, zu der Würde des Amtes, so laß mich dir Glück wünschen zu seiner Bürde. Preiset der Herr doch seine Apostel selig über das, was sie zu erdulden finden würden! In seinen Leiden erkennt man die Hoheit eines Amtes, und der Christen Herrlichkeit hienieden ist das Kreuz! Auf dem Lehrstuhle freilich erscheint uns das Kreuz in der Ferne und läßt sich wie ein Stern ansehen, und darum, wenn von der öffentlichen Lehre in unserm Amte die Rede ist, so ist das der rechte Ort von seiner Würde zu sprechen. Aber wenn wir von jenem Stuhle hernieder steigen und von dorther das Wort Gottes aus der großen Versammlung in die Häuser des Elendes, in die Kammern der Sterbenden, und in die Herzen der Unglücklichen tragen sollen, dann kommt uns das Kreuz so nahe, daß wir selbst es mittragen müssen. Bey der Seelsorge muß von der Bürde des Amtes geredet werden. Du hast gelobt, die Farren deiner Lippen dem Herrn zu bringen, und wir haben dich dazu eingesegnet. Jetzt fordere ich dich auf und lade dich ein mit jenem ernsten Worte: Nun habt ihr eure Hände gefüllt dem Herrn, tretet herzu und bringet her die Opfer! Ich rede nicht von der Bürde der Seelsorge in dem Sinne derer, die

sich beliebig die Würde aus dem Amte herausnehmen, und die Bürde verschmähen und denen zur Strafe nun selbst die Würde hat eine Bürde werden müssen. Ich nenne die Seelsorge eine Bürde, in so fern sie jedes Mal mit Trauer beginnt und nicht selten in Trauer endet. Es ist der Anblick eines Lebens ohne Glauben, ohne Frieden und Hoffnung und Trost, der unser Herz zu solchem Mitleid stimmt, daß wir eilen müssen, den Elenden zu predigen, die zerbrochenen Herzen zu verbinden, zu predigen den Gefangenen eine Erledigung, den Gebundenen eine Oeffnung und ein gnädiges Jahr des Herrn. Aber wie oft verkennt man, was wir bieten, wie oft verwirft man als Beleidigung die Frage, welche nur Liebe thut, und weiset mit der Liebe auch das eigene Heil ab. Und was noch das Schlimmste ist, oft wird es angenommen und wieder aufgegeben, und die Sorgen der Welt, die Reizungen der Sünde, welche nie gewaltiger zu wirken pflegen, als gerade dann, führen sie dahin wieder zurück, woher sie eben entflohen waren. Doch ich bitte unsern Herrn, daß du fähig seyest, das höchste Leid und die schwerste Bürde des Amtes zu tragen, darum will ich dir auch von dem reden, was oft selbst von solchen nicht geahnet wird, welche sich am rüstigsten erblicken lassen. Das ist jener feinste und vernichtende Schmerz, der immer folgt, wenn ein Seelsorger aufhört, im Namen des Herrn zu wirken, und in seinem eigenen fortfährt. Ich meine, wenn er, der Mensch, bekehren, er in seinem Namen zu Gott führen, in eigener Kraft erwecken und demnach das armselige Werkzeug den Meister abgeben will. Bruder! je höher

wir stehen, desto tiefer können wir fallen. So fallen Gerechte, aber sie fallen oft so tief, daß sie nicht wieder aufstehn. Das ist die Angst, die unserer Thätigkeit zur Seite geht, und deren Schmerz wir mit Geduld tragen müssen. Die Würde des Amtes fühle in seiner Freudigkeit, seine Bürde nimm in Geduld auf dich! Aber dann wirst du auch die Wonne der Geduld erfahren und das Unglaubliche verstehen, wie man leidend seliger seyn kann, als wirkend. So wird der Herr Levis Erbe, und ist unser großer Lohn. Das werde dir zu Theil! Der Herr gebe dir des Amtes tiefste Leiden und ihren heiligsten Segen. Er erfülle so an dir, was er versprochen: Ich will der Priester Herz voll Freude machen, und mein Volk soll meiner Gaben die Fülle haben, spricht der Herr!

Er endete, und der Chor fiel ein mit den Worten:

Wie lieblich ist der Bothen Fuß,
Die von dem Berge kamen,
Und brachten Zion einen Gruß
In seines Königs Namen!

Zuletzt öffnete auch noch der älteste unter diesen geistlichen Greisen den Mund, derselbe, der vorher die heilige Handlung geleitet hatte. Er zeigte weder das Feuer des einen, noch die Wehmuth des andern. Es war beides in ihm, aber es wurde bei weitem von etwas Anderm überwogen, das man geistliche Kraft, Salbung, nennen möchte. Viel ruhiger, wie der erste, viel heiterer wie der zweite, mit einem Feuer, an dem das Blut wenig Theil zu haben schien, mit einer Milde, die nicht im irdischen Leide, sondern im Umgange mit der ewigen Milde gelernt war, erhaben und einfach, sprach er. Ich

wage es nicht, seine Worte nachbilden zu wollen, und indem ich seinen Vortrag andeute, bin ich mir bewußt, das Tiefste und Eigenthümlichste, wie es damals mein Gemüth auffaßte, nicht wieder geben zu können. Nur das will ich noch bemerken: wenn dort Pauli Feuer und Petri Wehmuth sichtbar zu seyn schienen, so war hier vielmehr Johannis Salbung zu verspüren.

Er begann mit der Klage, die unter jener Bürde, und selbst wohl unter der Würde des Amtes erklingt. „Ich aber dachte, ich arbeitete vergeblich und brächte meine Kraft umsonst und unnütz zu, wiewohl meine Sache des Herrn und mein Amt meines Gottes ist." Er lehrte, diese Klage müsse dem weisen Hirten kommen, der weder durch den Schimmer des Beifalls, noch durch die Blüthen der Erweckungen sich täuschen lasse und durch den Schein auf das Seyn blicke. Aber eben diese Klage werde der Saame seines Wachsthums, wie das Blut der Märtyrer der Saame der Kirche geworden, und führe ihn über Würde und Bürde des Amts hin zu seiner Weihe. Wenn er so einmal geklagt in dem unbefriedigten Feuer der Liebe: dann soll er glauben lernen, obwohl er nicht siehet, und im Glauben die Saat auswerfen, wenn er auch nicht an die Garbenfreude zu reichen hoffen darf. So wahr Gottes Wort von ihm an die Herzen der Menschen gebracht wird, und so gewiß er bey sich selbst ist, daß er dieses verkündigt und nicht Menschen Weisheit an seine Stelle setzt, so sicher soll er wissen, daß seine Predigt wirken muß und gewirkt habe, wenn auch nichts davon bekannt würde. Denn also spricht der Herr! Gleichwie der Regen oder Schnee vom Him-

mel fällt und nicht wieder dahin zurückkommt; sondern feuchtet die Erde und macht sie fruchtbar und wachsend, daß sie gibt Samen zu säen und Brot zu essen: also soll das Wort, das aus meinem Munde geht, auch seyn. Es soll nicht wieder zu mir leer kommen, sondern thun, das mir gefällt, und soll ihm gelingen, dazu ich es sende. Hienieden ist ja nicht die Zeit der Aernte, sondern der Saat. Trauert der Landmann, wenn er die Wintersaat in die Erde gelegt und das Feld schwarz da liegt oder der Schnee es bedeckt? Giebt es auch irgend etwas Gefährlicheres, als die Frucht seiner Arbeit zu sehen, und muß uns das Nichtsehen nicht vorbereiten, daß wir einst ohne Sünde sehen? So bildet sich in ihm das felsenfeste Vertrauen, das da glaubet und nicht siehet! In diesem Glauben ist er heilig, und der Herr erfüllet so gnädig durch seine Führung, was er so ernst gefordert: Wer den Altar anrührt, soll heilig seyn! Ein solcher Diener des Worts wirkt und lebt nicht mehr aus sich und in sich, sondern sein Leben ist mit Christo verborgen in Gott! Er ist erhaben über die Welt und selbst über den Wechsel, dem das Edle in ihr unterworfen ist. Er ist es, der jene entschlossenste Abgeschiedenheit von der Welt in der vielseitigsten Oeffentlichkeit behaupten kann. Ihn spornt der Menschen Beifall nicht mehr, und ihn lähmt der Mangel an sichtbarem Erfolge nicht mehr Er ist nur Diener — und steht und fällt seinem Herrn!

Auf die überraschendste Weise führte er diesen Ackergedanken des Glaubens durch alle Tiefen des geistlichen Lebens. Auf einmal hielt er inne, und sich zur Gemeinde wendend, sprach er: Rede ich hier zu Einem?

Rein zu Euch allen! Zu einerlei Glauben und Erkenntniß des Sohnes Gottes sollen wir alle hinan kommen und ein vollkommener Mann werden, der da sey in der Maße des vollkommenen Alters Christi! Dann schloß er, indem er das Wort an mich richtete: Wandle deinen Weg, wie er dir gezeichnet ist! Freue dich als Jüngling der Würde des Amtes in Freudigkeit des Glaubens! Trage als Mann mit Geduld seine Bürde! Aber als Greis möge dir seine Weihe genug seyn! Amen.

Es sang die Gemeinde:

Die Lehrer der Gemeinde müssen,
Erst selbst der Gnade recht genießen,
Dann bringt ihr köstlich Amt durchaus
Auch Fried' ins Herz und Freud ins Haus!

Darauf wurde der Segen des Herrn gesprochen, und ich begann mein Amt.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Büschlersche Buchdruckerei.

0. 31. 168.

In der Büschlerschen Verlags-Buchhandlung erschien:

Helons Wallfahrt nach Jerusalem.

Hundert und neun Jahr vor der Geburt unsers Herrn.

Vom Verfasser der Glockentöne. 4 Bändchen.
3 Thlr. 16 Ggr. od. 3 Thlr. 20 Sgr.

Diejenigen, die es zu wissen wünschen, wie die religiöse Gegenwart mit einer großen Vergangenheit zusammenhängt, und sich von so manchem, was zur Geschichte des Glaubens gehört, unterrichten wollen, finden hier reichen Stoff, und Referent hat bereits in der Erfahrung Belege, mit welcher Liebe dieß Buch von heitern und liebevollen Gemüthern angenommen ist.

Die Taufe im Jordan.

Aus dem zweiten Jahrhundert der christlichen Kirche.

Preis 20 Ggr. od. 25 Sgr.

Wer die wunderholden freundlichen Glockentöne nur irgend einmal vernommen, und ihr reiches, christliches, seeliges Leben in sich übertragen hat, für den bedarf es nur der Anzeige, daß, ganz in gleicher Ideenfülle und Lieblichkeit der Darstellung, obige Schrift von diesem beliebten Verfasser ist.

Der Charakter und die Bestimmung des Mannes.

Von Dr. Friedr. Ehrenberg. Zweite Aufl.

Preis 1 Thlr. 20 Ggr. od. 1 Thl. 25 Sgr.

Schon die Nothwendigkeit der zweiten Auflage beweiset, daß dies Werk, welches den Namen eines berühmten Verfassers trägt, in dem Kreise, für welchen es bestimmt war, gewirkt hat und wir nicht nöthig haben es weiter zu empfehlen.

Messere

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Strauß, Friedrich

Glocken-Töne Erinnerungen aus dem Leben eines jungen Geistlichen

Leipzig 1831

P.o.germ. 1426 tb

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10120907-4